Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit fl. 6. —
Für ein halbes Jahr mit . fl. 3. —
Für ein Vierteljahr mit . . fl. 1. 30 kr.
Für einen Monat mit . . . — 45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . — 2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, darauf aufmerksam zu machen, daß für französische und englische Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar unter folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt fl. 9. —
Für ein halbes Jahr . . . fl. 5. —
Für einen Monat . . . . fl. 1. —
Für 1 Band per Tag . . . — 3 kr.

Fremde und uns unbekannte Leser belieben einen entsprechenden Betrag gegen Quittung zu hinterlegen.

Wer ein Buch verliert oder es beschädigt zurückbringt, ist zum vollständigen Ersatz desselben verpflichtet.

Die Bibliothek ist an Wochentagen Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 7 Uhr offen, in den Wintermonaten an Sonn- und Feiertagen von 11—1 Uhr.

J. Lindauer'sche Leihbibliothek,

<36615494440016

Die Kinder von Neudorf.

Roman

von

Carl Haffner.

Wien 1871.

Verlag des Herausgebers: J. Neidl.

Druck v. M. Pröglhöf, Wien u. Sechshaus.

Erstes Kapitel.

Der Praktikant.

Ministerpräsident Graf Sportheim hält heute Audienz.

Im Vorzimmer harrt eine bunte Gesellschaft. Alles ist in vollster Galla erschienen, jedes nach seiner Art.

Der Thürsteher hat eine lange Liste der Angemeldeten vor sich, die ohne Rangsunterschied nach der Reihenfolge ihrer Einzeichnung vorgelassen werden. Nur mit einem jungen Mann, der vom Minister zur Audienz befohlen worden, wird von der Regel eine Ausnahme gemacht.

Unbekannt mit dem Grunde seiner Berufung dünkt ihm die Wartezeit bis zum Schluße der Audienz eine qualvolle Ewigkeit zu sein. In seinem schönen Gesichte spiegelt sich die folternde Auf-

regung einer bangen Ungewißheit. Er wagt es nicht, auf einem der beiden eleganten Fauteuils Platz zu nehmen, die hier für Audienzbewerber in Bereitschaft stehen. Von der Ecke einer Fensternische aus heftet er unverwandt den Blick nach der Thüre, durch welche seine glücklichen Vormänner dem Minister sich nähern und entlassen werden; und glücklich müssen diese ja Alle sein, denn jeder verläßt den Audienz-Saal mit freudigster Miene der Befriedigung.

Robert Fox — so heißt der junge Mann — ist zwar kein Neuling in der Bureaukratenwelt, aber er hat bisher nur als Praktikant in einem untergeordnetem Amte gedient und ist mit höheren Vorgesetzten nie in Berührung gekommen. Er hat keine Ahnung von der Kunst und dem Bedürfniße hoher Herren, den Schein der Herablassung und Liebenswürdigkeit gegen Jedermann zu wahren und mit leeren Worten Hoffnungen zu nähren, deren Erfüllung ihnen niemals in den Sinn kommt.

Während Robert, seine innere Unruhe schlecht verbergend, vor sich hinstarrt, tritt eine Frau schüchtern, in den Vorsaal. An der Schwelle bleibt sie zaghaft stehen. Ihre Erscheinung ist geeignet Theilnahme einzuflößen. Sie dürfte kaum fünfundvierzig Jahre zählen, aber ein tiefes Seelenleiden hat ihr Gesicht frühzeitig gefurcht Nichts

desto weniger trägt sie noch Spuren einstiger Schönheit, sowie ihre vergilbte Kleidung auf früheren Wohlstand schließen läßt.

Der Thürsteher kommt ihr, seiner Instruktion gemäß, höflich entgegen. Er hat von seinem galanten Gebieter den Auftrag, jeder Dame den Vortritt vor allen anwesenden Herren zu lassen. Zu Ehren des Herrn Ministers müßen wir sagen, daß seine Galanterie eine sehr ehrbare ist, denn sie erstreckt sich auf das ganze weibliche Geschlecht, ohne Unterschied des Standes, der Geburt und des Alters.

„Darf ich um Ihren Namen ersuchen?" fragte der Thürsteher.

„Anna Brunner, Försters Witwe."

„Sie werden nach dem jungen Herrn an die Reihe kommen, der dort in der Fensternische steht."

Der Thürsteher weist auf Robert und geht an seinen Schreibtisch um zum Schluße der Audienz-Liste den Namen der Försters-Witwe einzutragen.

Die Frau wirft einen Blick auf den ihr bezeichneten jungen Mann. Es sollte nur ein flüchtiger Blick sein, aber ihr Auge wird plötzlich gefesselt. Ihre bleichen Wangen röthen sich. Freudig überrascht und im nächsten Moment wehmuthsvoll

schaut sie nach Robert und zitternd sinkt sie auf einen Lehnstuhl, ohne das mit Thränen sich netzende Auge von dem Gegenstande ihrer räthselhaften Aufmerksamkeit abwenden zu können.

Robert, des langen Hinstarrens endlich müde, erhebt den Kopf und hält im Vorsaale Rundschau. Sein Blick begegnet auch jenem der Frau Brunner, die ihr Gesicht rasch mit dem Tuche bedeckt, als sie sich bemerkt sieht. Der junge Mann hat aber genug von den kummervollen Zügen erschaut, um für die ihm Unbekannte Mitleid zu fühlen. Er will sie nicht wieder mit einem Blicke belästigen.

Die peinliche Situation der für uns interessanten Persönlichkeiten in der Atichambre wird noch lange dauern. Wir wollen diese Zeit verwerthen und führen unsere Leser unangemeldet und unsichtbar in den Audienz-Saal.

Der Thürsteher tritt ein und meldet Sr. Exzellenz: „Baron Moses Aron Liliensteiner."

Mit einer aristokratisch steifen Kopfbewegung wird der Einlaß bewilliget.

Wieder öffnet sich die Thüre und der Kopf des Baron Moses Aron Liliensteiner kommt zum Vorschein, jedoch so tief gegen Boden gebeugt, daß nur die Glatze zu sehen ist.

Der entgegengesetzte Körpertheil befindet sich noch im Vorsaale. Würde der Thürsteher nicht mit Gewalt die Thüre schließen, es käme gewiß nur der halbe Baron zur Audienz.

„Lieber Baron, womit kann ich dienen?" ermuntert der Minister.

„Ach, Exzellenz," stammelt der Gefragte ganz verwirrt.

„Nehmen Sie Platz."

„Exzellenz, mein Platz ist zu Hochdero Füßen. Durch das gnädige Fürwort Euer Exzellenz ist mir die höchste aller Allerhöchsten Auszeichnungen zu Theil geworden. Ich bin gekommen, um hierfür meinen tiefgefühltesten Dank auszusprechen, aber — es fehlt mir an Worten."

„Mir haben Sie nicht zu danken. An der Spitze der Regierung stehend, ist es meine heiligste Pflicht, hervorragenden Verdienst um das Vaterland zu lohnen."

„Der Himmel beschütze Euer Exzellenz und erhalte Sie noch viele Jahre zum Segen des Reiches."

„Danke, lieber Baron."

„Euer Exzellenz glauben nicht, wie verderblich für Handel und Wandel Ministerkrisen sind. Da gibt's an der Börse ein unaufhörliches Schwanken. Jede

Stunde erzeugt neue beunruhigende Gerüchte. Die Spekulationen finden keinen festen Boden."

„Muth, Herr Baron, wir haben jetzt eine bessere Zukunft vor uns."

„Das wollen wir hoffen, und darum wage ich bei dieser Gelegenheit die submissesten Bitte, Euer Exzellenz mögen mir Dero Huld nie entziehen und meiner auch bei ärarischen Lieferungen gedenken."

„Das ist selbstverständlich," erwiedert der Minister und entläßt mit freundschaftlichem Händedruck den neugebackenen Baron und Patrioten.

Ihm folgt ein halbes Dutzend Bittsteller, die Alle mit der Zusicherung der schleunigsten Erfüllung ihrer Wünsche gnädig expedirt werden.

Im Antichambre befinden sich nur noch zwei Personen, Robert Fox und die Försters-Witwe.

Der Thürsteher meldet Ersteren.

Graf Sportheim legt den bisher beobachteten Zwang ab. Er nimmt die strenge Miene des Vorgesetzten dem Untergebenen gegenüber an.

Verlegen und mit gewaltigem Herzpochen erscheint Robert Fox vor dem Mächtigen.

Ihr Name ist Robert Fox," beginnt der Minister.

„Zu dienen, Exzellenz, versetzte der junge Mann mit zitternder Stimme.

„Sie dienen zwei Jahre.“

„Zwei Jahre vier Monate.“

„Sie zählen sehr genau. Sind Sie vielleicht schon des Wartens müde?“

„Entschuldigen Exzellenz, ich habe mich noch nie beklagt, obgleich vier meiner Collegen mir vorgezogen wurden, die jetzt schon Conzipisten sind, während ich noch immer unbesoldeter Praktikant bin. —“

Robert sagt dies in bescheidenem Tone, aber mit fester Stimme. Er hat bereits Fassung gewonnen.

Der Minister runzelt die Stirne.

„Sie werden doch nicht glauben, daß in irgend einem meiner Bureaus Protektion geübt wird?“

„Es wäre Vermessenheit, einen solchen Verdacht zu hegen.“

„Nun, was glauben Sie, was an Ihrer Zurücksetzung schuld sein mag?“

„Exzellenz, darf ich offen sprechen?“

„Allerdings, ich liebe den Freimuth.“

„Auf die Gefahr hin, vor Euer Exzellenz unbescheiden zu erscheinen, muß ich sagen, daß es mir nicht an den erforderlichen Fähigkeiten, weder an Kenntnissen, noch an Eifer fehlt.“

„Dieses Zeugniß hat Ihr Bureauchef Ihnen ausgestellt. Er hat Sie mir empfohlen, als einen sehr talentirten äußerst intelligenten jungen Mann.“

Robert schaut überrascht, fast ungläubig dem Minister in's Gesicht.

Dieser nimmt von dem auffallenden Blick des jungen Mannes keine Notiz und sagt strenge auffordernd: „Fassen Sie sich kurz, was mag die Ursache Ihrer Präterition sein?“

„Mein Geburtsschein!“ platzte Robert heraus.

„Ihr Geburtsschein?“

„Ja, Exzellenz, ich bin ein Findling, habe Vater und Mutter nie gekannt.“

„Wem verdanken Sie Ihre Erziehung, wer hat für Sie gesorgt?“

„Wie meine Pflegeeltern mir erzählten, fanden sie mich eines Tages vor der Thüre ihres Hauses als neugeborenes verlassenes Kind.“

„Entsetzlich! nur eine ganz herzlose Mutter kann ihr Kind dem Zufalle preisgeben.“

„Exzellenz, ich bitte um Schonung für meine Mutter. Es steht uns nicht zu, menschliche Thaten zu verurtheilen, deren Beweggründe wir nicht kennen. Wer weiß, ob nicht gerade Mutterliebe sie zu dem Schritte verleitet hat, welchen die Welt verdammen zu müssen glaubt. Dieser Gedanke

hat auch die Sehnsucht nach meiner Mutter geweckt und genährt. Sie aufzufinden, an ihrer Brust das süße Gefühl der Kindesliebe zu empfinden, das ist mein höchster Lebenswunsch. O, ich bin gewiß, daß die Hand, welche mich gleich nach meiner Geburt dem Mitleide fremder Menschen anvertraut hat, eine zärtliche, liebevolle gewesen ist. Schon die Wahl meiner Pflegeeltern spricht dafür. Bei diesen hätte ich einen wahren Vater, eine wahre Mutter nie vermißt, wäre meine Herkunft nicht in ein räthselhaftes Dunkel gehüllt geblieben. Durch mein ganzes Leben hat eine unsichtbare Hand mich vor Noth geschützt, mir die Mittel zur Bildung gegeben. Meine Pflegeeltern erhielten mönatlich dreißig Gulden für meine Erziehung, ohne daß sie je erfahren konnten, woher das Geld kam. Als der Tod mir diese entrissen hatte, gelangte dieselbe Unterstützung regelmäßig an mich. Der erste direkte Monatsbeitrag war in ein Schreiben eingeschlossen, das mir ein theures Kleinod geworden ist. Es enthielt von Frauenhand Mahnungen, die als guter Genius in meiner Erinnerung fortleben. So kann nur eine besorgte Mutter an ihr Kind schreiben. Diesem Briefe war ein Zweiter beigeschloßen, dessen Siegel mir erst nach zurückgelegtem vierundzwanzigsten Jahre zu lösen erlaubt ist."

Die ungekünstelte, herzliche Erzählung des jungen Mannes macht auf den Premier wenig Eindruck. Um den Herzensergießungen ein Ende zu machen, frägt er rasch: „Ihre Unterstützung von unbekannter Seite dauert also fort?"

„Seit zwei Monaten ist die Unterstützung ausgeblieben."

„Fatal!"

„Exzellenz, nicht die entzogene Unterstützung beunruhigt mich, sondern die Furcht, daß meine Mutter aus dem Leben geschieden ist, und ich der Hoffnung beraubt bin, sie endlich doch in meine Arme schließen zu können."

„Wovon leben Sie jetzt, haben Sie Einkünfte?"

„In den freien Stunden schreibe ich für Journale und verdiene damit so viel, als ich bei meinen bescheidenen Ansprüchen zum Leben brauche."

„Ach, jetzt haben Sie den Grund gefunden, der Ihrer Vorrückung im Wege stand."

„Entschuldigen, Exzellenz, die Artikel aus meiner Feder sind nicht politischen, rein wissenschaftlichen Inhalts."

„Gleichviel, Sie stehen wie ich höre, mit oppositionellen Blättern in Verbindung. Das müssen Sie bleiben lassen, wenn Sie Carriere machen wollen. Glauben Sie als Journalist Ihr

Brod verdienen zu können, so haben Sie ja nicht nöthig, Beamter zu werden."

Ein leiser Seufzer dringt über Roberts Lippen. Der Beamtenstand ist ja nicht seine Wahl. Bei seinem Drange nach Unabhängigkeit würde er der Bureaukratie längst den Rücken gekehrt haben, wenn nicht —

Er denkt an den süßen Zauber, der seine Berufsneigung lenkt und nimmt sich vor, seiner ersten Jugendliebe jedes Opfer zu bringen.

„Ihre Herkunft ist mir gleichgiltig, über derartige Vorurtheile bin ich weit hinaus," fährt der Premier fort. „Ihre bisherige Theilnahme an der Journalistik will ich aber nachsichtig beurtheilen, wenn Sie versprechen, sich fernerhin davon zu enthalten."

„Exzellenz, ich werde gehorchen."

„Ich will annehmen, daß nur die Nothwendigkeit Sie getrieben hat, einen Erwerb zu suchen, der mir mißfallen muß. Sie sollen dieser Nothwendigkeit enthoben werden. Nach der Schilderung Ihres Chefs sind Sie ein Mann, wie ich ihn soeben für eine komplizirte Mission brauche. Ich wende Ihnen eine definitive Anstellung zu. Das Dekret ist bereits ausgefertiget."

Der Minister weist auf ein Schriftstück hin, welches auf dem Schreibtische liegt.

Aus Roberts blitzenden Augen leuchtet unaussprechliche Freude, als er das Papier erschaut, das so unerwartet sein Lebens-, eigentlich sein Liebesglück besiegeln soll.

Der Graf entläßt ihn mit den Worten: „Das Dekret wird Ihnen morgen zugestellt werden. Die besonderen Instruktionen für Sie werde ich Ihnen in einigen Tagen mündlich mittheilen.“

Das unverhoffte Glück wirkt auf Robert fast sinnverwirrend. Im Antichambre erfaßt er die Hand des Thürstehers und ruft entzückt aus: „Mann, beneiden Sie mich! Mein Ziel ist erreicht — meine definitive Anstellung außer Zweifel — das Dekret ausgefertigt!“

Fort stürmt der Brausekopf.

„Kopfschüttelnd begibt sich der Thürsteher wieder in den Audienzsaal, um die Försters-Witwe anzumelden.

Mit dieser ist plötzlich eine Umwandlung vorgegangen. Es scheint, als wäre all' ihr Kummer aus der Seele gewichen. Ihr Gesicht belebt der Ausdruck des Entzückens. Die Thränen in den Augen sind zu Freudenthränen geworden.

„Madame, an Ihnen ist jetzt die Reihe,“ redet der zurückgekehrte Thürsteher Frau Brunner an.

„Ich will den Herrn Grafen nicht belästigen,“ erwiedert die Frau hastig und will sich entfernen.

„Der Herr Minister erwartet Sie,“ ermahnt der ministerielle Cerberus und drängt die Witwe zum Audienzsaal.

„Wenn es sein muß, wohlan! der Himmel will es so, er gebe mir die Kraft, den Anblick des für mich so verhängnißvoll gewordenen Mannes zu ertragen!“ spricht Frau Brunner für sich und überschreitet die Schwelle des Audienzsaales.

„Nein, zwei Stunden auf eine Audienz warten und dann davon laufen wollen, wenn es dazu kömmt, das ist mir in meiner Praxis noch nicht vorgekommen. Bei dieser Frau muß es im Kapitolium nicht ganz richtig sein,“ denkt sich der Thürsteher.

In furchtbarer Aufregung erscheint sie vor dem Minister.

In seiner Nähe verliert sie aber vollends die Fassung und beginnt zu wanken.

Der Graf will sie beruhigen, allein seine Stimme macht die arme Frau nur noch mehr erbeben. Fast willenlos läßt sie sich von ihm zu einem Fauteuil geleiten.

„Sie scheinen sehr unglücklich zu sein,“ sagt der Premier in jenem mitleidsvollen Ton, der

seiner Zunge geläufig, seinem Herzen jedoch fremd ist.

Die Försters-Witwe ermahnt sich endlich. Seufzend erhebt sie das Haupt und beginnt mit zitternder Stimme: „Unglücklich, ja wohl! Doch nein, ich bin es nicht mehr! Mein sehnlichster Wunsch ist erfüllt, das Glück meines Kindes gegründet, und damit ist die furchtbarste, letzte Sorge von mir genommen. Als Bittstellerin kam ich hierher und nun Herr Graf habe ich nur den innigsten Dank Ihnen auszusprechen.“

Der Minister erwiedert verdutzt: „Wofür danken Sie?“

„Für die Laufbahn, die Sie meinem Sohne eröffneten,“ entgegnet Frau Brunner lebhaft, und indem sie die Hand des Premiers erfassen will, ruft sie aus: „Der junge Mann, der Sie soeben verlassen, ist mein Sohn; aber er kennt seine Mutter nicht, er weiß auch nichts von seinem Vater, und doch ist er in dieser Stunde Beiden so nahe gestanden.“

Sportheim tritt einen Augenblick betroffen zurück. Er sammelt sich aber rasch und fährt trotzig auf: „Was wollen Sie damit sagen?“

„O, Herr Graf, sind Ihnen meine Gesichtszüge wirklich so fremd geworden, daß sie gar keine Erinnerung in Ihrem Herzen wecken. Kennen

Sie die Anna nicht mehr, der Sie vor dreiundzwanzig Jahren ewige Liebe und Treue zugeschworen, die Sie verlassen und verstoßen haben, als sie Ihnen die Entdeckung von den Folgen ihrer Liebesschwüre gemacht? Ich mußte das Kind fremden Menschen anvertrauen, um mich vor Schande zu bewahren, habe es aber nie aus den Augen gelassen und immer für dasselbe gesorgt, bis ich selbst hilflos geworden bin. Seit zwei Monaten bin ich bereits außer Stand gesetzt, meinen Robert zu unterstützen. Da wagte ich endlich in der Verzweiflung den Schritt zu Ihnen, Herr Graf, in der Hoffnung, daß Sie meinem, Ihrem Kinde —"

Der Minister läßt sie nicht weiter sprechen. Pochend auf die Macht seiner Würde faßt er den Entschluß, die Unglückliche mit Gewalt für ihn unschädlich zu machen. Mit Hast schellt er die Glocke, und als der Thürsteher erscheint, donnert er ihm wuthschnaubend zu: „Schaffen Sie mir diese Person fort, es ist eine Wahnsinnige!"

„Dachte mir's," brummte der Thürsteher für sich, und will Frau Brunner beim Arme fassen.

Diese entwindet sich aber empört, und dem Grafen einen verächtlichen Blick zuwerfend, ruft sie mit Stolz aus: „Exzellenz, ich werde Sie nicht wieder belästigen. Mögen Sie immerhin die

Mutter hassen, aber übertragen Sie den Haß nicht auf den Sohn, der ein Recht auf Ihre Liebe hat."

Mit eilenden Schritten entfernt sie sich aus dem Audienzsaale.

„Schnell ihr nach," befiehlt der Minister dem Thürsteher. „Treffen Sie Anstalten, daß das tobsüchtige Weib sogleich in's Irrenhaus gebracht werde. Meine Instructionen werden folgen."

Außer sich vor Wuth, durchschreitet Graf Sportheim einige Male den Saal. Plötzlich bleibt er vor dem Schreibtisch stehen, sein Blick fällt auf das Papier, welches Robert's Anstellungsdekret enthält.

„Und dieser Mensch soll ein Recht auf meine Liebe haben?" spricht er für sich. „Nimmermehr! Auch er muß aus dem Wege geschafft werden."

Zähneknirschend zerreißt er das Dekret und setzt sich an den Schreibtisch, um eine Note an den Polizeiminister zu richten.

Nachdem dies geschehen, verläßt er beruhigter den Saal.

Eine Stunde später fährt er in offener Equipage zur Promenade. Seine Mienen sind wieder vollständig erheitert. Von allen Seiten wird der mächtige Ministerpräsident ehrfurchtsvoll begrüßt,

und zur selben Zeit vollzieht der Thürsteher den Auftrag seines Gebieters. Die unglückliche Försters-Witwe wird ohnmächtig in eine Zelle der Irren-anstalt gebracht.

Zweites Kapitel.

Getäuschte Hoffnungen.

In einer der belebtesten Vorstädte gehört das Haus des Tischlermeisters Hartel zu den stattlich-sten Gebäuden vom Grunde. Es ist zwar nicht im modernen Style erbaut, zeichnet sich aber durch wohlthuende Einfachheit und Sauberkeit aus, und überragt mit seinen drei Sockwerken die Nachbar-häuser. Ein ziemlich großer, schattiger und blumen-reicher Garten verleiht diesem Besitzthume einen besonderen Reiz. Man kann es dem Eigen-thümer nicht verargen, daß er stolz auf sein Haus ist, das er durch sein Handwerk redlich erworben.

Hartel ist ein achtungswerther Bürger in des Wortes vollster Bedeutung, nur in die Neuzeit weiß er sich nicht zu fügen, und dasselbe gilt von seiner Lebensgefährtin, die noch überdies einen Hang zur Bigotterie hat. Beide erfreuten sich eines langjährigen ehelichen Glückes, das aber jetzt etwas getrübt ist. Ihr einziges Kind, Friederike, ein herrliches Mädchen von neunzehn Jahren, ist sterblich verliebt in einen jungen Mann, der nicht ganz dem Geschmack ihrer Eltern entspricht.

Der Vater hat sich zwar schon nachgiebig gezeigt und seine Einwilligung zur ehelichen Verbindung von einer einzigen Bedingung abhängig gemacht, auf deren Erfüllung Friederike sehnsuchtsvoll harrt, aber die Mutter hat ein unbesiegbares Bedenken, das ihr großen Kummer macht, denn es fällt ihr unendlich schwer, der Herzensneigung ihrer Tochter nicht freudig zustimmen zu können.

In der Stunde, in welcher wir unsere Leser in das Haus dieser Familie führen, begegnen wir nur ernsten Gesichtern. In banger Erwartung ruht Friederike auf ihrem Lieblingsplätzchen im Garten, das mit Liebessorgen erfüllte schöne Haupt auf die Hand gestützt. Ihre Eltern scheinen nicht weniger in gedrückter Stimmung zu sein. Es kommt bei ihnen jener Widerspruch zum Ausdruck, welchen

die Sorge um die Zukunft ihres Kindes seit einiger Zeit so oft erzeugt.

Eine besondere Gelegenheit hiezu ist heute geboten.

Mit betrübter Miene sitzt die Tischlersfrau im Wohnzimmer, in welchem ihr Mann nachdenkend auf und ab geht. Endlich hält er inne. Der Anblick seines Weibes flößt ihm Mitleid ein, er sucht sie zu trösten.

„Mach' Dir nicht unnütze Sorgen," sagt er theilnahmsvoll. „Wir haben ja gar keinen Grund zu fürchten, daß unser Mädel durch die Heirat unglücklich werden muß. Was ist denn eigentlich an ihrem Freier auszustellen? Er ist ein braver, fleißiger, hochstudirter junger Mann, der von der tosenden Jugend der Jetzzeit eine Ausnahme macht, und in meinen Willen fügt er sich auch. Es kann ihm nicht fehlen, in der Welt vorwärts zu kommen."

„Das wohl," schluchzte die Frau, „aber mich erschreckt der Gedanke an einen Schwiegersohn, der sich seines Taufscheines schämen muß, der nicht weiß, wer seine Eltern gewesen, der sein Dasein einer Todsünde verdankt."

„Resi, verschon mich mit diesem Vorurtheil. Es wäre unchristlich, einen Menschen wegen der Schuld seiner Urheber zu verdammen."

„Der Herr Basilius sagt auch, daß ein Findling kein Glück in's Haus bringt.“

„Wer ist dieser Herr Basilius?“

„Nun, der fromme alte Herr, der schon zweimal hier war, um Dich einzuladen, dem frommen Verein beizutreten.“

„Laßt mich ungeschoren mit allen Vereinen, die verrücken den Leuten nur die Köpfe, wie unserem Nachbar, dem Tuchscherer, der als Präsident eines demokratischen Vereines zum Gespött der Welt geworden ist.“

„Aber ein frommer Verein, das ist doch etwas ganz anderes.“

„Ich will nichts wissen von den Vereinen, und was den Herrn Basilius anbelangt, so muß ich Dir sagen, daß er mir gar nicht gefällt. Ich möchte nicht, daß er sich am Ende in meinem Hause einnistet. Die Augen verdreht er zwar wie ein Verzückter, aber mir kommt vor, daß er mehr ein Frömmler als ein Frommer ist.“

„Lästere nicht.“

„Du kennst mich doch, liebe Alte, Du weißt, daß ich kein Lästermaul, sondern ein guter Katholik bin, allein, die Duckmauser kann ich nicht leiden.“

„Verzeih', Valentin, wenn ich sag', daß auch Du ein Vorurtheil hast, das ich nicht begreife.“

„Ich — ein Vorurtheil?"

„Alles wundert sich, daß Du Deine Tochter nur an einen Beamten verheiraten willst. Wir sind doch als Handwerksleute so glücklich gewesen, wir haben uns für's Alter und die Zukunft unseres Kindes als schlichte Bürgersleute genug erspart, um sorgenfrei leben zu können, und nun . . . ."

„Du wirst doch nicht glauben, daß der Hochmuthsteufel in mich gefahren ist?"

„O, gewiß nicht, aber eben darum ist mir Deine Vorliebe für den Beamtenstand unerklärlich."

„Nun, ich will Dir offen sagen, daß mir ein tüchtiger Gewerbsmann als Eidam am liebsten wär; wenn ich aber unsere Zeitverhältnisse in's Auge faße, wenn ich seh', wie viele Geschäftsleute von Schwindlern unterdrückt werden, so drängt sich mir die Ueberzeugung auf, das Handwerk hat seinen goldenen Boden verloren. Darum ziehe ich heutzutage den Beamtenstand dem Gewerbestande vor, er bietet wenigstens eine gesicherte Existenz, und wenn auch mit dem Gehalt Keiner reich wird, so weiß doch Jeder, daß er für alle Fälle versorgt ist, wenn er es versteht, mit Wenigem hauszuhalten."

„Wie Gott will, ich füge mich in Alles."

„Recht so, gute Alte, ich hoff', wir werden in unseren alten Tagen noch viel Freude erleben."

Der Meister reicht seiner Frau herzlich die Hand, welche diese mit Innigkeit drückt.

Die düstere Wolke am Horizont eines sonst heiteren Familienglückes hat sich verzogen.

Hartl schaut ungeduldig nach der Uhr.

„Schon drei Uhr vorüber," sagt er kopfschüttelnd. „Wo er nur so lange bleiben mag?"

„Er kommt ja nie früher aus dem Bureau."

„Aber heute war er gar nicht im Amte. Ist er nicht zur Audienz befohlen worden?"

„Möchte wissen, wozu ihn der Herr Ministerpräsident rufen ließ."

„Bin selbst schon neugierig. Nun wir werden's ja bald hören. Ich gehe unterdessen in die Werkstätte. Kommt er, so lasse mich schnell rufen.

Der Meister setzt sein Käppchen auf und entfernt sich.

Der Leser wird gewiß schon errathen haben, daß Robert, den wir bei der Audienz des Ministers kennen gelernt, der Schwiegersohn in spe ist, von dem die beiden Alten gesprochen.

Derselbe hat sich vom Minister-Hotel in sein Bureau begeben, theils um dem Chef für dessen

Empfehlung zu danken, noch dringender aber in der Absicht, an seinen einstigen Collegen, die ihn durch Protektion überflügelt und verletzend stolz behandelt haben, Revange zu nehmen.

Von seinen früheren Kollegen wird Robert beneidet, aber je mehr sich ihre Gesichter zu häßlichen Fratzen verziehen, desto mehr spricht er von der freundlichen Aufnahme, die er beim Minister gefunden, oon der Wichtigkeit der ihm zugedachten Sendung und von der hoffnungsvollen Carierre, die sich ihm plötzlich eröffnet.

Diese kleine Rache ist wohl verzeihlich. Robert ist durch die himmelschreiendste Zurücksetzung und durch den Hohn der stolzen Protektionskinder viel gekränkt worden.

Im ironischen Tone sagte er zu dem Sohne des Hofrathes Ehrenburg, der ihm erst kürzlich vorgezogen worden ist: „Das Glück mag mich noch so hoch stellen, ich werde nie vergessen, daß ich einst Ihr Kollege war. Rechnen Sie in jedem Falle auf die Fortdauer meiner Freundschaft.“

Erleichterten Herzens verläßt er das Bureau, um in die Arme der Liebe zu eilen.

Bald nachdem sich Hartel in die Werkstatt begeben, steht Robert vor seiner Geliebten.

„Wir sind unseremZiele nahe ruft!“ er ent-

zückt aus und ergreift ihre Hand, die er an die glühenden Lippen drückt.

„Ist es möglich!“ ruft Friederike aus, als wollte sie an die nahe Erfüllung ihres heißesten Wunsches nicht glauben.

„Riekchen, Du darfst an meinem Glücke nicht zweifeln. Morgen schon werde ich die von Deinem Vater mir gestellte Bedingung erfüllen und ihm mein Anstellungs-Dekret überbringen. Der Herr Ministerpräsident hat mich überaus gnädig aufgenommen und mir Hoffnungen gemacht, die ich nicht wieder auszusprechen wage.“

Das Mädchen läßt den seelenvollen Blick auf dem Geliebten ruhen, doch ihr Auge füllt sich mit Thränen und kaum hörbar frägt sie mit bangem Gefühl: „Robert, wirst Du mich auch immer lieben, so recht vom Herzen?“

„Riekchen, Du hast doch schon den größten Beweis meiner unnennbaren Liebe. Um Dich zu besitzen, brachte ich das größte Opfer; ich habe einen Beruf gewählt, der mir die Unabhängigkeit raubt, und meiner Ueberzeugung Fesseln anlegt!“

„Eben darum fürchte ich, daß Du Dich an meiner Seite bald unglücklich fühlen wirst.“

„Niemals, das schwöre ich Dir! Deine Liebe wird mich entschädigen für jede Entsagung. Und nicht wahr, Du wirst mich lieben?“

Die letzten Worte haucht Robert mit einer so unwiederstehlichen Innigkeit, daß er damit die bange Sorge des geliebten Mädchens vollends verscheucht.

Er entwindet sich der Umarmung, mit welcher Friederike ihren Tröster belohnt, und sagt scherzend zu ihr: „Auf baldiges Wiedersehen, liebes Rieckchen. Ich muß die Toilette wechseln. Im schwarzen Frack und in der weißen Kravatte ist's mir zu unbehaglich. Verkünde unterdessen Deinen Eltern den unerwarteten Erfolg meiner Audienz beim Minister."

Einen Kuß auf ihre Stirne drückend, nimmt er Abschied.

Robert wohnt im Hause des Meisters Hartel als Zimmerherr bei einer alten Matrone, die von einer kleinen Pension lebt. Bei seinem Kommen und Gehen hat er Friederiken das erste Mal zufällig und dann sehr oft absichtlich auf dem Wege begegnet. Durch die Uebereinstimmung zweier Herzen, die man schlechtweg Liebe nennt, haben die beiden jungen Leute die Mittel zur Annäherung gefunden. Der junge Mann oblag beim Beginn der Bekanntschaft noch den Studien, das Mädchen war noch eine Knospe im Entfalten, aber das hinderte den Brausekopf nicht, ohne Zagen auf das Ziel aller ehrlich Liebenden loszusteuern. Offen trat er

vor die Eltern der Geliebten hin, erklärte kurzweg, daß er ohne ihrer Tochter und sie ohne ihn nicht leben könne und verlangte das Versprechen zur Einwilligung eines Bundes, dessen Abschluß freilich noch in weiter Ferne liege.

Der Meister ward ganz verblüfft durch die Werbung des Jünglings und die Meisterin schlug die Hände über den Kopf zusammen. Zu ihrer Jugendzeit hätte ein Mann vor Erlangung seiner Großjährigkeit an's Heiraten nicht gedacht, wie sie sagte, und sie sah in dem verfrühten Antrage die Spuren eines unerhörten Leichtsinnes. Dem Freier wurde bei seinem ersten Versuche in kategorischer, wenn auch höflicher Weise die Thüre gewiesen und seiner Zimmerfrau bedeutet, daß sie sich baldigst um einen anderen Zimmerherrn umsehen müsse, widrigenfalls ihr die Wohnung gekündigt werden würde.

Diese Drohung versetzte die Liebenden in große Bestürzung.

Robert's Unterstandsgeberin tröstete sie jedoch und versprach die Vermittlerin zu machen. Sie hatte ihren Schützling wie einen Sohn lieben gelernt, sie wußte nur Gutes von ihm, und auch Friedericke konnte sich ihrer Zuneigung erfreuen.

Während nun in der Familie des Hausherrn die Trauer einzog, die Tochter die Trennung vom

Geliebten beweinte, Vater und Mutter einerseits vor der Gefahr für die Unschuld ihres einzigen Kindes erzitterten, anderseits mit kummervollen Herzen sahen, wie der Gram der Liebe an ihrer Tochter zehrte, hielt Frau Susanne — so nannte man im Hause Roberts Zimmerfrau — mit ihrem Schützlinge Berathung.

Wenige Tage nach Roberts Abweisung erhielt Herr Hartel von jenem ein Schreiben, das auf den schlichten Mann einen tiefen, für das Liebespaar günstigen Eindruck machte.

Robert schilderte im einfachen aber seelenvollen Tone seine Liebe und fügte hinzu: „Es war nicht jugendliche Uebereilung, was mich antrieb den Eltern mein Herz zu öffnen und ihnen meine Liebe zu ihrer Tochter zu gestehen, sondern es war mein fester Wille, vom Beginne meiner Neigung an ehrlich vorzugehen und nicht geheimnißvoll eine Leidenschaft zu nähren. Ich verkenne nicht, daß Jahre vergehen müssen, bevor mein glühendster Wunsch erfüllt werden kann, daß die Welt einen Jüngling verlacht, der um die Hand eines Mädchens wirbt, bevor er seine eigene Existenz gesichert hat, aber meine Bewerbung erfolgt in der Ueberzeugung, daß Ihre Zustimmung die größte Anspornung für mich werden müßte, die Bahn der Ehre nie zu verlassen und mit rastlosem Eifer darnach

zu streben, des Preises der mich erwartet, würdig zu werden."

Der Meister legte nachdenklich den Brief bei Seite. — „Der Junge ist eine ehrliche Haut," brummte er in den Bart.

Nachgiebiger gestimmt, las er nach reiflicher Ueberlegung das Schreiben auch seiner Frau vor und fragte dann: „Nun, was meinst Du?"

„Es ist freilich unerhört, so jung zu freien, aber ich will mich doch über den Sausewind näher erkundigen. Ich werde mit Frau Susanna reden, sie ist eine sehr ehrbare, erfahrene Frau, einem leichtsinnigen jungen Menschen gibt sie keinen Unterstand."

„Wir wollen sehen," sprach die Meisterin zögernd, aber zu Gunsten des jungen Mannes umgestimmt.

Die Unterredung zwischen der Meisterin und Frau Susanna fand noch an demselben Tage statt, und bahnte eine Verständigung zur beiderseitigen Zufriedenheit an.

Eine Woche später trat Hartel mit Robert sogar in mündlichen Verkehr, und nach zwei Wochen hatte dieser die Zustimmung — freilich unter einer für ihn harten Bedingung, die wir bereits kennen — erreicht.

Robert mußte seiner Liebe das Opfer bringen, sich dem Beamtenstande zu widmen und gleichzeitig geloben, das in seine Ehrenhaftigkeit gesetzte Vertrauen nicht zu mißbrauchen. Das Gelöbniß bezog sich insbesondere auf die Erlaubniß, auch fernerhin mit der Geliebten unter ein und demselben Dache wohnen zu dürfen.

Zwei Jahre sind seitdem verflossen. Robert hat in der Achtung seiner zukünftigen Schwiegereltern immer mehr gewonnen, und von der Glut seiner ersten Liebe nichts eingebüßt.

Nur seine uneheliche Geburt ist schuld, daß in der Tischlerfamilie noch nicht alle Bedenken gegen ihn gehoben sind. Besonders in letzter Zeit macht sich die Meisterin Vorwürfe, das Liebesverhältniß ihrer Tochter mit einem Findling zu dulden.

Die Ursache dieses Mißtrauens in der Harmonie der Familie ist eine jener Kreaturen, die unter der Maske der Frömmigkeit dunkle Zwecke verfolgen, die sich überall einschleichen, wohin die rücksichtsloseste Selbstsucht sie treibt, für welche die Zertrümmerung des wahren Lebensglückes die größte Wollust ist, deren Wesen mit der Giftpflanze nur die zerstörende Wirkung, nicht aber auch die Heilkraft gemein hat.

Der Mann, welcher in Hartel's Haus den Samen der Zwietracht streut, ist Herr Basilius.

Wir haben aus dem Gespräche des Tischlers mit seiner Frau ersehen, daß der Meister diesem Menschen nur flüchtig begegnet sein kann, und nichts weniger als Sympathien für ihn hat.

Er steht nun in eigener Person vor uns.

Kaum daß Hartel in die Werkstatt gegangen ist, erscheint der Frömmler bei der Meisterin. Sein unheimliches Aeußere hat ganz das Gepräge der Scheinheiligkeit und Heuchelei.

Mit einem salbungsvollen Gruß verbeugt er sich und mit süßlicher Stimme stellt er die Frage: „Nun, Frau Meisterin, hat sich Ihr Mann schon entschlossen, unserem Vereine beizutreten?"

„Valentin ist ein Feind aller Neuerungen und will von Vereinen durchaus nichts wissen," entgegnet die Tischlerin verlegen.

„Daß er die sündhaften Neuerungen haßt, ist löblich, aber fromme Vereine sind ja nichts Neues, sie bestehen seit das Christenthum existirt. Wäre Ihr Mann in unserem Bunde, es würde das ewige Licht seinen Geist erhellen, er würde sehen, was er jetzt nicht sieht, er würde hören, was er jetzt nicht hört, er würde sein Haus vor Schande und Schmach bewahren, die ihn bedrohen".

„Schmach und Schande!“ ruft die Frau erschrocken aus.

„Ja, geliebte Freundin in Christo, die Gefahr für die Ehre Ihrer Familie schreitet mit Riesenschritten einher, sie muß Sie ereilen, wenn Sie ihr nicht schnell die Thür verschließen.“

„Um Gotteswillen, welche Gefahr!“

„Sie darauf aufmerksam zu machen, kam ich hierher. Die heilige Kirche nimmt Aergerniß an Ihrem frevlen Beginnen. Ihr Kind einem Sohne der Sünde zu überliefern, und die Welt verdammt das unzüchtige Beisammenleben Ihrer Tochter mit ihrem Geliebten in einem Hause.“

„Großer Gott, wer wagt es, an der Reinheit meines Kindes zu zweifeln?“

„Ich will es glauben, daß sie noch unschuldig ist, aber jedenfalls spricht der Schein gegen sie, und die Welt urtheilt nur nach dem Scheine. Ueberdies ist es Christenpflicht, selbst die Gelegenheit zur Sünde zu meiden.“

Frau Hartel erbebt. Der unheilvolle Heuchler hat gut gezielt und das Mutterherz tödtlich getroffen.

Bevor sie sich erholt, hüpft Friederike freudetrunken ins Zimmer. Ueberwältiget vom Glücke des Augenblicks, bemerkt sie den alten Sünder nicht. Wonnevoll fällt sie der Mutter um den

Hals und ruft aus: „Robert ist vom Minister heimgekehrt. Sein Ziel ist erreicht. Er hat eine Anstellung erhalten. Der Erfüllung meines sehnlichsten Wunsches steht nichts mehr im Wege. Mutter, liebe Mutter, freue Dich mit mir!"

Das Mädchen ahnt nicht, in welch' unglücklicher Stunde ihre Glückssonne scheinbar aufgegangen. Die furchtbare Aufregung ihrer Mutter hält sie für freudige Theilnahme, ihre Thränen des Kummers für den Ausfluß einer beseeligenden Empfindung. Ihre Brust ist erfüllt mit unaussprechlichem Entzücken, es ist ihr, als wäre in diesem Momente in ihrer Umgebung kein Raum für irgend ein düsteres Gefühl. Sie schaudert auch nicht zurück, als sie den Kopf erhebt und den Satan erblickt, der soeben daran ist, die Bande ihrer Familie zu lockern, und wenn möglich, zu zerreißen.

„Robert wird bald hier sein. Ich eile zum Vater, um ihn auf eine freudige Ueberraschung vorzubereiten," spricht Friederike und verläßt hastig das Zimmer.

Die Meisterin ist außer sich. Basilius schaut teuflisch triumphirend auf sein Opfer.

„Armes, unglückseliges Kind!" ruft die Frau nach einer peinlichen Pause schmerzerfüllt aus.

„Vertrauen Sie auf Gott, er wird Alles

zum Guten lenken," erwiedert der Frömmler im gewohnten Tone der Heuchelei.

„Hätte ich doch die Neigung meines Kindes im Keime erstickt, jetzt ist's zu spät."

„Dem ernstlichen Wollen ist nichts unmöglich. Widersetzen Sie sich der Verbindung, geben Sie nicht zu, daß Ihr Kind ein Opfer der Spekulation werde. Es kann nur niedere Habsucht sein, welche den jungen Menschen bestimmt, um die Hand Ihrer Tochter, der einzigen Erbin Ihres Vermögens zu werben. Was der Segen vieljähriger Arbeit in Ihr Haus gebracht, wird der Fluch einer gottlosen Ehe in kurzer Zeit verschlingen. Die Sünde erbt sich fort, Kinder sündhafter Eltern muß man meiden, wie die Pest."

„Mein Mann hat sein Wort gegeben, und — ich kenne ihn — er wird davon nicht abzubringen sein."

„Wohlan, so suchen Sie Trost im Schooße der Kirche. Das Kloster bietet verirrten Töchtern eine Zufluchtsstätte im Kampfe gegen sinnliches Begehren. Dort kann auch Ihre Tochter himmlischen Trost finden und dann liegt es in Ihrer Macht, die Schuld zu sühnen, die Sie durch Duldung eines unlauteren Verhältnisses Ihres Kindes auf sich geladen. Es ist eine schwere, fürchterliche Schuld, welche mit ewiger Verdammniß bestraft

wird, die Sie durch Widmung des irdischen Mammons zu frommen Zwecken von sich abwenden können. Liebe Freundin in Christo, vertrauen Sie mir, ich werde Ihnen die Mittel und Wege zeigen, die Sie zu wählen und einzuschlagen haben, um Ihr Seelenheil zu retten, den Qualen der Hölle zu entrinnen."

Basilius ist im besten Zuge, die Schrecken des finstern Schattenreiches jesuitisch grell zu schildern, wird aber durch die Dazwischenkunft des Meisters unterbrochen.

Hartel wirft einen stechenden Blick auf den unwillkommenen Gast.

Dieser nimmt aber schnell eine freundliche Miene an.

„Ich bin gekommen, Sie für heute Abend einzuladen," sagt er demüthig. „Sie müssen unsern Verein kennen lernen, lauter wackere Männer haben sich ihm angeschlossen."

„Ich habe heute keine Zeit, und kurz gesprochen, ich habe auch keine Lust dazu," versetzt der Tischler verdrießlich.

„Lieber Meister, Sie sind bei übler Laune. Nun, ich will ein anderes Mal kommen. Ich hätte wohl auch in einer Geschäftsangelegenheit mit Ihnen zu sprechen. Mir ist der Auftrag zugekommen, für einen Kirchenbau tüchtige Arbeits-

kräfte vorzuschlagen, da dachte ich auch an Sie. Die Tischlerarbeiten — wenn Sie die übernehmen wollen — doch davon das nächste Mal."

Der Heuchler merkt, daß er hier nicht gerne gesehen ist, und verabschiedet sich, wobei er der geängstigten Frau hinter dem Rücken des Meisters einen bedeutungsvollen Blick zuwirft.

Nachdem er sich entfernt, wendet sich Hartl mißmuthig an die Meisterin.

„Ich habe Dir heute schon einmal gesagt, daß dieser Mensch mir ganz und gar mißfällt. Der Augenverdreher sieht ganz darnach aus, als ob er bestimmt wäre, den Frieden im Hause, der uns durch fünfundzwanzig Jahre so glücklich gemacht hat, zu stören.

„Valentin, das kann nicht Dein Ernst sein."

„Es ist doch mein vollster Ernst."

„Dir mißfällt das Aeußere dieses Mannes, das ist Alles. Du sagst doch selbst immer, man dürfe einen Menschen nicht nach dem Schein beurtheilen, das wäre ungerecht, denn der Schein trügt oft."

„Es gibt Gesichter, die nicht täuschen, denen Heuchelei und Arglist unverkennbar aus den Augen leuchtet, und ein solch' fatales Gesicht hat dieser Herr Basilius."

Die Meisterin kennt ihren Mann zu gut,

als daß sie es wagen würde, in diesem kritischen Moment den Widerspruch weiter fortzusetzen. Ein peinlicher Abend steht ihr bevor.

Robert stellt sich freudetrunken dem Alten als Beamter vor, schildert feurig die gehabte Audienz und die goldene Zukunft, welcher er durch die Gunst des Ministers entgegen zu gehen hofft.

Hartel beurtheilt zwar die Lage seines zukünftigen Schwiegersohnes kaltblütiger, freut sich aber doch vom ganzen Herzen über das unerwartete Glück Robert's, denn er hegt die Meinung, daß der Friede in seinem Hause nicht eher wieder gänzlich hergestellt sein wird, bis nicht durch die unzertrennliche Verbindung seines Kindes mit dem Geliebten, die Ursache des Zwiespaltes gehoben ist.

Von diesem Gedanken beherrscht, scheint es ihm ein Bedürfniß, den Glückstag zu feiern.

Er ladet Robert für den Abend zu einem kleinen, traulichen Familienfeste ein und beauftragt die Meisterin, in der Küche dafür zu sorgen.

Robert dankt entzückt. Die Frau fügt sich mit schwerem Herzen in den Willen ihres Mannes.

In der siebenten Stunde findet sich der glückliche Liebende im Kreise der Familie wieder ein.

Er hat nur Augen für Friederike, er sieht

nicht die kummervollen Züge der Frau, die seine Mutter werden soll, er hört nur halb auf den Meister, der sich vergebens Mühe gibt, die Unterhaltung in Fluß zu bringen.

Immer einsilbiger wird die kleine Gesellschaft und dennoch fliegt dem Liebespaar die Zeit schnell dahin.

Schon schlägt die zehnte Stunde und Hartel will zum Aufbruch mahnen. Da stürzt Robert's Zimmerfrau fast athemlos in's Zimmer und ruft in erschreckend angstvollem Tone aus:

„Herr Robert, kommen Sie schnell nach Hause."

Große Bestürzung zeigt sich in den Mienen Aller.

„Um Gotteswillen, was ist geschehen?" frägt Robert erbleichend.

„Kommen Sie nur," erwiedert die Frau und erfaßt seinen Arm.

Willenlos läßt er sich führen. Vom Schrecken gelähmt, bleibt die Tischlerfamilie zurück. Auf der Treppe angelangt, flüstert die Frau: „Ach, Herr Robert, ich zittere am ganzen Körper. Polizei ist in Ihrem Quartier."

„Polizei?" wiederholt Robert sich faßend. „Warum sagten Sie dies nicht gleich? Ich dachte, es wäre Ihnen ein Unglück zugestoßen."

„Wie, Sie nehmen die Sache so leicht?“

„Beruhigen Sie sich, liebe Frau Susanna, hier kann nur ein Mißverständniß obwalten. Was hätte die Polizei bei mir zu suchen?“

„Sie selbst werden gesucht. Ich wollte schon verschweigen, daß Sie im Hause sind und Ihnen später einen Wink zur Flucht geben.“

„Gut, daß Sie das nicht gethan.“

„Das dachte ich nach einiger Ueberlegung auch. Sie werden doch nichts zu fürchten haben.“

Unter diesem Gespräch langten Beide in ihrer Wohnung an. Ein Polizeikommissär und zwei Amtsdiener erwarteten Robert. Dieser überrascht, erkundigt sich dennoch unbefangen um den Grund dieses seltsamen Besuches.

Der Kommissär zeigt einen Hausdurchsuchungsbefehl vor, welcher dahin lautet, das Robert Fox im Verdachte einer geheimen, staatsgefährlichen Correspondenz stehe, und im Falle sich verdächtige Papiere bei ihm vorfänden, diese in Beschlag zu nehmen wären.

Robert führt den Kommissär in sein Zimmer, öffnet zuvorkommend Kasten und Schreibtisch, kann aber dabei die Bemerkung nicht unterdrücken, daß es ihm unerklärlich sei, wie ein solcher Verdacht ihn treffen konnte.

„Darüber habe ich keine Auskunft zu geben,“

erwiedert der Kommissär trocken, und beginnt hierauf, alle Winkel des Zimmers durchzustöbern und alle sich vorfindenden Schriften zusammenzupacken.

Nach einstündiger Arbeit ist er endlich damit zu Ende gekommen, und schickt sich nun an, die Papiere zu versiegeln.

„Sagen Sie mir nur. weshalb Sie meine unverfänglichen Schriften siegeln?“ frug Robert erstaunt.

„Unverfänglich oder nicht, darüber haben Sie nicht zu entscheiden. Ihre Papiere werden höheren Ortes untersucht werden.“

„Wollen Sie gefälligst mir bestätigen, was Sie da mit Beschlag belegen?“

„Ist nicht nöthig.“

„Mein Herr, dieser Vorgang ist ungesetzlich,“ fährt Robert gereizt auf.

„Ich warne Sie vor jeder Beleidigung.“

„Herr Kommissär, ich kenne unsere Gesetze so gut wie Sie, und verwahre mich nur gegen eine Rechtsverletzung.“

„Protest können Sie immerhin erheben, aber nicht hier. Protestiren Sie beim Untersuchungsrichter, dazu kann ich Ihnen sogleich Gelegenheit verschaffen.“

Bei diesen Worten reicht der Kommissär dem

jungen Mann ein zweites amtliches Schriftstück. Es ist ein Verhaftsbefehl.

„Folgen Sie mir ohne Umstände," fordert er Robert auf.

Diesem tritt das Blut in's Gesicht, er weiß sich aber zu beherrschen und seinen Hut nehmend, sagt er mit würdevoller Ruhe: „Sie sehen mich bereit."

Die Zimmerfrau hat mit Todesangst auf den Ausgang der Hausdurchsuchung gewartet. „Jetzt wird Robert an ihr vorbei fortgeführt.

Er verabschiedet sich mit den Worten:

„Beruhigen Sie sich, es herrscht hier ein gewaltiger Irrthum, der bald aufgeklärt sein wird. Ich bitte Sie, die Familie des Herrn Hartl ebenfalls zu beschwichtigen und ihr zu sagen, daß ich furchtlos im Bewußtsein meiner Unschuld dem Befehle folge."

Die Frau ist aber nicht beruhigt. Sie sinkt ohnmächtig auf einen Stuhl.



„Folgen Sie mir ohne Umstände!“ forderte er Robert auf.

Drittes Kapitel.

Ein Geheimbund.

Basilius, dem die verblendete Tischlersfrau unbeschränkten Glauben schenkt, hat seine Kunden in allen Kreisen der Gesellschaft. Wir begegnen ihm am Abend, der für Robert so verhängnißvoll geworden, sogar auf dem Wege zu einer Dame, die nichts weniger als im Geruche der Heiligkeit steht, aber Niemand wagt es ihre Tugend laut zu verdächtigen, denn sie hat einen sehr mächtigen Beschützer.

Es ist die Stiftsdame Amalie von Horvath, die nunmehr verwaiste Tochter eines Edelmannes, dessen unerhörte Verschwendung einen europäischen Ruf erlangt und ihn gänzlich ruinirt hat. Er starb vor einem Jahre im tiefsten Elende.

Amalie, mit allen äußeren Vorzügen der Natur begabt, erbte nichts als den verderbenbringenden Hang zum Wohlleben. Im Glanze des Luxus erzogen, fühlte sie die Verarmung ihres Vater-

um so drückender. Die Thränen, die sie an seinem Grabe vergoß, galten nicht dem Verlust des Vaters, sondern der düsteren Aussicht auf ihre Zukunft.

Ihren verführerischen Reizen verdankte sie aber bald nach ihrer vollständigen Verwaisung — ihre Mutter war schon vor Jahren aus Kränkung über die grenzenlose Verschwendung ihres Gatten gestorben — den Beistand einflußreicher Persönlichkeiten, die ihr einen Stiftplatz verschafften.

Der Titel einer Stiftsdame war ihr willkommen, der damit verbundene Bezug von jährlich 400 Gulden schien ihr aber nicht des Dankes werth. Ihre Begriffe „vom Leben" sind zu hoch gespannt, als daß sie mit dem zehnfachen Jahresgehalt zufrieden zu stellen wäre. In der Residenz, wo sie nach dem Tode ihres Vaters bleibenden Aufenthalt genommen, findet sie die Mittel ihre Neigungen zu befriedigen. Das neunzehnjährige Mädchen ist ebenso geistreich als schön, sie übt auf Jung und Alt einen unwiederstehlichen Zauber aus, sie zählt die vornehmsten und reichsten Lebemänner zu ihren Verehrern, allein die Liebesgaben, die ihr so reichlich zufließen, erfüllen ihre Wünsche nicht ganz. Der Dämon des leidenschaftlichsten sinnlichen Begehrens beherrscht sie mit Riesengewalt und bringt sie nicht selten dahin,

einen eifersüchtigen splendiden Freund ihrem stürmischen Verlangen zu opfern.

Einem einzigen ihrer Verehrer gegenüber bewahrt sie vorsichtig den Schein der Treue, denn an diesem schätzt sie die Stellung mehr, als sein Geld. Sie hat ihn bereits derart in die Gewalt bekommen, daß sie durch ihn ihre zweite unbezähmbare Leidenschaft, die Herrschsucht nach Herzenslust befriedigen kann

Dieser Glückliche — oder wenn man will — dieser Unglückliche, ist Graf Sportheim, der mächtige Ministerpräsident.

Wir finden Amalie in großer Erregung in ihrer eleganten Wohnung, die sie im vornehmsten Stadttheile besitzt. Am Schreibtisch sitzend, erhebt sie bald unruhig das Haupt, dann senkt sie wieder den Blick auf ein vorliegendes Blatt Papier, auf welchem ein Namenszug wohl hundertmal geschrieben steht.

Mit unzufriedener Miene betrachtet sie ihre Schreibübung und sagt mißmuthig die räthselhaften Worte: „Noch immer will's mir nicht gelingen."

Da öffnet sich leise die Thüre. Das Kammermädchen tritt ein und meldet Herrn Basilius zum Besuch.

„Lasse ihn eintreten," entgegnet Amalie und

verbirgt rasch das Blatt mit den vielen Namenszügen in ein geheimes Fach des Tisches.

Basilius beobachtet bei seinem Erscheinen auch vor dieser Dame den Schein der Frömmigkeit, indessen wird sein gesenkter Blick lüsterner, als er sich der Schönen nähert und ihre Hand küßt.

Der Mann ist der Stiftsdame in die Seele zuwider, sie unterdrückt aber ihre Abneigung, da er ein vortreffliches Werkzeug zur Ausführung ihrer Pläne ist.

„Nun, lieber Basilius," redete sie ihn freundlich an. „Ich hoffe Sie werden mit mir zufrieden sein. Der Graf ist für Ihre Absicht gewonnen. Ich mußte aber meine ganze Ueberredungskunst anwenden, um ihn dahin zu bringen, wo sie ihn brauchen."

„Der Herr Graf ist doch sonst ein Freund unserer Partei," versetzt Basilius und wirft einen forschenden Blick auf Amalie.

„Das wohl, aber Sie wissen ja, wie es heutzutage in der Welt ist. Minister müssen leider auch auf den Pöbel Rücksicht nehmen. Sie thun zwar doch was sie wollen, allein man muß seiner Aktion wenigstens einen lieberalen Anstrich geben."

„Wäre nicht nothwendig, wenn die Regierung mehr Muth hätte."

„Darüber wollen wir nicht streiten. Sagen Sie mir lieber, was Sie aus Dankbarkeit für meine Gefälligkeit in meiner Angelegenheit gethan haben.“

„Der Himmel ist Ihnen gnädig, er lohnt Ihr frommes . . . .“

„Verschonen Sie mich mit Ihren salbungsvollen Reden, wir sind jetzt unter uns. Herr Basilius, ich wiederhole Ihnen, daß Sie durch mich für Ihren Zweck viel erreichen können, wenn Sie mir mit Gleichem vergelten. Unser Bündniß kann uns Beiden große Vortheile bringen.“

„Wenn nur unsere Zwecke nicht gar so verschieden im Wesen wären!“

„Das kann Ihnen doch gleichgiltig sein. Sie sagten ja selbst zu mir: „Der Zweck heiliget die Mittel“ und ich erkenne Sie als meinen Meister. Erlauben Sie Ihrer Schülerin, daß sie sich denselben Grundsatz eigen macht.“

„Entschuldigen Fräulein, mein Zweck ist ein frommer, der heiliget allerdings, aber Ihr Zweck — — — — — — — — — — — — —

„Keine Vorwürfe, wenn ich bitten darf. Ich liebe mit aller Glut eines liebenden Weibes und ringe nach Gegenliebe. Das ist kein Verbrechen und muß selbst dem Himmel wohlgefälliger sein, als die Mittel sind, zu welchen Sie greifen, wie

z. B. die Art und Weise war, in der Sie die Scheidung des Barons Eber von seiner Frau zu Stande gebracht haben."

„Sprechen wir nicht davon. — Ich stehe ganz Ihnen zu Diensten."

„Nun, haben Sie in Erfahrung gebracht, in welcher Lage sich mein Schützling befindet?"

„Gnädiges Fräulein, ich kann leider nichts Erfreuliches berichten."

„Ich kann mir wohl denken, was Sie mir zu sagen haben. Sie werden einen armen Schlucker gefunden haben, der von schönen Hoffnungen zehrt, der als unbesoldeter Praktikant etwa durch Lektionen spärlich das Leben fristet und von seinem kleinen Einkommen den größeren Theil vom Munde sich abspart, um den Schneider befriedigen zu können. Indeß muß man dem jungen Manne zum Lobe nachsagen, daß er darauf hält, sich vortheilhaft zu präsentiren."

„So ist es."

„Nun, der drückendsten Nahrungssorgen wird er bald enthoben sein und zwar durch meine Protektion."

„Durch Ihre Protektion?" frägt Basilius verblüfft.

„Allerdings, aber nicht durch meinen unmittelbaren Einfluß."

„Sie haben also beim Minister ein Wort für Herr Robert Fox gesprochen?“

„Nein, bester Basilius, so unklug bin ich nicht. Ich werde doch nicht mit Gewalt dem Grafen Anlaß zur Eifersucht geben. Eingedenk Ihrer Lehren lenke ich zuweilen auch im Verborgenen den Willen der Mächtigen. Bewundern Sie die Gelehrigkeit Ihrer Schülerin.“

„Vortrefflich, aber diesmal haben Sie die geheime Waffe gegen sich selbst gezückt.“

„Sollte mein Plan, dem jungen Manne durch List die Bahn frei zu machen, vereitelt worden sein?“

„Keineswegs, gnädiges Fräulein. Ihr Günstling hatte heute beim Minister Audienz und erhielt von diesem die Zusage einer definitiven Anstellung.“

„Wenn das der Fall ist, dann habe ich den Schritt, denn ich für ihn gethan, gewiß nicht zu bereuen.“

„Hören Sie mich und Sie werden anders darüber denken.“

„Sie machen mich ungeduldig.“

„In Ihrem Auftrage habe ich genau nach den Verhältnissen geforscht, in welchen Robert Fox lebt und da habe ich denn auch ein Verhältniß ent-

deckt, das Sie mein Fräulein sehr beunruhigen dürfte."

„Doch nicht ein Liebesverhältniß!" fährt Amalie leidenschaftlich auf.

„Ja, ein solches ist es und nicht etwa eine tändelnde Liebelei, sondern ein ernstes Verhältniß, das bald mit einer Heirat befestigt werden wird, nachdem Sie, geehrtes Fräulein, das letzte Hinderniß der Verbindung aus dem Wege geräumt."

„Herr, Sie bringen mich zur Verzweiflung. Erklären Sie sich näher."

„Die Sache ist sehr einfach. Robert liebt die Tochter seines Hausherrn, er findet Gegenliebe, hat bereits um die Hand der Geliebten angehalten, der Papa, ein simpler Tischler, ist geneigt, seine Einwilligung zu geben, die Mama ist zwar dagegen, weil sie ihr Kind nicht in den Armen eines Findlings wissen will, sie ist aber zu schwach, sich dem Willen des Vaters und der Tochter zu widersetzen. Die Heirat wäre vielleicht schon geschlossen, hätte Robert schon früher eine Anstellung erlangt, denn der dünkelhafte Meister will seine Tochter nur einem Staatsbeamten geben. Robert ist nun Beamter, die Hochzeit wird nicht mehr lange auf sich warten lassen und das Liebespaar hat sich vor allem Andern bei Ihnen gnädiges Fräulein, für die Beschleunigung seines Glückes zu bedanken."

Diese Erzählung versetzt die Stiftsdame in Wuth. Ihr schönes Gesicht verzerrt sich zur unheimlichen Fratze, zähneknirschend erhebt sie sich und tobend ruft sie aus: „Bei Gott, ich schwöre es, Robert und seine Dirne sollen keinen Grund haben, mir zu danken!"

„Krampfhaft preßt die von Rachedurst und sinnlichem Verlangen erfüllte Kreatur die Hand an die Brust und nach einer Pause sagt sie mit unheilverkündender Ruhe: „Basilius, ich fordere ihre Mithilfe."

Der schlaue Mann betrachtet mit kaum unterdrückter Befriedigung die aufgeregte Dame und erwidert in seiner gewohnten Art: „Liebes Fräulein, ergeben Sie sich in die Fügung des Himmels, die Entsagung kann Ihnen ja nicht schwer fallen. Sie haben dem jungen Manne nur zufällig begegnet, er hat Sie gar nicht bemerkt, wer weiß ob er Ihrer Liebe werth ist, ob Sie überhaupt Gegenliebe von ihm zu erwarten haben. Suchen Sie ihn zu vergessen. „Es gibt ja Tausende ebenso schöne junge Männer, wie Robert, für die Ihre Gunst das höchste Glück wäre."

Basilius weiß recht gut, daß er mit solchen Trostgründen das wilde Feuer in Amaliens Brust zu nur noch heftigerem Ausbruche anfacht, aber das ist ja eben sein Wunsch."

Mit Wohlbehagen lauscht er daher, als seine Verbündete wie eine Rasende losbricht: „Entsagen? Nimmermehr! Es wäre Feigheit, dem Gegner ohne Kampf das Feld zu räumen. Je größer das Hinderniß ist, auf das ich stoße, desto mehr reizt es meine Begierde nach dem Besitz des Ersehnten. Robert muß mein werden und sollte ich ihm meine ganze Existenz zum Opfer bringen müssen. Fehlt es Ihnen an Muth, mein Herr, mir dabei zur Seite zu stehen, so will ich allein dem Ziel nachjagen und nicht eher ruhen, bis ich es erreicht habe, dann aber haben Sie auch nie mehr auf mich zu rechnen, wenn Sie meines Beistandes bedürfen."

„Gemach liebes Fräulein, entgegnet Basilius einlenkend. „Ich bin ja ganz Ihr ergebener Diener. Eine Hand wäscht die andere, ich werde Sie auch jetzt nicht verlassen. Was ich zur Trennung des Liebespaares beitragen kann, soll geschehen. Die Mutter der Geliebten Roberts hoffe ich ganz in meine Gewalt zu bringen und dann — —"

„Was dann?"

„Die um ihr Seelenheil so sehr besorgte Frau wird meinen Rathschlägen folgen, sie wird einsehen lernen, daß es für ihr Kind nirgends Schutz gibt, als — im Kloster."

Amalia lacht laut auf.

„Wenn Sie das zu Stande brächten, es wäre ein Meisterstück," sagte sie erheitert.

„Werde mir alle Mühe geben."

„Und gelingt es Ihnen nicht, so werde ich Robert stürzen, wie ich ihn gehoben. Nun muß ich Sie aber bitten, mich zu verlassen. Ich erwarte heute Abends den Grafen.

„Mein Fräulein, ich glaube unser Geheimbund ist jetzt fester, denn je, erwiedert Basilius und küßte die Hand der seiner würdigen Freundin.

„Unsere Gemeinschaft macht uns zu Beherrschern der Situation. Besuchen Sie mich recht bald wieder und versäumen Sie ja nicht, mich von allen mir interessanten Vorfällen rasch in Kenntniß zu setzen."

Beide trennen sich befriedigt, ohne zu ahnen, daß bereits ein Dritter unbewußt für ihre soeben gefaßten Pläne arbeitet.

Viertes Kapitel.

Auf der Spur eines Geheimnisses.

Nach der Entfernung des Frömmlers gibt sich die Stiftsdame ihren Betrachtungen hin.

„Er ist meine erste Liebe," sagt sie zu sich. „Aufrichtig gestanden, bin ich aber davon doch nicht überzeugt. Ich sah ihn, er gefiel mir, es entstand eine glühende Sehnsucht nach ihm und die Erfüllung dieser Sehnsucht ist mein höchstes Verlangen geworden. Dieselben Empfindungen beherrschen mich jedoch nicht zum ersten Male. Ich habe sie auch anderen Männern gegenüber gefühlt, und sie sind jedesmal wieder flüchtig geworden. Es wird also darauf ankommen, zu erproben, ob meine Liebe zu dem jungen Manne von längerer Dauer ist, als sie für Andere gewesen. Darüber kann ich aber erst dann urtheilen, wenn ich ihn werde mein nennen dürfen. So lange er mir ferne steht, wird mein Begehren nach ihm nicht geschwächt, im Gegentheile, es wird immer heftiger werden, dessen bin ich

gewiß. Ach, wüßte ich doch schon, ob ich ihn wahrhaft liebe!"

Dieser seltsame Monolog löst jeden Zweifel über den Charakter der Sprecherin.

Sie ruft nun ihre Zofe, die ihr bei der Toilette für den Empfang des Grafen behilflich sein muß.

Das Kammermädchen bemerkt die Mißstimmung ihrer Gebieterin und sucht sie aufzuheitern. Während sie das natürliche Haar kunstfertig über den Chignon gruppirt, erzählt sie die kleinen Stadtereignisse vom Tage und sie weiß sehr viel zu erzählen. Ihrer angebornen Neugier folgend, späht sie rastlos nach Neuigkeiten, emsiger als der habsüchtigste Zeitungsreporter. Sie erfreut sich auch einer ausgedehnten Bekanntschaft und nicht nur in den unteren Schichten des Volkes, sondern auch in den höheren und höchsten Kreisen. Eingeweiht in die Geheimnisse vornehmer Familien, hält sie stets einen reichen Vorrath von pikanten Abenteuern auf dem Lager. Bei jedem Theater hat sie wenigstens eine geistesverwandte Seele, die ihr einen Blick hinter die Coulissen gestattet, selbst für Hofereignisse ist sie eine gut unterrichtete Quelle.

Als eine lebendige Stadtchronik ist Mamsell Rosa der Stiftsdame unentbehrlich geworden, aber

heute findet diese an der Geschwätzigkeit ihrer Zofe keinen Gefallen.

Sie hört kaum, was das Mädchen erzählt. Endlich sagt sie verdrießlich: „Rosa, Du bist heute besonders klatschsüchtig.“

„Entschuldigen, gnädiges Fräulein, ich bin heute wie ich sonst bin, aber Sie scheinen in ungewöhnlicher Laune zu sein. Gewiß hat Herr Basilius Ihren Humor getrübt. Ich begreife nicht, wie Sie sich mit diesem widerwärtigen Menschen abgeben können. Mir wird unheimlich zu Muthe, so oft ich ihn zu Gesicht bekomme.“

Man merkt, daß Rosa auf ziemlich vertrautem Fuße mit ihrer Herrin steht, sonst würde sie sich wohl nicht erlauben, in einem so vorwurfsvollen Tone mit ihr zu sprechen.

Amalie nimmt die Kühnheit des Kammermädchens diesmal übel auf und erwiedert erzürnt: „Ich verbiete Dir ein für allemal, meine Besuche zu bekritteln.“

Rosa kennt die Launenhaftigkeit der Stiftsdame und verstummt eine Weile, verschmitzt lächelnd, dann beginnt sie mit wichtigthuender Miene: „Eine Neuigkeit habe ich aber doch noch auf dem Herzen, die ich unmöglich verschweigen kann.“

„Ich will nichts hören.“

„Auch das nicht, was Seine Exzellenz den Herrn Ministerpräsidenten betrifft?"

„Wie, Du weißt etwas von meinem Grafen?" fährt das Fräulein plötzlich umgewandelt auf. —

„Es gab heute während der Audienz einen sehr unangenehmen Zwischenfall, wie mir soeben der Kammerdiener Seiner Exzellenz mitgetheilt hat."

„Nun?"

„Eine ärmlich aussehende Frau, die schon im Vorzimmer dem Thürsteher verdächtig schien, brach während der Audienz in Wahnsinn aus. Sie gerieth mit dem Grafen in einen heftigen Wortwechsel. Soviel der Thürsteher erlauschen konnte, dachte das tolle Weib dem Minister eine Vaterschaft zu, von der er nichts wissen will. Seine Exzellenz gerieth in gerechten Zorn und verfügte die Transportirung der Wahnsinnigen in die Irrenanstalt."

„Wenn sie aber nicht wahnsinnig wäre?"

„Ei Fräulein, das ist gar nicht denkbar! — Merkwürdig ist nur, daß sich die Frau anfänglich im Vorzimmer ganz vernünftig benahm, erst als ein junger Mann von der Audienz entlassen wurde, der seine Freude über die unerwartete Erlangung einer Stelle im Ministerium laut

aussprach, geberdete sich die Unglückliche bedenklich, sie wollte sogar auf die Audienz verzichten, worauf sie stundenlang gewartet."

Die Stiftsdame denkt daran, was ihr Basilius von der Audienz Roberts beim Minister mitgetheilt. Sie kombinirte rasch, ihr Blut geräth in Wallung.

„Wo hast Du den Kammerdiener gesprochen?" frägt sie mit fieberhafter Hast.

„Hier im Hause."

„Ist er noch da?"

„Nein, er ging als Sie mich riefen."

„Liebe Rosa, es liegt mir daran, alle näheren Umstände dieses sonderbaren Falles kennen zu lernen. Eile, suche den Kammerdiener auf und forsche ihn aus, aber ja nicht in meinem Namen."

„Ihre Toilette ist noch nicht beendet."

„Rufe Christine."

„Die ist ja zu unbeholfen."

„Kümmere Dich nicht darum. Schnell fort."

Rosa gehorcht und bald darauf tritt Christine, die zweite Dienerin, vor ihre Gebieterin, der sie ein soeben angelangtes Schreiben überreicht.

Amalia öffnet das duftende Billet. Es ist von der Hand des Grafen Sportheim. Sie liest:

„Angebetete meines Herzens!

Eine ernste Dienstpflicht hält mich ab, in Deine Arme zu fliegen, so rasch als es meine Sehnsucht nach Dir verlangt. Ich werde Dich aber dennoch heute besuchen, wenn auch in vorgerückter Stunde. Verzeihe dem Aufschube und entschuldige, wenn ich heute in düsterer Stimmung vor Dir erscheinen sollte. Unangenehme Vorfälle, die mir in meinem schwierigen Berufe so häufig begegnen, erfüllen mich mit Wehmuth. Du wirst ihn aber bannen durch Deinen Liebreiz und heiteren Sinn. Auf baldiges Wiedersehen theurer Engel!"

Arthur.

Die Stiftsdame legt das Blatt ärgerlich bei Seite.

„Heiteren Sinn sucht er bei mir!" spricht sie seufzend für sich. „Nun, ich will mir Zwang auferlegen, keine Miene soll den Sturm in meiner Brust verrathen. Ich glaube dem Grafen auf der Spur einer dunklen That zu sein, und bestätiget sich meine Ahnung, dann Euer Exzellenz, werden Sie etwas tiefer in Ihre Chatoulle greifen müssen."

Wortkarg beendet sie mit Hilfe Christinens ihre Toilette. Sie wird zwar heute weniger sorgfältig geputzt als sonst vor dem Grafen erscheinen,

aber das macht ihr keine Sorge. Sie träumt von baldiger Unabhängigkeit.

Nahe an zwei Stunden harrt sie in verzweiflungsvoller Ungeduld, bis Rosa heimkehrt.

Ueber das Ereigniß bei der Audienz selbst weiß sie zwar nicht mehr zu sagen, als sie der Stiftsdame bereits mitgetheilt, allein sie hat auch die Namen der Betheiligten in Erfahrung gebracht, und diese Entdeckung ist für Amalie von großer Bedeutung.

Sie hört jetzt die Bestätigung ihrer Meinung, daß Robert Fox es gewesen, dessen Freudenausbruch die Sinne jener Frau, die man für wahnsinnig hielt, verwirrt haben soll und daß die Unglückliche sich als eine Försters-Witwe Namens Brunner zur Audienz melden ließ.

Begierig ist sie, aus dem Munde des Grafen die Ursache seiner Verstimmung — die er brieflich angemeldet — zu vernehmen. Sie nimmt sich vor, ihn auszuforschen, so weit es möglich ist, ohne merken zu lassen, welch' außerordentliches Interesse sie an dem Ereignisse und den damit verbundenen Personen hat.

Es ist schon nahe an Mitternacht, als der mit Ungeduld erwartete Graf endlich das Haus der Geliebten betritt.

Das Fräulein empfängt ihren erlauchten Verehrer mit jener koketten Zärtlichkeit, die noch abgehärtetere Staatsmänner, als Graf Sportheim ist, aus der Fassung bringen müßte.

„Es ist unverzeihlich, Exzellenz, mich so lange schmachten zu lassen“, heuchelt die Sirene und nöthiget ihn, an ihrer Seite auf dem Divan Platz zu nehmen.

Die Züge des Grafen, die während dieses zärtlichen Empfanges sich aufgeheitert hatten, verdüstern sich wieder.

Amalie dringt nun vorsichtig in den Grafen, um neue Anhaltspunkte zur Verfolgung der entdeckten Spur eines für sie wichtigen Geheimnisses zu gewinnen.

„Lieber Arthur, Deine Schwermuth macht mich traurig,“ hauch sie mit verführerischer Heuchelei. „Es müssen außerordentliche Dinge vorgefallen sein, welche Dich so tief betrüben konnten. Gewiß bist Du wieder im Parlamente auf eine heftige Opposition gestoßen, oder es kam zu Zerwürfnissen im Ministerium sebst. Armer Freund, Du hast Gegner auf jeder Seite, ich beneide Dich um den Glanz Deiner Würde nicht, und dann — die schamlosen Journale — ich hasse diese sogenannte Freiheit der Presse. Ach, wie glücklich könnten wir Beide sein, würdest Du nicht für die

Welt, sondern nur für mich leben. Bescheiden wären meine Ansprüche und wonnevoll die Tage in stiller Zurückgezogenheit."

„Mein Kind, ich danke Dir für Deine Theilnahme, sie ist mir so wohlthuend, erwiedert der Minister ausweichend.

„Und willst Du mir die Ursache Deines Kummers nicht mittheilen? Soll ich der Freude beraubt sein, Deinen Schmerz theilen zu dürfen."

„Nein mein Engel, ich will mich Dir anvertrauen. Es ist ohnehin mehr eine Privatsache die mich heute so sehr verstimmt."

Amalie lauscht erregt, sie hofft, ein vollständiges Bekenntniß des Grafen zu hören, aber sie täuscht sich; dafür erfährt sie ein Ereigniß, das sie in Bestürzung versetzt.

„Denke Dir, ein junger Mensch, dessen Glück ich gründen wollte, verbündet sich im Geheimen mit einem meiner erbittertsten Gegner, und wenige Stunden, nachdem ich ihm heute persönlich die Erfüllung seiner Hoffnungen kund gegeben, mußte ich erfahren, daß ich meine Güte an einen Nichtswürdigen verschwendet. Was sagst Du dazu? Ist das nicht schändlicher Undank?"

„Vielleicht nur jugendlicher Leichtsinn," erwiedert die Stiftsdame zurückhaltend.

„Es ist mehr als das, der Elende schreibt nicht nur die aufreizendsten Journalartikel gegen mich, sondern unterhält auch seit längerer Zeit, im vollsten Bewußtsein der Strafbarkeit seines Treibens, Korrespondenzen, die nahe an Hochverrath streifen.“

„Es kann auch Verläumdung sein, die ihn beschuldiget. Er genoß Deine Protektion und das mag den' Neid seiner Kollegen erregt haben.“

„Du urtheilst nur nach Dir, da Du selbst nicht fähig bist, Unrechtes zu thun, so suchst Du für die Verworfenheit Anderer gerne einen Entschuldigungsgrund.“

„Man hat Beispiele, daß ein Verdacht zuweilen Unschuldige in's Verderben stürzt.“

„Das ist hier nicht der Fall. Der Gerechtigkeit lasse ich freien Lauf, aber auf einen leeren Verdacht hin verurtheile ich nicht. Um mir die Ueberzeugung zu verschaffen, ob die gegen jenen jungen Mann erhobene Beschuldigung begründet ist, ließ ich eine Hausdurchsuchung bei ihm anordnen und dabei fand man kompromittirende Papiere, die auch seine gleichzeitig erfolgte Verhaftung rechtfertigten.“

„Verhaftet!“ schreit Amalie laut auf und Entsetzen spiegelt sich in ihrem Gesicht.

Der Graf blickt überrascht die Bestürzte an. Diese Theilnahme befremdet ihn, er macht auch kein Hehl daraus.

„Amalie faßt sich aber schnell und entgegnet, sich an den Grafen schmiegend: „Mißdeute meine Bestürzung nicht. Ich kann nicht umhin, für jeden Unglücklichen, und wäre er der größte Verbrecher, Mitleid zu fühlen. Mein Mitgefühl gilt aber diesmal nicht bloß dem Verhafteten allein, sondern vielmehr auch seiner Familie, der er entrissen worden. Meine Fantasie malt mir eine herzzerreißende Szene vor. Ich sehe im Geiste, wie die Diener der Polizei durch ihr bloßes Erscheinen Schrecken verbreiten, wie die Mutter händeringend an den Sohn, den man ihr rauben will, jammernd sich anklammert, wie der Vater — —

— — — — — — — — — — — — —

„Halt ein, unterbricht sie der Graf unwillig. — Der Verhaftete hat keine Familie" — fügte er trotzig und mit runzelnder Stirne hinzu.

Die Stiftsdame hate hier eine Komödie gespielt, mit der sie einen doppelten Zweck erreichte. Sie hat nicht nur ihren Verehrer über ihren verräthe- schen Ausruf beruhiget, sondern sie ist nun gewiß, daß Robert es sei, welchen der Minister in Gewahrsam bringen ließ. Um dessen Namen zu fragen, hätte sie ja nicht wagen dürfen.

„Die mit Beschlag belegten Papiere des Verhafteten ließ ich in mein Bureau bringen und habe sie selbst genau durchgesehen. Das ist auch die Ursache, warum ich Dich heute nicht früher besuchen konnte," versetzt der Graf.

Seine Geliebte hütet sich, weiter zu forschen. Sie gibt sich Mühe, ihn aufzuheitern, allein umsonst. Sportheim ist durch die Erinnerung an Robert und dessen Mutter derart in üble Laune gerathen, daß er es sogar nothwendig findet, für heute Amaliens Nähe zu meiden.

Sein Abschied von ihr ist diesmal minder zärtlich als sonst, kaum daß er ihre Küsse mechanisch erwidert.

Zu Hause angelangt, durchschaut der Minister noch einmal die aus Robert's Wohnung ihm überbrachten Papiere. Verdrießlich sagt er zu sich: „Lebten wir noch in der glücklichen Zeit, wo der Wille des Ministers die Richter beherrschte, so würden diese Schriften wohl genügen, den mir verhaßten Menschen durch einen Urtheilsspruch auf viele Jahre unschädlich zu machen, heutzutage geben sie aber den Richtern leider keinen Anhaltspunkt zur gerichtlichen Verfolgung. Indessen ganz zwecklos war die Hausdurchsuchung doch nicht. Hier liegt der Beweis, daß der Bursche gegen das ausdrückliche Verbot an oppositionellen Zeitschriften

durch externe Mitarbeiterschaft theilgenommen hat. Ich brauche mein Wort, das ich ihm gegeben, nicht einzulösen, ich habe sogar Ursache, ihn aus dem Amte gänzlich zu entfernen und das soll geschehen, wenn auch nicht direkte durch mich."

Der Graf verpackt nun die Schriften, drückt sein Siegel darauf, und adressirt sie an das Gericht.

Aber einen versiegelten Brief hat er unrechtmäßig zurückbehalten, und zwar den Brief, dessen Robert bei der Audienz erwähnte, und der einen großen Werth für Se. Exzellenz zu haben scheint.

Der Vater hat somit an dem Sohne einen unverantwortlichen Raub begangen und zwar blos aus Furcht, eine Jugendsünde an einer Tochter des Volkes könnte bekannt und ihm mehr als gefährlich werden.

Fünftes Kapitel.

Don Juan im Irrenhause.

Schlaflos, in peinlicher Unruhe hat Amalie die Nacht zugebracht. Mit Tagesanbruch verläßt sie das Lager und weckt Rosa, die, über die Leichenblässe ihrer Herrin erschreckt, in ängstlicher Besorgniß die Frage stellt: „Um Gotteswillen, gnädiges Fräulein, Sie sind krank, soll ich den Arzt holen?“

„Nein, meine Liebe,“ erwiedert die Stiftsdame. „Ich habe diese Nacht kein Auge geschlossen, das ist Alles. Lasse mich schnell Toilette machen, ich will ausfahren, Du sollst mich begleiten.“

„Ganz recht, Fräulein, eine Morgenpromenade ist wohlthuend.“

„Von einer Spazierfahrt ist keine Rede. Wir werden in die Irrenanstalt fahren. Ich muß die Unglückliche sprechen, welche gestern von der Audienz dahin gebracht worden ist.“

„Wenn das Ihre Absicht ist, dann müssen

Sie sich gedulden, denn wie ich von einer Freundin weiß, ist nur in den ersten Nachmittagsstunden der Besuch der Patienten im Irrenhause gestattet."

„Ich will mich aber nicht gedulden," fährt Amalie leidenschaftlich auf. „Verwehrt man mir auch den Einlaß — woran ich sehr zweifle — so kann ich doch wenigstens an Ort und Stelle Näheres erfahren über die Person, für die ich mich interessire."

Rosa widerspricht nicht weiter, schweigsam wie noch nie, ist sie dem Fräulein beim Ankleiden behilflich, und schon nach einer Stunde befinden sich Beide auf dem Wege nach der Anstalt.

Bald darauf hält ein Fiaker vor dem Thore des unheimlichen Hauses.

Der Portier tritt aus seiner Loge, im Glauben, daß ein Patient, oder — wie er sich auszudrücken pflegt — „ein Zuwachs" gebracht werde. Mit der Miene eines durch Praxis gebildeten Psychologen mustert er die beiden Frauengestalten, die vor seinen Augen aus dem Wagen steigen.

Die Stiftsdame, in großer Erregung, sieht allerdings etwas verwirrt aus und deßhalb hält sie der Portier für die zuwachsende Kranke.

Amalie bringt ihm aber schnell eine andere Meinung bei, indem sie ihm ein Silberstück in die



„Erbarmen!" rief händeringend Pauline.
(Seite 70.)

Hand drückt und ihn frägt, wohin sie sich zu wenden haben, um über eine Patientin im Hause Auskunft zu erhalten.

„Wollen Sie sich gefälligst in das Inspektionszimmer begeben,“ erwiedert der Thorwächter und deutet auf ein Gebäude am Ende des Gartens.

Hastig durcheilt das Fräulein mit ihrer Zofe eine Allee der ausgedehnten Gartenanlage und vor dem bezeichneten Hause befiehlt sie dieser, hier zu verweilen und auf ihre Rückkehr zu warten.

Im Inspektionszimmer ist der Arzt vom Tage soeben mit der Protokollirung der ärztlichen Parere jener Patienten beschäftiget, die in den letzten vierundzwanzig Stunden der Anstalt überbracht worden sind. Es ist ein junger Mann von ungewöhnlich einnehmendem Aeußeren und besonders scheint sein schönes lebhaftes Auge dazu geschaffen, leichtempfängliche Frauenherzen im Sturme zu erobern.

Sein Temperament entspricht ganz seinem äußerlichen Wesen. Schon als Student hat er sich des ihm beigelegten Namens „Don Juan“ würdig gezeigt und es ist nicht gar so lange her, daß er dem Burschenleben entsagt, d. h. daß er zum Doktor graduirt worden ist; allein auch Dr. Cajetan Mursko, wie er jetzt von Rechtswegen genannt wird, bewahrt trotz seiner akademischen

Würde noch immer einen burschikosen Sinn. Höchst willkommen muß ihm daher die Unterbrechung seiner Arbeit sein, die jetzt erfolgt.

An der Thüre wird leise gepocht. Dr. Mursko erwiedert mit einem trockenen „Herein." als er aber die reizende Dame erblickt, die seiner landesüblichen Aufforderung zum Eintritte folgt, flammt wie vom Blitz entzündet sein Herz auf. Rasch erhebt er sich von seinem Sitz und geleitet mit allem Aufwand der Galanterie die schöne Unbekannte zu einem Fauteuil.

Auch die Stiftsdame ist überrascht. Ihre gebleichten Wangen färben sich, glühende Blicke läßt sie nach dem jungen Manne schießen, der diese Erregung zu seinen Gunsten deutet.

Amalie gibt sich vorläufig damit zufrieden zufällig eine Bekanntschaft gemacht zu haben, die nicht blos ihren Sinnen schmeichelt, sondern auch sonst für sie erwünscht werden kann.

„Entschuldigen, daß ich Sie so früh belästige," beginnt sie mit einem Zauber der Stimme, der den heißblütigen Arzt vollends in Entzücken versetzt.

„Meine Gnädige, ich schätze mich glücklich" — ruft der von Liebesglut erhitzte Doktor aus und ergreift ihre Hand zum Kusse.

Die Stiftsdame unterbricht ihn rasch: „Ein dringendes Anliegen führt mich hieher. Ich erlaube mir eine Bitte zu stellen."

„Befehlen Sie über mich, so weit es in meiner Macht liegt, soll jeder Ihrer Wünsche erfüllt werden."

„Ich habe bloß Auskunft über eine Patientin zu erbitten."

„Wie ist der Name dieser Dame."

„Es ist von keiner vornehmen Dame, sondern von einer armen Frau die Rede, deren trauriges Schicksal mir sehr zu Herzen geht. Die Unglückliche soll gestern Mittags in die Anstalt gebracht worden sein."

„Gestern? Ei, da muß ja das ärztliche Parere für sie unter diesen Papieren sein."

„Ich bitte nachzusehen. Sie heißt Anna Brunner und ist eine Försterswitwe."

Der Arzt fährt betroffen zusammen. Zögernd entgegnet er: „Für diese Frau ist kein Parere hier, wollen Sie sich gefälligst selbst überzeugen."

„Aber hieher gebracht hat man sie doch, wenn es auch ohne ärztlichem Gutachten geschehen sein sollte," versetzt die Stiftsdame, welche das auffallende Benehmen des Doktors mißtrauisch macht, im ernstesten Tone.

„Verzeihung, es gibt Amtsgeheimnisse, die nicht verletzt werden dürfen.“

„Ist denn Ihre Anstalt ein geheimnißvolles Bureau? Ich meine, es sollte ein öffentliches Institut der Humanität sein, wo kein Geheimniß walten darf.“

„Mitunter erfordert auch die Humanität Verschwiegenheit.“

„Lieber Doktor, täuschen Sie mich nicht. Ich ahne, das mit Frau Brunner ein Spiel getrieben wird, daß unverantwortlich ist. Ihre Befangenheit bestättigt meinen Verdacht.“

Der Arzt starrt verwirrt vor sich hin.

„Amalie greift nun zu einem Mittel, das noch nie einem empfänglichem Manne gegenüber ihre Wirkung versagt hat. Sie schmiegt sich zutraulich an ihn und mit erheuchelter Wehmuth sagt sie: „Ihr erster Anblick hat mir Vertrauen eingeflößt, die innere Stimme flüsterte mir zu: Der ist der Mann, der die arme Verlassene, von Todfeinden Verfolgte in Schutz nehmen, sie den Händen ihrer Feinde entreißen wird. Sollten die Zuflüsterungen meines Herzens mich getäuscht haben?“

„O gewiß nicht," entgegnet Mursko besiegt mit einer Lebhaftigkeit, welche das erfahrene Fräulein überzeugt, daß sie einen neuen Verbündeten gefunden.

„Arm bin ich, trotz des Ueberflußes, in dem ich lebe," fährt sie klagend fort. „Man zwingt mich zu lieben, die ich hasse und trennt mich von Allen, welchen mein Herz sich zuwendet."

„Vertrauen Sie mir, ich bin bereit, mein Leben Ihrem Glücke zu opfern."

„Der Doktor drückt die Hand der Heuchlerin innig an seine Brust, und den Moment benützend, richtet sie rasch die Frage an ihn:

„Hat man Frau Brunner hieher gebracht."

„Ja."

„Ist sie wirklich wahnsinnig oder ist sie es nicht?"

„Darüber kann ich noch nicht urtheilen. Sie ist als gemeinschädlich von der Behörde uns überliefert worden. Ich selbst habe ihre Aufnahme vorgenommen, nach meinen Instruktionen war ich dazu verpflichtet. Ihr Geisteszustand kann erst nach längerer Beobachtung ärztlich festgestellt werden."

„Nun, so erfüllen Sie wenigstens die eine Bitte, gestatten Sie mir eine Unterredung mit der Unglücklichen."

„O meine Gnädige, wenn Sie wüßten wie sehr Sie mich mit dieser Aufforderung betrüben! Ich kann Ihren Wunsch nicht erfüllen, es hängt nicht von mir ab."

„Von wem denn?"

„Nur mit Bewilligung der Behörde dürfen Patienten während der Beobachtungszeit Besuche empfangen. Wenn es Ihnen möglich wäre sich ein Certifikat zu verschaffen, so wie dieses hier."

Der Doktor weist der Stiftsdame einen Zettel vor. Sie mustert ihn mit lüsternen Blicken.

„Geben Sie mir diesen Zettel," fordert sie mit gieriger Hast.

Mursko schaut betroffen der verführerischen Schlange in's Gesicht. Ihr Verlangen ist ihm auffallend, er hat aber nicht den Muth nach dem Grund ihres sonderbaren Begehrens zu forschen. Das schmachtende Auge der Kokette beherrscht seine Sinne, seinen Willen. Ohne die Gefahr seiner Handlung zu ermessen, überläßt er das geforderte Blatt ihren verrätherischen Händen.

Amalie sucht ihn vollkommen zu beruhigen und über jedes Bedenken zu erheben, indem sie sagt: — Dank, tausend Dank, lieber Doktor. Fürchten Sie keinen Mißbrauch Ihrer Güte, Sie

sollen vielmehr erfahren, daß Sie mit der Erfüllung meiner Bitte ein gutes Werk fördern helfen."

Bei diesen Worten erhält ihre Miene den Ausdruck der Hingebung und zärtlich fährt sie fort: „Darf ich um Ihren Namen bitten?"

„Doktor Kajetan Mursko."

„Also mein lieber Doktor Mursko, oder wenn es Ihnen nicht unangenehm ist zu hören — mein lieber Cajetan, binnen wenigen Tagen hoffe ich die Erlaubniß zum Besuche meiner armen Freundin erwirkt zu haben. Dann komme ich wieder. — Sie sind doch immer hier zu treffen?"

„Nur an jedem dritten Tage, wenn ich Inspektion habe. Doch nein, ich will Sie jetzt Tag für Tag erwarten, indem ich den Dienst meiner Collegen freiwillig übernehme, bis mir das Glück zu Theil wird, Sie wieder zu sehen."

„Wird dieses Anerbieten Ihren Kollegen nicht auffallen?"

„Keineswegs. Als junger Arzt, kaum zwei Monate in dieser Anstalt, kann ich ja vorschützen, daß ich mir schnell die erforderliche Praxis als Irrenarzt aneignen will, wozu die Aufnahmen der Patienten die beste Gelegenheit bieten, welche der Inspektionsarzt mit den Beamten zu besorgen hat."

„Nun, ich werde Sie nicht lange im freiwilligen Joch des Dienstes schmachten lassen.“

„Gnädiges Fräulein, Sie werden wohl verzeihen, wenn ich mir erlaube, nun auch nach Ihrem Namen zu fragen. Es ist nicht bloße Neugierde, was mich hiezu veranlaßt.“

„Geduld mein Freund. Heute will ich mich noch als Unbekannte verabschieden, aber bald sollen Sie mich ganz kennen lernen,“ entgegnete die Stiftsdame mit bedeutungsvollem Lächeln.

„Sie vertrauen mir nicht!“

„O, Sie besitzen mein ganzes Vertrauen und noch mehr als dies,“ ruft sie im Anfluge ihrer Leidenschaft aus, und in demselben Momente brennt ein Kuß von ihr auf seinen Lippen.

Betäubt von diesem unerwarteten Glück der Liebe, steht Mursko wie versteinert da. Bevor er aber wieder Fassung gewinnt, hat sie die Thüre des Inspektionszimmers erreicht. Ihr nacheilend sieht er wie die schöne Unbekannte bereits das Kammermädchen im Korridor getroffen.

Der Eindruck, welchen sie dem sonst nicht blöden Sohne Aeskulaps hinterlassen, beschäftiget ihn wie eine gespenstartige Erscheinung. Ein junges, reizend schönes Mädchen, dem Anscheine nach der vornehmsten Gesellschaft angehörend, sollte sich in einen armen Arzt derart verliebt haben, daß beim ersten Zusammentreffen

sie alle Grezen der weiblichen Würde außer Acht lassen und ohne Schüchternheit ihn zur Gegenliebe gleichsam herausfordern konnte? Das schien selbst dem in galanten Abenteuern frühzeitig erfahrenen „Don Juan" anfänglich nicht glaubwürdig, aber — er glaubt es endlich doch, denn dieser Glaube machte ihn gar zu selig! —

Zu Hause angelangt, verschließt sich die Stiftsdame in ihr Boudoir. Ihre Mädchen haben den Auftrag, Niemand vorzulassen.

Kaum das sie sich Zeit genommen, Hut und Mantille abzulegen, setzt sie sich an ihren Schreibtisch und beginnt mit einer geheimnißvollen Beschäftigung, bei der wir sie schon einmal getroffen.

Ein Blatt vor sich hinnehmend, übt sie sich wieder in der Vervielfältigung von Namenszügen. Diesmal dient ihr der von Doktor Mursko erhaltene Zettel als Vorlage. Unverdroßen gibt sie sich diesem Exerzitium bis gegen Mittag hin.

Am Tage nach ihrer ersten Fahrt in's Irrenhaus sehen wir sie wieder vollkommen erheitert. Es ist bald nach zwölf Uhr Mittags, als sie einen Zettel, täuschend ähnlich demjenigen, mit welchem sie sich Tags zuvor so eifrig befaßt hat, selbstzufrieden betrachtet und ihn hierauf zu sich steckt.

x) in Wien geht es schnell

Sie ist vollständig angekleidet. Ungeduldig erwartet sie Rosa, die einen Wagen zu besorgen hat. —

Diese kommt zurück, meldet aber, daß Herr Basilius gekommen sei, der dringend um Einlaß bittet.

Dieser Aufschub ihrer beabsichtigten Fahrt ist der Stiftsdame verdrießlich, sie läßt aber den Frömler dennoch eintreten.

„Fassen Sie sich kurz, ich habe Eile, redet sie Basilius an.

„So kurz als möglich, obwohl meine heutige Meldung Sie sehr erfreuen dürfte."

„Lassen Sie hören."

„Ihr Schützling, Robert Fox, ist bereits wieder auf freiem Fuß."

„Wissen Sie das gewiß?" erwiedert Amalie mit lebhafter Theilnahme.

„Ich habe ihn mit meinen eigenen Augen gesehen und mit meinen eigenen Ohren gehört."

„Wo?"

„Im Hause des Tischlers Hartel, der sein Schwiegervater werden sollte. Daraus kann aber, nach dem was vorgefallen ist, nichts mehr werden."

„Erzählen Sie doch ausführlich."

„Ich fürchte lästig zu werden. Der Wagen steht vor dem Thore."

„Der Fiaker soll warten.“

„Nun, wenn Sie mir Zeit gönnen, so will ich ausführlich in meinem Berichte sein. — Wie Sie sich leicht denken können, hat die Verhaftung Robert's im Hause des Tischlers Sensation gemacht, die sich an den verschiedenen Personen verschieden geäußert. Der Meister ist wüthend über seinen Schwiegersohn in spe geworden, den er mindestens für einen Wühler, wenn nicht gar für einen Hochverräther von Profession hält. Die Meisterin erblickt in dem Ereigniß einen Fingerzeig Gottes, der ihr Gebet erhört und die unglückliche Hochzeit vereitelt hat. Das Töchterlein ist aber der Verzweiflung nahe und Fox Zimmerfrau schwört für die Schuldlosigkeit ihres Miethmanns einstehen zu können. Was meine Person betrifft, so muß ich sagen, daß mir die eingetretene Verwirrung in diesem Hause sehr zu statten kam und ich habe sie auch für meinen Zweck redlich ausgenützt. Meine Besuche finden von Seite des Herrn Hartel keinen Widerstand mehr, er hat nichts dagegen, wenn ich stundenlang seiner Frau Trost zuspreche, da er sie selbst nicht zu trösten vermag über die an Wahnsinn grenzende Schwermuth ihrer Tochter, und diese fängt bereits an einzusehen, daß sie nur noch in gänzlicher Abgeschlossenheit von der Außenwelt leben könne.“

„Lieber Basilius, Sie geben sich zu vertrauensvoll der Siegesgewißheit hin. Wie Sie sagten, ist Fox aus der Haft entlassen worden. Er wird sich rechtfertigen und die Versöhnung wird zum Traualtar führen.“

„Beruhigen Sie sich, mein Fräulein. Vor zwei Stunden erschreckte auch mich die unerwartete Heimkehr des jungen Menschen, aber bald schwand meine Besorgniß. Der Meister, seine Frau und ich waren zugegen, als Fox mit einem Packet Schriften unter dem Arme furchtbar aufgeregt in das Zimmer trat. „Sie sehen mich schuldlos!“ rief er aus und wollte Hartel's Hand erfassen. Die Verblüffung, die sich in den Mienen Aller zeigte, der starre Blick des Meisters hielten ihn jedoch ab sich dem Manne zu nähern, dessen Anforderungen er nicht mehr erfüllen kann. Schmerzlich bewegt, aber im feierlichen Tone sagte er: „Ich darf nicht mehr wagen zu hoffen, daß Ihre Familie auch die Meinige werden kann, denn haben auch die Richter mich schuldlos befunden, so benahmen mir doch die Folgen der bei mir vorgenommenen Hausdurchsuchung jede Aussicht auf eine Stellung, die Sie zur Bedingniß für meine Verbindung mit Ihrer Tochter gemacht. Mein erster Gang aus dem Gefangenhause war in das Bureau. Dort hoffte ich das vom Minister mir versprochene

Dekret zu finden, denn nur mit diesem in der Hand wollte ich wieder vor Sie hintreten. Statt dem Anstellungsdekrete fand ich aber die Entlassung aus dem Bureau und den Hohn meiner früheren Kollegen, der mich zur Wuth brachte. Herr Hartel, ich wünsche nicht, daß auch Sie und Ihre Angehörigen eine böse Meinung von mir fassen. Ich will Ihnen beweisen, daß ich Ihres bisherigen Vertrauens werth gewesen, indem ich noch in dieser Stunde Ihr Haus verlasse, um es nie wieder zu betreten. Sagen Sie Ihrer Tochter, daß ich unseren Herzensbund löse, ich kann — ich darf es ihr nicht selbst sagen, und so nehme ich Abschied, — zwar mit gebrochenem Herzen, aber mit gestahltem Mannesmuthe." Nach diesen Worten entfernte sich der tolle Junge ebenso schnellfüßig als er gekommen, und ich war froh darüber, denn schon sah ich im Auge der Frau eine Thräne der Rührung glänzen und am Meister bemerkte ich eine Miene der Versöhnung."

„Wird Fox aber auch sein Wort halten?" fragte die Stiftsdame ungläubig.

„Er ist bereits auf dem besten Wege dazu. Nachdem ich die Tischlersleute getröstet und verlassen hatte, begegnete ich der Frau Susanne in der Hausflur. Sie sah verweint aus. Ich fragte nach der Ursache ihres Kummers und sie erzählte

daß ihr Zimmerherr bereits seine wenigen Habseligkeiten zusammen packe."

„Verfolgen Sie seine Spur."

„Darauf habe ich schon Bedacht genommen."

„Haben Sie mir sonst noch etwas zu sagen?"

„Nichts von Belang, nur der Vollständigkeit wegen muß ich noch erwähnen, daß Frau Susanne von einer großen Betrübniß ihres Zimmerherrn sprach."

„Ich besorge, daß der Liebesgram ihn auf lange Zeit unempfänglich für ein anderes liebendes Herz machen wird."

„Nach dem, was mir Frau Susanne erzählt, ist es nicht Liebesschmerz, was ihm den größten Kummer macht."

„Was denn?"

„Er hat die ihm zurückerstatteten Papiere durchgesehen und Alles in Ordnung gefunden, nur zwei Briefe fehlen, wahrscheinlich von der Hand seiner unbekannten Mutter und das bringt ihn zur Verzweiflung."

Diese Mittheilung, welche Basilius für geringfügig hält, ist für Amalie von außerordentlichem Interesse. Sie errinnert sich, daß der Minister ihr gesagt, er selbst habe Fox's Schriften durchgesehen. Nur für ihn konnten jene Briefe von Wichtigkeit sein. Ohne Zweifel hat er sie unterschlagen.

Im Kopfe der Stiftsdame kreuzen sich nun Gedanken, welche die Begierde nach dem Besitz dieser Briefe in ihr wecken. „Hat er sie nicht vernichtet, so müssen sie mein werden. Ich werde mir von jener Unglücklichen im Irrenhause eine Handschrift verschaffen und dieselbe mit den unterschlagenen Briefen vergleichen. Ich zweifle nicht, dadurch einen unumstößlichen Beweis für meine innere Ueberzeugung zu erhalten, daß jenes Weib Fox's Mutter ist.“ So spricht Amalie zu sich und berechnet hoffnungsvoll die Vortheile, die daraus für sie entstehen müßten.

Nachdem sie Basilius noch einmal beauftragt hat, Fox nicht aus den Augen zu verlieren, und über dessen ferneres Thun und Lassen sorgfältige Erkundigungen einzuziehen, entläßt sie ihren Verbündeten und fährt sodann mit ungestümem Verlangen, diesmal ohne Begleitung, in die Irrenanstalt, wo Don Juan der Ankunft seiner Herzenskönigin sehnsuchtsvoll entgegen schaut.

Sechstes Kapitel.

Wahnsinn aus Verzweiflung.

Wir sehen zum zweiten Male die Stiftsdame in das Inspektionszimmer der Irrenanstalt treten

Doktor Mursko, freudig erregt, begrüßt sie mit jener zärtlichen Vertraulichkeit, wozu ihn das Benehmen Amaliens bei ihrem ersten Besuche schon ermuthiget hatte

Sie zeigt sich aber diesmal zurückhaltender, obgleich sie auch jetzt durch eine kokette Abwehr die Hoffnungen des Heißblütigen eher bestärkt als vernichtet.

„Meinen wärmsten Dank für die Erfüllung Ihres Versprechens," sagte sie leise: „Ich fürchtete daß Sie des Wartens müde geworden."

„Wie konnten Sie so von mir denken!"

„Es freut mich, daß meine Befürchtung grundlos war. Sie haben sich hohe Ansprüche auf meine Dankbarkeit erworben. Nun aber zur Sache."

„Ich stehe zu Befehl.“

„Führen Sie mich zu der beklagenswerthen Försterswitwe. Hier ist der erforderliche Erlaubnißschein.“

Das Fräulein überreicht einen Zettel. Der Doktor erblaßt, nachdem er das Schriftstück besehen und wagt es kaum, die Augen davon abzuwenden. Er hat Ursache, die Echtheit der Unterschrift zu bezweifeln.

Die Stiftsdame, welche dies bemerkt, dringt mit unwiderstehlicher Liebenswürdigkeit in ihn, indem sie flüstert: „Theuerer Freund, machen Sie keine Schwierigkeiten. Es ist Gefahr im Verzuge. Es gilt ein armes, schuldlos verfolgtes Geschöpf zu trösten, und wenn möglich zu retten. Erfüllen Sie meinen Wunsch, der vollkommen uneigennützig ist, welcher der edelsten Absicht entspricht. Sie fördern dadurch ein gutes Werk und der süßeste Lohn erwartet Sie. Heute noch sollen Sie erfahren, wo Sie mich ungestört wiedersehen und die Beweise meiner Erkenntlichkeit empfangen können.“

Der Arzt zieht in Erwägung, was er durch die Gewährung dieser Bitte gewinnen und was er dabei verlieren könne, und gelangt zu dem Schlusse, das ihm schlimmsten Falle, wenn die Fälschung des Einlaßscheines entdeckt werden sollte, ihm nur die Unkenntniß der Unterschrift zur Last fallen würde;

dagegen erwartet ihn ein süßer Lohn, sobald er der schönen Unbekannten die Unterredung mit ihrem Schützlinge ermöglicht. Sein leichter Sinn versetzt ihn schnell über alle weitern Bedenken hinaus.

„Meine Gnädige, ich bin bereit dem Drange Ihres guten Herzens kein Hinderniß in den Weg zu legen," redet er zärtlich und entschlossen die Stiftsdame an.

„Zwei Bitten muß ich aber noch an Sie richten,' entgegnet das Fräulein hastig. „Erstens müssen Sie mir Ihr Wort geben, gegen Niemand zu verrathen, wer sich der Unglücklichen angenommen hat, denn nur unter dieser Bedingung werden Sie meinen Namen erfahren."

„Auf meine Verschwiegenheit können Sie bauen."

„Zweitens wünsche ich mit dem Weibe ohne Zeugen zu sprechen."

„Auch das kann geschehen, denn sie befindet sich in einer abgeschlossenen Zelle."

„Wohlan, so führen Sie mich zu ihr."

Doktor Mursko gehorcht. Er geleitet die Stiftsdame durch einen langen Korridor in die Frauenabtheilung. Sie begegnen sonderbaren Gestalten, deren irre Blicke auf das Fräulein einen unheimlichen Eindruck machen. Endlich hält der Arzt vor einer niederen Thüre, die er öffnet.



„Wer ist hier?" fragte sie mit hohler Stimme.

„Treten Sie ein, meine Gnädige, ich werde Sie erwarten, sagt er mit kaum hörbarer Stimme und drängt das Fräulein in die Zelle.

Amalie vergißt im ersten Momente ihres Aufenthaltes dieser Stätte ihren egoistischen Zweck. Ein Funke Mitleid regt sich in ihrer Brust.

Im düstern kleinen Gemache, in welches durch das schmale, vergitterte Fenster spärlich das Tageslicht dringt, erblickt die an menschliches Elend ungewöhnte Weltdame ein Weib auf hartem Lager zusammengekauert, das sich langsam erhebt um nach der Veranlassung des entstandenen Geräusches zu schauen.

„Wer ist hier? fragt sie mit hohler Stimme."

„Eine Fremde, welcher das Schicksal einer unglücklichen Mutter zu Herzen geht", erwiedert Amalie im zutraulichen Tone.

„Mutter! Wer weiß, daß ich die Mutter bin?" fährt Frau Brunner erstaunt auf und betrachtet voll Verwunderung das Fräulein.

„Fassung, liebe Frau, ich wurde durch einen Zufall in Ihr Geheimniß eingeweiht und bin gekommen, um Ihnen Trost zu bringen."

„Mitleid kann mir nicht helfen, laßt mich mit meinem Schmerze allein!" ruft die arme Frau

in einem Tone aus, der so wehmüthig klingt, daß er das Herz der Stiftsdame erschüttert.

Das gewissenlose Verfahren des Ministerpräsidenten gegen die Försters Witwe hat diese derartig mißtrauisch gemacht, daß sie für die freundlichen Worte der Stiftsdame unempfänglich scheint. Erst als sie hört, daß Amalie ihren Sohne kenne, schwindet ihre Theilnahmslosigkeit, und der nun eintretende Uebergang zur leidenschaftlichen Aufwallung läßt den Eintritt einer wirklichen Geistesverwirrung bei der Unglücklichen befürchten.

„Sie kennen Robert, meinen Sohn!" ruft sie mit erschütternder Heftigkeit aus.

„Ich sah im einige Male und hätte mich vielleicht nicht weiter um ihn gekümmert, würde mir nicht ein Freund meines Hauses so viel Gutes von ihm erzählt haben," erwidert das Fräulein mit erheuchelter Gleichgiltigkeit.

„Allmächtiger, wie sind Sie meinem Geheimnisse auf die Spur gekommen?" Ich habe das so treu bewahrt."

„Darüber werde ich Ihnen das nächste Mal Aufklärung geben." Sie erlauben doch, daß ich Sie öfters besuchen darf?

„O gewiß, aber lassen Sie mich heute nicht im peinlichen Zweifel. Sollte der Auftritt während meiner Adienz beim Minister zur Entdeckung geführt haben?"

„Dringen Sie nicht weiter in mich Nur wenige Minuten sind mir zur Unterredung gegönnt.“

„Nur das Eine will ich wissen,“ fährt Frau Brunner auf, „hat auch mein Sohn erfahren, daß seine Mutter lebt?“

„Nein, der hat keine Ahnung von den Ereignissen, die ihn so nahe berühren.

„Dem Himmel sei gedankt! — Und ich bitte, ich bitte, ich beschwöre Sie, edle Dame, verrathen Sie ihm nicht das Unglück seiner Mutter, es würde den Frohsinn seiner Jugend vernichten und ihn zum Menschenfeind fürs ganze Leben machen.“

„Das haben Sie nicht zu besorgen. Von mir aus soll er weder das Unrecht erfahren, daß seiner Mutter geschehen ist, noch die Schuld seines Vaters. Ich kenne diese genau und versichere Sie, daß außer mir, Ihnen und dem unmenschlichen Grafen Niemand davon weiß. — Nun hören Sie meinen Plan. Ich will Ihnen die Freiheit wieder geben und für Ihre Zukunft sorgen.“

„Mir die Freiheit geben!“ erwidert die arme Frau unheimlich lachend. „Nein, ich will die Welt nicht wieder sehen. Ich fühle, daß ich der Erlösung von meinem Elende nahe bin, Lassen Sie mich ungestört dem nahen Ende entgegen schauen.“

„Wenn es aber das Glück ihres Kindes erheischt, daß Sie sich dem Leben nicht entfremden?“

„Das Glück meines Kindes! Ich verstehe Sie nicht, Robert ist versorgt.“

„Das ist er nicht. Der Minister hat ihn gestürzt, bevor Fox die ihm in Aussicht gestellte Laufbahn betreten konnte und zwar in Folge des Geständnisses, das Sie dem Grafen gemacht.“

„Entsetzlich!“

„Verzagen Sie nicht. Ich habe mir einmal vorgenommen, Sie zu rächen und Ihrem Sohne zu dem Rechte zu verhelfen.“

„Gegen die Macht des Herzlosen ist nicht anzukämpfen.“

„O, es ist jeder Mensch zu stürzen und stünde er noch so hoch. Sie müssen mir dazu behilflich sein.“

„Ich? was könnte ich dazu beitragen?“

„Ihre Handschrift, weiter nichts. Sind Sie im Besitze von Briefen oder Schriftstücken Ihrer Hand?

„Gnädiges Fräulein, Sie erscheinen mir immer räthselhafter.“

„Bei meinem nächsten Besuche will ich alle Räthsel lösen. — Nun bitte ich aber dringend um Ihre Handschrift.“

„Ich habe keine Papiere und hätte ich auch Schriften gehabt, man hätte sie mir hier im Hause abgenommen. — Doch, hier ist mein Gebetbuch, das einzige, was man mir zum Troste ließ. Es war mein Firmungsgeschenk. Durch mehr als dreißig Jahre diente es dazu, meine Seele empor zu richten, wenn namenloser Kummer mich beugte."

Die Stiftsdame langt hastig nach dem Gebetbuche und während sie darin blättert, fährt Frau Brunner schluchzend fort: — „Meine Augen sind schwach geworden. Das Dunkel dieser Zelle raubt mir den letzten Trost, ich vermag nicht hier zu lesen."

„Auf dem Titelblatte und auf der letzten Seite des Buches sehe ich Aufzeichnungen. Rühren dieselben von Ihrer Hand her?" frägt Amalie in freudiger Erwartung.

„Ja, es ist meine Handschrift," entgegnet die die Unglückliche." Sie sehen hier den Tag meiner Trauung und den Todestag meines seligen Mannes verzeichnet."

„Und was hat das Datum ohne Namen zu bedeuten?"

„Das ist der Geburtstag meines Sohnes Robert."

„Herrlich! Dieses Gebetbuch müssen Sie mir geben, ich werde Ihnen dafür ein anderes senden.“

„Nein, meine gute Dame, ich kann mich von diesem Buche nicht trennen.“

„Wenn ich Ihnen aber sage, durch dieses Buch soll das Glück Ihres Kindes gegründet werden.“

Frau Brunner schaut einen Moment starr der Stiftsdame ins Gesicht, dann fährt sie plötzlich in einem wirklichen Ausbruch des Wahnsinnes auf: „O, ich verstehe! Man will mir auch die letzte sichtbare Erinnerung an mein Kind rauben! Nimmermehr! Mein Gebetbuch fordere ich zurück — ich nehme es mit Gewalt. Nehmt mir das Leben, aber dieses Büchlein soll nicht von meiner Seite kommen!“

Die Arme scheint unter der Wucht der auf sie schnell hereingestürmten Ereignisse das geworden zu sein, wozu sie die Grausamkeit eines fluchwürdigen Egoisten gestempelt hat. Mit wildem Geschrei tobend, stürzt sie sich auf das Fräulein und will ihr das Buch entreißen.

Doktor Mursko, welcher vor der Thüre der Zelle ungeduldig auf das Ende der Unterredung gewartet, eilt nun zur Hilfe herbei Er erfaßt die Tobsüchtige, die er kaum bändigen kann, während Amalie mit dem Gebetbuche davon eilt.

Trotz seines leichten Blutes ist Dr. Mursko so gewissenhaft in der Erfüllung seiner Berufspflicht, daß er sich der tobenden Unglücklichen gegenüber, um die Stiftsdame gar nicht kümmert, deren auffallend hastige Entfernung einer Flucht nicht unähnlich sieht. Erst nachdem er mit Hilfe einer herbeigeeilten Wärterin die Rasende besänftiget hatte, oder vielmehr, nachdem die Försters-Witwe im Zustande der Lethargie auf ihr Lager gebracht worden war, verläßt der Arzt, sich selbst Vorwürfe machend, die Zelle der Kranken und begibt sich wieder in das Inspektionszimmer. Da denkt er voll Unmuth der schönen Unbekannten, die ihn mit leeren Versprechungen zu einer Dienstverletzung verleitet und im Hause Unheil angerichtet hat, ohne ihr Wort einzulösen, ohne seine Sehnsucht und seine Neugierde zu befriedigen.

Zwei Stunden verfließen für ihn viel zu träge und mit dem Vorrücken der Zeit verdüstert sich seine Stimmung. Er faßt den ernsten Vorsatz, in Zukunft seine allzu reizbare Empfänglichkeit, die ihm schon manchen bösen Streich gespielt, zu bemeistern und verführerischen Mädchenaugen nimmer zu trauen.

Das beste Vorhaben kann aber das Temperament eines jungen leidenschaftlichen Mannes nicht ändern. Unser Don Juan muß das nun

zu bald an sich selbst erproben. Sein Vorsatz, zum Weiberfeind zu werden, ist kaum erwacht, als ihm der Diener ein Paket überbringt, dessen Inhalt ihn mehr als je zum Sklaven seiner verliebten Natur macht.

In fieberhafter Aufregung löst er die Siegel des Umschlages und ist nicht wenig überrascht, ein Gebetbuch zu finden. Schon runzelt sich neuerdings seine Stirne, da entdeckt er in dem Büchlein ein herrlich duftendes Billedoux mit folgenden Zeilen:

„Theurer Freund!"

„Um mein gegebenes Versprechen zu erfüllen und die Sehnsucht nach einem Wiedersehen zu befriedigen, stelle ich an Sie die dringende Bitte, den nächsten Maskenball im Redoutensaale zu besuchen, wo ich Sie im gelben Domino, mit einer blauen Schleife an der Brust, erwarten werde. Das beiliegende Gebetbuch übergeben Sie gefälligst meinem Schützling, der Försters Witwe, und die beigeschlossene Banknote wollen Sie zur Verbesserung der Lage jener Unglücklichen verwenden. In der freudigen Ueberzeugung, daß Sie meiner Bitte willfahren werden, zeichne ich mich als ihre dankbare

Amalie."

Jetzt erst bemerkt der Doktor die Hundertguldennote, welche im Gebetbuche unter dem Schreiben gelegen. Dadurch wird seine Vermuthung bestärkt, daß die Dame seiner neuesten Eroberung von vornehmer Herkunft sein müßte. Entzückt küßt er das Billet und steckt das Geld mit dem Vorsatze zu sich, dasselbe der humanen Widmung gemäß zu verwenden.

Er träumt nun wieder vom rosigsten Liebesglück, als hätte er nie an die Möglichkeit einer Enttäuschung geglaubt.

Aus diesen süßen Träumereien weckt ihn die Wärterin, welche ihm vor zwei Stunden bei der Försters-Witwe Beistand geleistet.

„Kommen Sie schnell, Herr Doktor," sagt die Wärterin beim Eintreten in das Inspektionszimmer.

„Was ist vorgefallen?"

„Die Patientin auf der Zelle Nr. 9 hat einen neuen Anfall bekommen."

„Das war vorauszusehen," entgegnet der Doktor bestürzt.

„Wer war denn die Dame, welche die Unglückliche besucht hat?"

„Eine Dame!" fährt der Arzt verlegen auf. „Schweigen Sie davon, liebe Brigitta, es soll Ihr Schade nicht sein. Jene Dame kenne ich selbst

nicht, sie hat aber einen Erlaubnißschein von der Behörde gebracht, denn ich respektiren mußte. Indessen ist es nicht nothwendig, hier im Hause davon zu sprechen. Hat außer Ihnen noch Jemand die Besucherin bemerkt?"

„Niemand."

„Sind Sie dessen gewiß?"

„Vollkommen. Es war zu jener Zeit Niemand auf dem Korridor, als ich."

„Wohlan, da nehmen Sie vorläufig ein kleines Geschenk für Ihr Stillschweigen," versetzt Dr. Mursko, indem er der Wärterin eine Fünfguldennote in die Hand drückt. Hierauf fährt er fort: Behandeln Sie die Kranke gut, es interessiren sich sehr hohe Personen für dieselbe."

„Das habe ich schon gemerkt, allein es scheint als ob man sich nicht aus Liebe für sie interessirt.

„Woraus schöpfen Sie diesen Verdacht?"

„Aus Aeußerungen der Patientin und dann aus dem Zustande, in welchem sie hieher gebracht wurde."

„Auf Aeußerungen einer Irren ist nicht zu achten. Indessen ist es ja möglich, daß die Unglückliche von einer Seite verfolgt wird, während Andere das tiefste Mitleid für sie haben können.

„O, Herr Doktor, man sieht, daß Sie hier im Hause noch ein Neuling sind."

„Brechen wir davon ab. Sie wissen, daß ich für alle meine Patienten gleiches Mitgefühl habe, und das kann Sie beruhigen. Ich fordere von Ihnen aus Humanität in diesem Falle Stillschweigen."

„Recht gerne bin ich dazu bereit und ich will die Arme wie meine Schwester pflegen."

„An den Mitteln dazu wird es nicht fehlen. Kommen Sie, wir wollen nachsehen, wie sich unsere Kranke befindet."

Nur seinem leichten Sinne verdankt Doktor Mursko die schnelle Beruhigung. Ein anderer an seiner Stelle würde in das Versprechen der Verschwiegenheit dieses Weibes kein allzu hohes Vertrauen setzen.

— — — — — — — — — —

— — — — — — — — — —

Fünf Tage sind nach Amaliens zweitem Besuche im Irrenhause verflossen. Wir finden die Stiftsdame wieder in ihrem Boudoir und im scherzhaften Gespräch mit ihrem Kammermädchen Rosa begriffen.

Auf dem Divan liegen zwei Maskenanzüge in Bereitschaft. Ein einfacher gelber Domino und ein kostbarer Roccoco-Anzug von weißem großgeblümten Atlas.

„Ist es also wirklich Ihr Ernst, gnädiges Fräulein, daß ich heute mit Ihnen den eleganten Maskenball besuchen darf?" fragt Rosa mit kindlicher Freude und aus ihren flammenden Augen leuchtet das Schwelgen im Vorgenuße herrlicher Stunden.

„Allerdings ist es mir ernst damit. Ich habe Dir ja schon längst versprochen, Dir einen außergewöhnlichen Beweis meiner Zufriedenheit zu geben."

„Sie sind allzugütig."

„Du hast durch Deine Anhänglichkeit meine Zuneigung gewonnen."

„Werde ich mich aber auch in die vornehme Gesellschaft zu finden wissen?"

„Darum ist mir nicht bange, Du bist ein kluges gewandtes — Mädchen, in einer eleganten Maske wirst Du Furore machen."

„Ach Fräulein, wie werden Sie wundervoll aussehen, in dem prachtvollen Roccoco-Anzuge."

„Nein, meine Liebe, in diesem Pracht-Kostüme sollst Du glänzen, das ist für Dich bestimmt," erwiederte die Stiftsdame lachend.

„Sie scherzen."

„Kein Scherz, ich will es so. Mir gefällt der gelbe Domino zu sehr, als daß ich ihn mit einer andern Maske vertauschen wollte."

„Das geht aber nicht.“

„Warum nicht?“

„Was würde der Herr Graf Sportheim dazu sagen, welcher Ihnen das Roccoco-Kleid für den heutigen Ball eigens anschaffen ließ?“

„Närrisches Mädchen, Du mußt heute die Stiftsdame spielen und ich will für meine Zofe gelten.“

„Das wäre nicht übel!“

„Der Graf wird Dich in der Meinung ansprechen, meine Wenigkeit vor sich zu haben.“

„Und mein erstes Wort wird ihm den Irrthum benehmen.“

„Kannst Du Dich denn gar nicht verstellen?“

„Ein klein wenig allerdings, um aber ein vornehmes Fräulein vorzustellen, dazu reicht meine Kunst nicht aus.“

„Versuche es nur.“

„Und wenn es mir nicht gelingen sollte, was dann?“

„Dann lachen wir den Grafen aus.“

„Er wird es übel nehmen.“

„Ei, warum nicht gar. Ich begreife überhaupt nicht, wie er sich eine solche Blöße geben und mir eine Maske zuschicken konnte. Die Herren besuchen doch nur Maskenbälle, um maskirte

Damen zu entlarven; wissen Sie aber im Vorhinein, wer hinter dieser und jener Maske steckt, so ist für sie der Reiz der Maskerade verloren, und diese erscheint ebenso zwecklos, wie ein Räthsel, dem man die Lösung vorausschickt."

„Nun, ich will mir Mühe geben, die mir übertragene Rolle zu Ihrer Zufriedenheit zu spielen."

„Selbstverständlich dürfen wir Beide nicht gleichzeitig in den Saal treten und dort müssen wir uns gegenseitig fremd erscheinen. — Jetzt ist es aber Zeit, daß wir uns ankleiden."

„Gnädiges Fräulein, ich werde Ihnen behilflich sein."

„Das ist nicht nöthig. Ein Domino ist leicht angezogen, jedoch Dein Kostüme erfordert die größte Sorgfalt. Ich will heute Dein Kammermädchen sein."

„Ach, Du lieber Himmel, das schickt sich nicht," entgegnete Rosa verlegen. Sie sträubt sich aber doch nicht, als ihre Herrin wirklich daran geht, ihr das Roccoco-Kostüme zu reichen.

Vor einem großen Toilettespiegel geht nun die Metamorphose des Stubenmädchens vor sich, das mit Entzücken ihr zweites Ich im Spiegel der Vervollkommnung entgegenschreiten sieht. Rosa hat Gelegenheit, um selbst wahrzunehmen, wie wahr das

Sprichwort ist, daß das Kleid den Menschen macht, und als endlich ihre Umkleidung vollzogen ist, erscheint sie nicht blos äußerlich verschönert, sondern sie fühlt auch den von der Modistin ihr verliehenen Zauber und ihr Selbstvertrauen steigert sich zum Bewußtsein, nun mit jeder vornehmen Schönen um die Gunst der Männerwelt ringen zu können.

Die Stiftsdame selbst muß gestehen, daß Rosa allerliebst aussieht und mancher Dame auf dem heutigen Balle gefährlich werden kann.

Eine Stunde später erscheint im Redoutensaale ein einfacher und dennoch auffallender gelber Domino, der graziös aber mit Ungezwungenheit durch die Reihen der lorgnettirenden Herren die Bahn sich frei macht.

Schüchterner tritt eine Roccoco-Maske ein, die beim Anblick des ringsum sich verbreitenden Glanzes verblüfft ist, und erst dann wieder zur vollen Besinnung kommt, als sie, von mehreren Herren umringt und mit Galanterie überhäuft, die Ueberzeugung erlangt, daß sie sich hervorragend bemerkbar macht.

In der Mitte des Saales hat sich ein dichter Kreis gebildet. Die Herren des Ball-Komite's, an goldenen Abzeichen erkennbar und andere Männer, aus deren Mienen die höchste Wonne serviler Naturen leuchtet, haben sich hier um die Ehren-

größen gruppirt, unter welchen der Minister-Präsident Graf Sportheim den ersten Rang einnimmt.

Noch freundlicher und herablassender als bei der Audienz belebt derselbe im Ballsaale die Konversation. Für jeden, der ihm vorgestellt wird, hat er ein liebenswürdiges Wort, obwohl er sich durch diesen Zwang sehr beengt fühlt.

Allerdings gelingt es ihm nach längerer Zeit, weiteren Vorstellungen zu entgehen, indem er den Wunsch ausspricht, im Saale die Runde machen zu wollen, aber wie eine Schleppe muß er einen langen Schwarm von Trabanten nach sich ziehen, welche ihm die fatale Ehre ihrer steten Begleitung nicht versagen können.

Auf seinem Rundgange wird der Graf auch von weiblichen Masken angesprochen, allein er kargt mit artigen Erwiederungen, denn sein Auge sucht vergebens eine bestimmte Maske, an deren Seite er Entschädigung für den ihm bisher auferlegten Zwang der Konvenienz zu finden hofft.

Noch ungeduldiger als der Ministerpräsident durchforscht schon seit Beginn des Balles ein junger Mann den Saal. Es ist Doktor Mursko, der heute der ganzen Damenwelt gleichgiltig gegenüber zu stehen scheint, denn er hat we-

der Augen noch Ohren für die Schönen, die sich ihm nähern.

Da klopft ihm plötzlich ein Zigeunermädchen auf die Schulter und lispelt ihm zu: „Treuloser, warum hast Du Dein Versprechen nicht gehalten?"

Der Doktor erschrickt. Er hat die Stimme der Maske beim ersten Worte erkannt, denn sie wollte sich nicht verstellen.

„Verzeihe, liebes Kind, ich hatte die ganze Woche hindurch Dienst," entgegnet er verlegen und seine Wangen färben sich purpurroth.

„Das mag glauben wer will, aber ich nicht, versetzt die Maske zornig.

„Morgen, theure Elvira, morgen werde ich mich Deinen Eltern vorstellen."

„Das kannst Du sogleich thun. Ich bin mit meiner Mutter auf den Ball gekommen und zwar nur deshalb, weil ich eine Ahnung hatte, Dich hier zu finden."

„Die Ueberraschung freut mich unendlich."

„Du sagst das in einem Tone, der mich das Gegentheil vermuthen läßt."

„Du wirst doch nicht zweifeln an meiner Liebe?"

„Erst sollte ich — doch, ich will Dir verzeihen! Seit ich Dich zum letzten Male gesehen, ist

mit Dir eine große Veränderung vorgegangen. Bereust Du vielleicht Dein damaliges Versprechen?"

„Liebe Elvira, hier ist ja nicht der Ort dazu, eine so ernste Angelegenheit zu berathen!"

„Ei, mein Freund, was willst Du damit sagen? War es nicht auch auf einem Balle, wo Du mich mit dem Versprechen, um meine Hand anzuhalten, bethört und zu einem Schritt verleitet hast, dessen Folgen nicht lange mehr zu verheimlichen sind?"

„Elvira, ich bitte, ich beschwöre Dich, quäle mich nicht mit falschen Vorwürfen."

„Wenn Du es ehrlich mit mir meinst, so kann meine Erinnerung an Deinen Liebesschwur keine Qual für Dich sein."

„Nehme doch Rücksicht auf die Umgebung. Du bist in Eifer gerathen, man ist aufmerksam auf uns geworden."

„Gut, ich will mich beruhigen. Reiche mir den Arm, wir wollen uns zerstreuen."

Mursko ist außer sich, als er bemerkt, daß Elvira Lust hat, die ganze Nacht an seiner Seite zu bleiben. Gerne würde er sich mit Gewalt von ihr trennen, er fürchtet aber einen Skandal und ist daher genöthigt, ihr den Arm anzubieten.

In demselben Momente hört er das Rauschen eines Seidenkleides. Er blickt auf und sieht zu seiner Bestürzung den erwarteten gelben Domino mit der blauen Schleife an der Brust vor sich.

Der Don-Juan aus der Irrenanstalt befindet sich in einer Klemme, die sich nicht schildern läßt. Der Angstschweiß perlt an seiner Stirne, als der gelbe Domino jetzt mehr an ihn heran tritt und ihm zuflüstert: „Im Buffet erwarte ich Dich."

Die verhängnißvolle Maske entfernt sich aber eben so rasch, als sie dem Doktor erschienen war und verschwindet im Gewühle der Masken.

„Wer war das?" frägt nun im Tone der Eifersucht das Zigeunermädchen.

„Das weiß ich selbst nicht," erwiederte Mursko ausweichend.

„Täusche mich nicht. Was hat Dir der Domino in's Ohr gelispelt?"

„Meinen Namen, weiter nichts. Ich begreife nicht, wie Dir das auffallen kann!"

„Habe ich nicht Ursache, mißtrauisch zu sein? Acht Tage ließest Du mich auf Deinen Besuch vergebens warten, hier treffe ich Dich zufällig und unser Begegnen ist Dir lästig."

„Ich habe bereits die Ursache meines Fernbleibens gesagt und der Grund meiner heutigen

Mißstimmung ist ein Unwohlsein. Du mußt es mir ansehen, daß ich mich sehr unwohl fühle."

Der Doktor sieht in der That leichenblaß aus. —

„Wo ist Deine Mutter?" frägt er nach einer Pause.

„Sie hat neben dem Orchester Platz genommen und erwartet mich dort," entgegnete Elvira.

„Kehre zu ihr zurück, ich werde bald nachkommen."

„Warum willst Du nicht sogleich mit mir gehen?"

„Gönne mir nur einige Minuten Erholung. Die Hitze im Saale erdrückt mich, ich bin einer Ohnmacht nahe."

Mursko spricht diese Worte hastig und entfernt sich schnell von Elvira, die ihm mit bangen Blicken nachsieht, bis er die Saalthüre erreicht hat. —

Das arme betrogene Mädchen hängt mit ganzem Herzen an dem flatterhaften Doktor, dem weder ihre Liebe noch ihre Ehre heilig ist. Sie ahnt nicht das verwegene Spiel, das er in diesem Momente mit ihr im Sinne hat. Kummervoll aber nicht verzweifelnd begibt sie sich zu ihrer Mutter,

der baldigen Rückkehr des Geliebten hoffnungsvoll entgegensehend.

Mursko dagegen athmet wieder frei auf. Was kümmert ihn das Seelenleiden der Verführten. Er denkt nur an das ihm bevorstehende Rendez-vous im Buffete, dieses ungestört genießen zu können, ist sein einziger Gedanke.

In größter Eile begibt er sich in die Maskenleihanstalt im Gebäude der Redoute. Da findet er zwar keine große Auswahl mehr, aber jede Verkleidung ist ihm willkommen, wenn sie ihn nur vor dem Erkennen schützt.

Er wählt ein nationales Kostüm. Bald darauf kehrt er als Pole gekleidet und mit einer Larve vor dem Gesicht in den Saal zurück.

Er hört nicht auf die rauschenden Tonwellen der Tanzmusik, er achtet nicht auf die Tänzer, durch deren Reihen er sich drängt. Ihn beschäftiget nur der Zweifel, ob der gelbe Domino sein langes Ausbleiben entschuldigen werde.

„Gewiß erwartet sie mich sehnsuchtsvoll," spricht der Eitle zu sich und stürmt vorwärts.

Im Buffet angelangt, bleibt er aber schon beim Eingange überrascht stehen. Er sieht den gesuchten Domino, jedoch nicht wie er ihn erwartet hatte, nicht in stiller Einsamkeit voll sehnsuchtsvoller Ungeduld.

In Gesellschaft von zwei Herren zeigt sich der gelbe Domino mit der blauen Schleife in heiterster Champagner-Laune.

Unser Don Juan will kaum seinen Augen trauen. Nachdem er aber einige Minuten die lustige Gruppe beobachtet hatte, ist es ihm als müßte er auf die beiden glücklichen Nebenbuhler losstürzen und bei ihnen Genugthuung fordern. Aus einigen flüchtigen Worten bemerkt er jedoch, daß jene Herren dem Domino fremd sind.

Mit ruhigerem Blute nimmt er nun an einem Tische neben dieser Gesellschaft Platz, in der Absicht, derselben seine ganze Aufmerksamkeit zuzuwenden. Er will erfahren, wie er sein Benehmen gegen die lebenslustige Unbekannte einzurichten habe, und ob sie überhaupt an ihn hier denke.

Ueber Letzteres wird er bald beruhiget.

Die Aufforderungen der Herren, sich zu erkennen zu geben oder an dem Tanzvergnügen theilzunehmen, lehnt Amalie wiederholt ab.

„Du bist doch ohne Begleitung auf den Ball gekommen?“ fragt endlich einer der Cavaliere.

„Allerdings,“ erwiedert die Stiftsdame. „Aber ich habe einem bildschönen jungen Manne ein

Rendezvous hier zugesagt. Wo er nur so lange bleiben mag."

„Also verdanken wir Beide das Glück Deiner Gesellschaft nur der Saumseligkeit Deines Auserwählten?"

„Die Stunden des Vergnügens sind zu kostbar, als daß man sie unbenützt lassen darf," versetzt das Fräulein lachend.

„Dieser Grundsatz läßt sich hören. Wenn aber Dein Freund eifersüchtig ist, so haben wir noch eine Herausforderung zu befürchten."

„Dann wäre meine Freundschaft für ihn zu fade, denn eifersüchtige Männer hasse ich."

„Das sagen alle Frauen, und dennoch schmeichelt ihnen nichts so sehr als die Eifersucht."

„Bei gewöhnlichen Frauen mag das der Fall sein."

„Du zählst Dich also zu den Ungewöhnlichen des schönen Geschlechtes."

„Ungewöhnlich? Nun, wie man's nimmt. Ich habe auch meine Schwächen, allein ich bin nicht blind dafür und fordere von Anderen nicht mehr, als ich von mir selbst verlange. Den jungen Mann, welchen ich erwarte, fand ich im Saale an der Seite einer weiblichen Maske und ich störte ihn nicht in seiner Unterhaltung, mithin

habe ich auch das Recht zu fordern, daß er nichts dagegen hat, wenn andere Herren mir den Hof machen."

„Vortrefflich!" fährt plötzlich Mursko auf und tritt an den Tisch seiner Nachbarn.

Es war ein wilder, leidenschaftlicher Ausruf, den ihm der Unmuth erpreßt hat.

Amalia und ihre Tischgenossen schauen erstaunt nach dem Störer ihrer Conversation.

Dieser bemeistert aber schnell seine Aufwallung und um keinen Verdacht einer etwaigen Eifersüchtelei zu erwecken, sagt er im erzwungen scherzhaften Tone: Sie sehen meine Herren, daß auch ich zu leben verstehe. Ich bin Derjenige, welchen diese Dame erwartet, und hätte sie nicht selbst ihr Verlangen nach mir mit Ungeduld geäußert, ich würde noch länger ein stiller Zuhörer Ihres Gespräches geblieben sein."

„Ist's möglich!" ruft die Stiftsdame erregt aus und fügt voll Verwunderung bei: „Wozu hast Du Dich maskirt?"

„Man bewegt sich in der Maske ungenirter," entgegnete Mursko befangen.

Amalie antwortete nicht, sie erhebt sich aber sogleich von ihrem Sitze und dem Doktor den Arm reichend, empfiehlt sie sich von ihren zufälligen Kourmachern.

Arm in Arm begibt sich nun das Liebespaar in den Saal.

Die Stiftsdame macht alle Anstrengungen, um ihren verstimmten Begleiter durch schmachtende, Zärtlichkeit zu beruhigen, aber es dauert lange, bis dieser ihr Benehmen im Buffet entschuldigen kann.

Das Gedränge der Masken ist mittlerweile unerträglich geworden. Die Promenirenden werden mehr vorwärts geschoben, als daß sie sich frei bewegen könnten, die traulichen Plätzchen in den Arkaden sind bereits von Verliebten besetzt.

Auf dem beengten Rundgange gelangt der gelbe Domino mit Mursko endlich in die Nähe des Orchesters. Letzerer ist schon vollkommen ausgesöhnt mit der Syrene an seinem Arme, er lauscht nur ihren süßen Worten und hat alles Andere um sich vergessen.

Da sieht er plötzlich Elvira an der Seite ihrer Mutter. Welch einen wehmuthsvollen Kontrast bildet nicht dieses von Liebesgram erfüllte Mädchen zu den andern jugendlichen Gestalten, die sich in Lust und Freude vor ihren Augen bewegen.

Sie hat die Larve abgelegt. Ihre Wangen sind bleich, ihre Züge drücken einen großen Seelenschmerz aus, in ihren schönen Augen perlen

Thränen, die sie nicht gänzlich zu unterdrücken vermag.

Der Doktor wird von dem Anblick der Schwergeprüften erschüttert. Sein Gewissen macht ihm bittere Vorwürfe, denn er trägt nicht nur die Schuld an dem heutigen Kummer der Armen, die sich unter der bunten lustigen Menge nur noch einsamer, verlassener und trauriger als sonst fühlen muß, sondern er wälzt eine wachsende Schuld auf sich, die ihr Lebensglück auf immer untergraben muß.

Eine Regung seines besseren Ichs übermannt ihn. Es ist aber nur eine momentane Reue, die ihn erfaßt, ohne ihn zur Umkehr zu bewegen.

Wie wäre das auch in dem Augenblicke möglich, wo die von glühendem Begehren schwindelnde Stiftsdame ihm zuflüstert: „Gedulde Dich nur eine halbe Stunde, dann soll uns in unserem Glücke nichts mehr stören. Um 1 Uhr erwartet mich mein Wagen. Wir fahren zu einer Freundin, in derem Hause Du erfahren sollst, daß ich Dir ganz angehören will.“

Diese Einladung bringt das Blut des jungen Mannes in stürmische Wallung. Er beantwortet die Herausforderung mit einem feurigen Händedruck und wendet sich sorglos von dem Orte, wo eine wahre Freundin seines Herzens, durch ihn

betrogen, in verzweiflungsvoller Aufregung seiner gedenkt.

Mursko zählt jetzt die Minuten jener halben Stunde, die ihn vom Momente der Erfüllung seines begierdevollen Verlangens trennt. Amalie hingegen fühlt ihre Ungeduld weniger drückend. Es bietet sich ihr die Gelegenheit einer erheiternden Zerstreuung, denn wenige Schritte vor ihr entdeckt sie ihren Grafen im Gespräche mit Rosa, der entzückt ist, die von ihm gesuchte Maske endlich gefunden zu haben.

Sie tritt näher und lauscht aufmerksam auf die Konversation dieses Paares.

„Du spielst Deine Rolle ausgezeichnet," scherzt der Graf mit der Maske, welche er für die Stiftsdame hält.

„Was gilt die Wette, daß Du mich nicht kennst?" entgegnet Rosa mit verstellter Stimme.

„Wohlan, ich setze diesen Brillantring an meiner Hand gegen einen Kuß von Dir, daß ich Dich genauer kenne, als es Dir lieb wäre, wenn es öffentlich bekannt würde."

Rosa schaut lüstern nach dem herrlichen Ringe mit dem funkelnden Steine. Es erwacht in ihr die Lust, sich diesen Ring zu verdienen.

„Nun, für wen hältst Du mich? Ich gehe die Wette ein!" sagt sie herausfordernd.

„Mein Kind es wäre doch kindisch von mir.“

„Nicht so voreilig, lieber Graf. Diesmal täuschest Du Dich. Oder bereust Du vielleicht, Deine Brillanten gegen einen Kuß zu wagen?“

„Keineswegs. Ich bin gewiß — — — — aber ich begreife Deine Laune nicht.“

„Du hältst mich etwa gar für ein vornehme Dame?“ fragt Rosa übermüthig werdend.

„Ich halte Dich mindestens für eine Königin,“ entgegnet der Ministerpräsident, der nun glaubt, er müsse in den Scherz der vermeinten Geliebten eingehen.

„Fehlgeschossen, Herr Graf.“

„Wenigstens bist Du die Königin meines Herzens.“

„Ah, das läßt sich hören. Aber Du hast mich noch gar nicht gesehen!“

Der Graf kann sich des Lachens nicht erwehren.

„Sage also bestimmt, wen Du glaubst, vor Dir zu haben, denn ich brenne schon vor Verlangen nach Deinem Ringe.“

„Nun, wenn ich bestimmt antworten soll, so muß ich sagen, daß ich glaube vor Dir, liebenswürdigste Schelmin der Erde zu stehen. Jetzt wäre

es aber Zeit, ein vernünftiges Wort von Dir zu hören."

„Geht man denn auf einen Maskenball, um Vernünftiges zu hören?"

„Reiche mir den Arm. Ich muß Dich einigen anmaßenden Herrn vorstellen, welche neugierig sind, Dich kennen zu lernen."

„Mich? Wer interessirt sich denn für ein so anspruchloses Geschöpf, als ich bin."

„Es sind zwei Kavaliere, die im Hause Deines Vaters gerne gesehen waren."

„Mein Vater hatte mit Kavalieren nichts zu thun."

„Malchen, nun wirst Du mich bald böse machen."

„Ich heiße aber nicht Malchen."

„Wenn ein Scherz zu lange dauert, so langeweilt er. Folge mir."

Dieser kategorischen Aufforderung gibt Rosa nach, sie erinnert aber noch einmal den Grafen an die geschlossene Wette.

Die Stiftsdame würde den Beiden gerne folgen, um zu sehen, wer jene Kavaliere sind, welchen eigentlich sie vorgestellt werden sollte, aber sie hat keine Zeit zu verlieren, sie will ihrem heißen Wunsche in der nächsten Stunde nachkommen und dann noch rechtzeitig auf den Ball zurückkehren.

Der Graf führt seine Maske in einen Kreis aristokratischer Lebemänner, die im Nebensaale der Bekanntschaft mit jener Dame entgegen sehen, welche, wie sie wissen, auf den Ministerpräsidenten einen wesentlichen Einfluß ausübt.

Sportheim stellt die vermeinte Stiftsdame mit den Worten vor: „Das Fräulein hat heute nicht blos ihr Aeußeres maskirt, sondern sie verläugnet auch ihre herrlichen geistigen Eigenschaften. Vielleicht gelingt es Ihnen, meine Herren, diese Dame zu bewegen, daß sie ihr Inkognito ablegt.“

„Excellenz, überlassen Sie das mir“, entgegnet Baron Münich, ein junger, lebhafter Kavalier. „Ich hatte die Ehre, die Familie des Fräuleins zu kennen, wie ich Ihnen schon früher gesagt.“

„Wohlan, versuchen Sie ihr Glück.“

„Darf ich um Deinen Arm bitten, schöne Maske?“ redet der Baron das verkannte Stubenmädchen an.

„Wenn der Herr Graf nichts dagegen hat,“ erwidert Rosa und ohne auf eine Antwort zu warten, gewährt sie die Bitte des Barons, den sie mit Wohlgefallen betrachtet.

„Bleibt nicht gar zu lange ferne,“ ruft der Minister dem Pärchen nach, das sich den Arkaden hinter dem Orchester zuwendet.

Hier findet sich ein abgeschiedenes Plätzchen für sie.

„Scheint es doch fast, als würdest Du mich nicht wieder erkennen," beginnt der Baron die Unterredung.

„In der That, ich weiß mich nicht zu besinnen," versetzt Rosa.

„Unmöglich! Allerdings sind es bereits drei Jahre her, daß ich Dich nicht gesehen, aber ich habe mich doch seither nicht verändert und dann — ein Mädchen vergißt doch nicht den Mann ihrer ersten Liebe."

„Ich habe noch nie geliebt."

„Du treibst den Maskenscherz zu weit. Indessen, ich bin bereit, mich in Deine muthwillige Laune zu fügen. Von der Vergangenheit wollen wir heute nicht sprechen, obwohl Dein Anblick mich an die rosigsten Tage meines Lebens erinnert; aber die Gegenwart lasse uns ins Auge fassen."

„Was willst Du damit sagen?"

„Aufrichtig gestanden, ich war ganz überrascht, als ich bei meiner vor wenigen Tagen erfolgten Ankunft in Wien hörte, daß Du den mächtigsten Mann des Landes zu Deinem Sklaven gemacht."

„Wer hat Dir dieses Märchen erzählt?“

„Die ganze Stadt spricht davon.“

„Dann wissen Andere von mir mehr als ich selbst.“

„Du weichst mir aus, Amalie? Hast Du den Schwur vergessen, den Du gethan, als Du zum ersten Male meinen Armen Dich entwandest? — Es ist nun die Zeit gekommen, wo ich Dich an die Erfüllung Deines heiligen Versprechens ermahnen muß.“

Rosa kämpft einen Moment mit ihrem Gewissen, das ihr zuflüstert: Lege die Larve ab, um einer Täuschung ein Ende zu machen, die schon an die Grenze des Verrathes an deiner Herrin streift. Ihre Neugierde ist aber mächtiger als die Mahnung der inneren Stimme. Sie schweigt und fordert damit den Baron zur näheren Erklärung heraus, der erregt fortfährt:

„Damalen, als ich mit Glück um Deine Gunst warb, war mir der Preis nicht zu hoch, den Du für das Opfer gefordert, denn Du versprachst mir nicht nur dauernde Liebe sondern auch unaufhörliche Dankbarkeit. Nun, Amalia, auf Deine Liebe will ich verzichten, und — offen gesagt — es ist mir sogar lieb, daß Du mir die Treue gebrochen, weil Du dadurch in die Lage gekommen bist, Dich dankbar zu erweisen, aber auf Deine

Dankbarkeit rechne ich mit Bestimmtheit. Sie allein kann mich retten!"

Bei diesen Worten preßt der Baron krampfhaft die Hand Rosa's.

„Undank ist mir fremd," spricht sie mit zitternder Stimme.

„Das dachte ich mir, als ich von Deinem Glück hörte und darum habe ich all meine Hoffnung auf Dich gebaut. Hätte ich Dich nicht so gefunden, wie es geschehen, ich wäre gezwungen, die Hand an mein Leben zu legen."

„Allgütiger Gott!"

„Beruhige Dich, theure Freundin. Es liegt in Deiner Macht, eine unerhörte Schmach von mir abzuwenden. Dieselbe Schuld, vor welcher ich einst auf Dein Flehen Deinen Vater bewahrt, lastet nun auf mir. Durch falsche Freunde verlor ich einen großen Theil meines Vermögens und um den Verlust wieder hereinzubringen, ließ ich mich in gewagte Spiele ein, welche nicht nur den Rest meines Besitzes verschlangen, sondern sogar — —"

Der Baron stockt und fügt nach einer Pause hinzu:

„Was brauche ich Dir mehr zu sagen. Ich erwähnte ja schon, daß dieselbe Schuld, dasselbe Verbrechen mir zu Last fällt, das ich von Deinem Vater abgewendet. Deine kindliche Liebe brachte

zwar damalen Deine Unschuld zum Opfer und somit hätte ich eigentlich keine weitere Entgeltung zu fordern; ich appellire aber an Deine Großmuth und an Deine Dankbarkeit. Amalie, rede, was habe ich von Dir zu hoffen?"

Rosa ist in eine peinliche Verlegenheit versetzt. Sie bereut tief ihren Mißbrauch der Maske, aber es ist zu spät sich zu erkennen zu geben.

Auf eine wiederholte dringende Aufforderung des Barons erwidert sie mit bebenden Lippen: „Schreibe mir dein Anliegen, ich werde nach meiner schwachen Kraft —"

Münich läßt sie nicht aussprechen. Wie ein Rasender fährt er empor.

„Du forderst von mir, daß ich ein schriftliches Geständniß in Deine Hände lege!" ruft er zitternd vor Wuth aus.

„Bei Gott, der Tod ist mir willkommener, als ein Leben, abhängig von Deinen Launen. Du willst einen Beweis meiner Schuld, um mich zu Deinem Spielzeug zu machen oder zu verderben. Nein, diesen Triumph sollst Du nicht haben."

Der Baron ist außer sich. Er hat zwar nur mit halbunterdrückter Stimme seinen Unmuth geäußert, aber dennoch laut genug, um die Aufmerksamkeit eines Liebespaares auf sich zu ziehen, wel-

ches in der Nähe des Plätzchens, das er mit Rosa eingenommen, durch diese Störung unangenehm berührt wird.

Das Kammermädchen erschrickt, als sie in demselben Momente den ihr nicht unbekannten gelben Domino mit der blauen Schleife vor sich sieht.

Amalie ist soeben im Begriff, mit Doktor Mursko den Saal zu verlassen. Sie ist auf dem Wege zur Saalthür, als sie ihr Kammermädchen an der Seite des Baron Münich trifft, dessen Anwesenheit sie ebenso sehr überrascht als beunruhiget. Nach einem Zeitraume von drei Jahren begegnete sie dem Manne wieder, dem sie in einer verzweiflungsvollen Situation ihre Unschuld geopfert, der in das dunkelste Geheimniß ihrer Familie eingeweiht ist.

Diese Bewegung hätte auch in keinem ungünstigeren Momente eintreten können als jetzt, wo sie an ihren liebeglühenden Begleiter gefesselt ist, dessen Ungeduld sie fortdrängt. Ihre Bestürzung wird aber noch vermehrt durch Rosa, die am ganzen Körper zitternd herantritt und ihrer Gebieterin leise zuflüstert: „Um Gotteswillen, befreien Sie mich vom Baron.“

„Wie, Du kennst diesen Herren?“ frägt die Stiftsdame außer sich.

„Der Ministerpräsident hat mich ihm vorgestellt, natürlich in dem Glauben, daß Sie, mein Fräulein, in dieser fatalen Roccoco-Maske stecken.“

„Was hat der Baron mit Dir gesprochen?“ forscht Amalie in banger Erwartung.

„Entsetzliche Dinge. — Ich will Alles bekennen. — Verzeihung! es war nicht meine Absicht zu erfahren, was ich hier hören mußte. — Erlauben Sie, daß ich mich Ihnen anschließe, um den Zudringlichkeiten des Barons zu entgehen.“

Das Fräulein reicht dem Kammermädchen den Arm und in hastiger Eile drängen sich Beide mit dem Doktor durch die Masken in die Garderobe.

Baron Münich ist im ersten Augenblicke über diese plötzliche Entfernung der vermeinten Stiftsdame verblüfft, aber rasch faßt er sich und in gereizter Stimmung eilt er den Fliehenden nach.

Eine Viertelstunde später braust ein Wagen durch die nur noch spärlich erleuchteten Straßen, in mäßiger Entfernung verfolgt von einem Fiaker.

Im ersten Wagen befinden sich Amalie, Rosa und Doktor Mursko.

Das Kammermädchen unterbricht das unheimliche Schweigen, indem sie ihre Gedanken äußert, jedoch nur halblaut, als würde sie zu sich

sprechen: „Nie mehr in meinem Leben will ich einen eleganten Ball besuchen. Die Freude war kurz, die Verlegenheit groß und jetzt noch zittere ich.“

Stille „Rosa,“ befiehlt Amalie. „Wir fahren zu einer Freundin, wo uns ein Souper erwartet, dort wirst Du das Abenteuer leicht vergessen.“

Das Fräulein befindet sich aber selbst in einer noch peinlicheren Aufregung, als ihre Zofe. Es kostet ihr Mühe, den Sturm in ihrer Brust dem Doktor zu verbergen.

Zu diesem gewendet sagt sie mit erkünstelter Heiterkeit: „Lieber Doktor, ich habe sie noch gar nicht mit dieser Maske bekannt gemacht. Entschuldigen Sie meine Laune, die Sie hier in Gesellschaft mit meinem Kammermädchen gebracht.“

„Ihr Kammermädchen!“ ruft Don Juan voll Verwunderung aus.

„Ja, ich besuche keinen Ball ohne Begleitung und da eine Freundin, die mit mir auf die Redoute gehen sollte, in der letzten Stunde absagen ließ, war ich gezwungen meine Rosa mit mir zu nehmen.“

Amalie hat kaum diese lügenhafte Erklärung abgegeben, als der Wagen stille steht.

„Wir sind am Ziele,“ versetzt das Fräulein und während die drei Passagiere aussteigen, öffnet

sich schon Thor des Hauses, das nach ihrem Eintreten schnell geschlossen wird.

Gleichzeitig mit dem vordern Wagen hat auch der ihm nacheilende Fiaker stille gehalten. Aus diesem springt ein junger Mann. Es ist Baron Münich, der auf eine Distanz von etwa hundert Schritten jene drei Masken in das Haus eilen sieht.

„Wo sind wir?“ frägt der Baron seinen Fiaker.

„In der Engelgasse,“ lautet die Antwort.

„Bist Du in dieser Gegend genau bekannt?“

„Ei freilich, ich fahre fast in jeder Nacht Kunden hieher.“

„Wer wohnt in jenem Hause, vor welchem die Masken abgestiegen sind?“

„Euer Gnaden müssen ein Fremder sein, denn dieses Haus kennen fast alle jungen vornehmen Herren.“

„Nun, wer bewohnt es?“

„Die Frau von Mayer, mit Respekt zu melden.“

„Wer ist diese Dame?“

„Eine Dame ist sie eigentlich nicht, aber bei ihr halten sich sehr viele Damen auf. Euer Gnaden verstehen mich schon.“

„Bist Du gewiß, daß diese Frau von Mayer nicht mit Unrecht in einem solchen Rufe steht?"

„Na, darauf kann ich schwören. Vom Haus Nr. 17 in der Engelgasse könnte ich die merkwürdigsten Geschichten erzählen."

„Schon gut, führe mich auf den Ball zurück."

Baron Münich steigt boshaft lachend in den Wagen und bald befindet er sich wieder in dem Saale, wo er seine zurückgelassenen Freunde aufsucht. Er findet sie im Buffet in fröhlichster Laune beim Champagner.

„Wo bliebst Du so lange?" redet ihn einer der angeheiterten Kavaliere an. Graf Sportheim ist schon eifersüchtig geworden. Er ging mißmuthig in den Saal — wie ich sehe — hat er Dir seine Flamme wieder abgenommen."

„Das that er nicht, hätte es auch nicht thun können!" entgegnet der Baron lachend. „Die Stiftsdame ist mir durchgebrannt, ich habe sie aber verfolgt bis in die . . . ."

„Nun, wohin?"

„Bis in die Engelgasse Nr. 17."

„Zur Frau von Mayer!" platzt die ganze Gesellschaft gleichzeitig heraus.

„Ja, bei der Frau von Mayer demaskirt sich jetzt die Schöne des Ministerpräsidenten,“ bestätiget der Baron.

„Wenn das der Graf wüßte, er würde Dich zum Duell fordern.“

„Dazu müßte er einen anderen einladen.“

„Also nicht Du bist der Glückliche?“

Ich sagte Euch ja schon, daß sie mich im Stiche ließ. Das hat mich verdrossen und ich bin ihr nachgefahren.“

„Vortrefflich, das kann man sich zu Nutzen machen.“

„Den Grafen wollen wir aber im Glauben an die Tugend seiner Herzgeliebten nicht stören,“ ruft ein älterer Kavalier aus.

„Keineswegs! Ein Hoch den schönen Frauen, die zu leben wissen!“

Die jungen und alten Wüstlinge der Gesellschaft stimmen in diesen Toast und lassen die Gläser klirren.

In demselben Augenblicke tritt Graf Sportheim an ihren Tisch.

„Ei, Herr Baron, wo haben Sie meine Maske gelassen,“ redet er Münich an.

„Entschuldigen, Exzellenz, ich weiß selbst nicht,

wo sie ist. Kaum, daß ich sie in den Saal geführt, entwand sie sich meinem Arm und schloß sich einer Dame an, mit der sie sich entfernte," entgegnet der Baron.

„Sie wird doch nicht den Ball verlassen haben?"

„Ja, sie sagte, daß es ihr hier zu bunt zugehe."

„Das gute Kind ist noch etwas schüchtern in großer Gesellschaft," sagt Graf Sportheim mit einer Naivetät, welche die Anderen zum Lachen reizt.

„Ich werde ebenfalls heimkehren," fährt der Minister fort. „Viel Vergnügen, meine Herren!"

Die Kavaliere verabschieden sich mit tiefen Bücklingen vor dem Mächtigen, der sich hier so ohnmächtig gezeigt hat.

Siebentes Kapitel.

Täuschungen.

Die Ballnacht ist vorüber. Aus dem Hause der Frau von Mayer kehrte die Stiftsdame nicht wieder auf den Ball zurück, wie sie früher beschlossen hatte, sondern sie trennte sich vom beglückten Doktor Mursko und fuhr mit Rosa nach Hause. Während sie die Maske ablegte, mußte das Stubenmädchen ihre Unterredung mit dem Baron Münich ausführlich erzählen. Rosa legte ein aufrichtiges Geständniß ab und bat wiederholt um Verzeihung.

Nur einen Augenblick zeigte sich Amalie bestürzt. Bald gewann sie wieder so viel Fassung, um mit Ruhe überlegen zu können, wie sie dem Baron entgegen treten müsse, dessen baldigen Besuch sie zweifellos zu gewärtigen habe.

„Liebe Rosa," begann sie nach kurzem Nachdenken. „Du hättest den Baron allerdings aufklären

sollen, daß er sich in Deiner Person getäuscht, allein ich will Dir darüber keinen Vorwurf machen. Bin ich doch selbst Schuld an dieser Verwechslung"

„Ach, gnädiges Fräulein, ich war ganz verwirrt . . . . ."

„Beruhige Dich, es läßt sich Alles wieder gut machen, wenn Du auch fernerhin mir ergeben sein willst."

„Vom ganzen Herzen."

„Der Minister muß erfahren, daß Du es warst, die im Rococco Kostüme sich mit ihm unterhalten."

„Er wird es nicht glauben."

„Dafür lasse mich sorgen. Der Graf ist leichtgläubiger als Du ahnst, er wird es nicht unwahrscheinlich finden, daß ich das Ballvergnügen opferte, um einen Maskenscherz mit ihm zu treiben. Was hat der Minister mit Dir gesprochen?"

„Er stellte mich seinen Freunden vor und als ich lachend sagte, daß er dieß bedauern werde, weil ich nicht die Ehre habe, das zu sein, wofür er mich hält, wettete er seinen kostbaren Brillantring gegen einen Kuß, daß ich ihn zum Besten haben wolle."

„Diesen Ring hat er verloren. — Nun verlasse mich, liebes Kind, ich bin so erschöpft, daß ich mich nach Ruhe sehne."

Rosa entfernte sich.

Die Stiftsdame kann aber die erwünschte Ruhe nicht finden. Erst als die Sonne schon hoch steht, verfällt sie in einen leisen Schlummer, aus dem sie jedoch bald aufgeschreckt wird.

Leichenblaß und zitternd erscheint das Kammermädchen vor ihr und meldet den Besuch des Baron Münich.

„Dachte ich's doch," versetzte das Fräulein und erhebt sich von ihrem Lager.

„Soll ich den Baron abweisen?" frägt Rosa ängstlich.

„Keineswegs. Sage ihm, daß ich zwar unwohl bin, aber ihn dennoch empfangen will, wenn er sich geduldet, bis ich mich angekleidet habe."

Das Kammermädchen vollzieht diesen Auftrag, benimmt sich aber verlegen, daß es dem Baron auffällt, den auch die Stimme Rosa's stutzig macht. Er spricht sie an, erhält jedoch keine Antwort von dem Mädchen, das schnell das Zimmer verläßt, in welchem er eine Viertelstunde warten muß, bis er zum Besuche vorgelassen wird.

Die Stiftsdame empfängt in reizender Morgentoilette den Freund ihrer frühesten Jugendzeit. Als Meisterin in der Verstellungskunst tritt sie ihm mit einer Unbefangenheit und Freude entgegen, als wäre sie von seinem plötzlichen Erscheinen auf das Angenehmste überrascht.

„Jetzt soll noch Jemand behaupten, daß Träume lügen?“ — ruft sie, indem sie dem Baron mit reizendem Lächeln die Hand bietet.

„Ich hätte darauf gewettet, daß Sie mich bald besuchen werden, denn ich habe Sie heute die ganze Nacht auf Ihrem Grauschimmel kourbettiren gesehen.“

„Auf meinem Grauschimmel?“ — antwortete der Baron ironisch. — „Es war vielleicht Ihr Grauschimmel, von dem Sie träumten, wenn Sie überhaupt ein Stündchen zum träumen Zeit gefunden haben in vergangener Nacht.“

„Wie meinen Sie das?“

„Ich meine, daß man vor Allem schlafen muß, wenn man träumen will.“

„Sie irren. Man kann auch wachend träumen, wie Sie z. B. jetzt, Herr Baron.“

„Wie ich?“

„Wie Sie, wenn Sie mich etwa übernächtig finden, mein schöner junger Herr.“

„Wir waren doch der Morgendämmerung so ziemlich nahe, als Sie uns aus der Redoute desertirten."

„Ah — ich?"

„Nicht um Ruhe zu suchen, sondern in einem andern Asyl den Aufgang der Sonne abzuwarten."

Die Stiftsdame blickte den Baron lächelnd an, dann griff sie nach der Tischglocke und klingelte.

„Sage mir doch, Rosa," frug sie das eintretende Stubenmädchen, das sich ganz vortrefflich auf die Augensprache verstand, „wo war ich gestern Abend?"

„In der Oper, aber das gnädige Fräulein konnten das Finale nicht abwarten, weil Sie sich nicht ganz wohl fühlten, kurz vor neun Uhr fuhren wir nach Hause."

„Und dann?"

„Dann suchten wir das gnädige Fräulein nur geschwinde ins Schlafkabinet zu bringen und statt zu soupiren, mußten Sie Camillenthee trinken."

„Aber der Thee half?"

„Gott sei Dank, ja, — denn gleich darauf sank das gnädige Fräulein in einen sanften

Schlummer und haben fest und ruhig geschlafen, bis man zur Frühmesse läutete."

„Wirklich? Ach dann fällt mir ein Stein vom Herzen. Nach dem, was ich vom Herrn Baron erfahren habe, mußte ich fürchten, plötzlich Nachtwandlerin geworden zu sein."

Das schlaue Stubenmädchen zog sich laut lachend zurück.

„Wünschen Sie etwa daß ich auch den Portier als Entlastungszeugen heraufrufen lasse?" — fuhr die Stiftsdame fort. — „Was Sie da vorhin behaupteten, klang fast wie eine Anklage, die ich zurückweisen muß, obgleich ich eigentlich Niemandem für mein Thun und Lassen verantwortlich bin, mein schöner Herr Baron."

„Sonderbar! Seine Exzellenz, der Herr Graf von Sportheim scheint also einen kleinen Maskenscherz improvisirt zu haben."

„Der Minister?"

„Wenn die Leute grau werden, pflegen sie auch kindisch zu werden. Es hat dem Herrn Grafen gefallen, uns auf dem gestrigen Maskenballe eine reizende Rococco-Maske als Fräulein Amalie von Horvath vorzustellen."

„Ach was Sie sagen!"

„Jetzt begreife ich allerdings, warum sich die Dame nicht demaskiren wollte."

„Es war also ein Maskenscherz ohne Pointe."

„Und wie unvorsichtig ich war!" — fuhr der Baron nachdenkend und halb vor sich hinmurmelnd fort. — „Ich habe der Unbekannten einen Theil meines Geheimnißes anvertraut. — Zum Glück war sie selbst ein wenig befangen, sonst hätte sie ohne Mühe leicht den ganzen Schleier lüften können."

„Sie wissen also, daß ich nicht auf dem Maskenball war und werden als mein getreuer Ritter eine Lanze für mich brechen, im Falle man von der Rococco-Dame spricht und sich auf meine Kosten belustigen will. Jetzt werden Sie wohl so artig sein, an meiner Seite Platz zu nehmen und mir zu sagen, warum ich erst heute das Vergnügen habe, Sie zu empfangen, mein Herr Schmetterling."

„Weil ich mich erst seit vierundzwanzig Stunden in der Residenz befinde. Ich hoffte, Sie auf dem Maskenballe zu finden, sonst wäre ich noch in bestaubten Reisekleidern zu Ihnen geeilt, um —"

„Nun — um?"

„Um Sie zu bitten, mehr als mein Leben — meine Ehre zu retten."

„Mein Gott, was ist geschehen?" — frug die Stiftsdame bestürzt."

„Was vor drei Jahren geschehen ist", antwortete kalt der Baron. „Nur war vor drei Jahren Ihr Vater und heute bin ich der traurige Held des Tages."

Die Stiftsdame erbleichte und blickte erbebend auf den Baron.

„Ja ja, meine reizende Amalie," fuhr dieser fort, indem er die Kamelie eines Bouquets zerpflückte, das der galante Herr Premierminister vor kaum einer Stunde seiner Herzdame zugesendet, — „wir spielen jetzt dasselbe Drama, nur mit anderer Besetzung, denn wie gesagt, heute habe ich die tragische Rolle Ihres Vaters übernommen. Vor drei Jahren hatte Herr von Horvath den letzten Stein seiner Herrschaft vergeudet und auf ein letzteres Blatt Vabanque gespielt. Er hatte ein Accept auf eine bedeutende Summe mit meiner Namensunterschrift gefälscht und die Kugel schon in's Rohr gesenkt, um sich der Schmach und Entehrung zu entziehen. Seine schöne Tochter, die bis dahin meine feurigen, und auch ehrlichen Bewerbungen zurückgewiesen —"

„Schonung, Herr Baron!"

„Lag damals bleich und verzweiflungsvoll zu meinen Füßen und bat um Gnade und Erbarmen." Ich ließ mich erweichen und schloß eine Art Handelsvertrag mit Ihnen ab, den ich mir

für mögliche Ausnahmszustände von Ihnen verbriefen ließ."

„Verbriefen, daß die Tochter mit ihrer jungfräulichen Ehre, die Ehre ihres Vaters erkaufte," ächzte die Stiftsdame.

„Ich hatte wohl Ursache, eine kleine Revanche zu nehmen für den Hohn, mit welchem Sie mein liebendes Herz verschmähten, aber die kleine Revanche hat mich mein ganzes Vermögen gekostet. Ich war zum Bettler, wie Ihr Vater geworden."

„Er starb zu seinem Glück."

„Er starb und ließ eine gefallene Tochter zurück, die ich zwar leicht mit meiner Hand wieder erheben konnte, aber nach dem Opfer, das ich Ihnen und Sie Ihrem Vater gebracht, habe ich auch meine Liebe in sein Grab gesenkt. Ich ließ Ihnen Ihre Freiheit und Sie haben aus diesem Kapital sehr geschäftskundig Zinsen zu schlagen verstanden."

„Verdammen Sie mich nicht, Hektor! Ich stand arm, allein und verlassen in der großen Welt."

„Aber nicht lange, denn es hat sich schnell ein gar gewaltiger Führer gefunden, der sich der bezaubernd schönen Waise zur Seite gestellt. Wohlan denn, mein Fräulein, — heute ist es an Ihnen, die Ehre meines Namens zu retten und die Kugel aus meinem Revolver zu ziehen."

„Sie Hektor, allmächtiger Gott, was werde ich hören?“

„Ich habe einen Wechsel auf zwanzigtausend Gulden mit dem Accept des Minister-Präsidenten Grafen von Sportheim gefälscht.“

„Barmherziger Himmel!“

„Ich ziehe in diesem Falle Ihre Barmherzigkeit die Barmherzigkeit des Himmels vor.“

„Was kann ich thun?“

„Ei nun, die zwanzigtausend Guldenzahlen. Es ist das kaum die Hälfte jener Summe, die ich Ihnen für ein Schäferstündchen opferte.“

„Ich bin arm, trotz des Ueberflusses, der mich umgibt. Die Großmuth des Grafen beschränkt sich auf meinen Haushalt, Herr Baron.“

„Nun, so werden Sie Seiner Exzellenz die unbedeutende Summe abzuschmeicheln wissen. Sie ist ja nur eine Null im Budget. Der Herr Minister hat höchstens eine Linie tiefer in die Staatskasse zu greifen.“

„Und wenn er mich fragt, zu welchem Zweck ich dieser Summe bedarf?“

„So antworten Sie, auf Stecknadeln, Zahnpulver oder Haarzöpfe meinetwegen.“

„Ich werde mein Glück versuchen,“ — sagte die Stiftsdame nach kurzem Nachdenken, aber dem Baron entging es nicht, daß ihre Augen funkelten

und ein fast hämisches Lächeln auf ihren Lippen spielte.

„O, Sie sind ein Engel!" erwiderte er, indem er einen Kuß auf ihr Händchen drückte und sich erhob, um sich zu beurlauben.

„Ich erwarte den Grafen. Besuchen Sie mich morgen gegen Mittag, Herr Baron. Vielleicht kann ich Sie dann schon überzeugen, daß Amalie von Horvath nicht undankbar ist."

„Ich verspreche pünktlich zu sein, denn es wäre sehr traurig für uns Beide, wenn ich gehindert würde, Sie wiederzusehen."

„Gehindert?"

„Der Herr Ministerpräsident ist ja eine Allmacht im Lande. Ein Wort von ihm und so ein kleiner unbedeutender Baron, wie ich, ist verschwunden und Niemand weiß, wo er hingekommen ist. Aber ein solches Unglück wird Gott verhüten, nicht meinetwegen, sondern Ihretwegen, reizende Amalie."

„Meinetwegen?"

„Meine Papiere sind in der Hand meines Agenten, — leider auch das Bekenntniß Ihrer schönen Seele, das sicher durch alle Journale laufen würde, im Falle ich ihm länger als drei Tage unsichtbar bliebe."

„Man würde demnach erfahren, daß ich mich für meinen Vater geopfert habe.“

„Das haben wir leider in unserem Vertrage zu bemerken vergessen. Die Welt würde nun erfahren, daß ich ein Narr war, weil ich der Stiftsdame Amalie von Horvath, gegenwärtig Favoritin des allgewaltigen Ministerpräsidenten, für ihren ersten Sündenfall mein ganzes Vermögen geopfert habe.“

„Wie? Sie würden wagen —“

„Ich? Ich bewahre! Die Mauern unserer Bastillen sind zu dick, um mit dem Kopfe durch die Wand laufen zu können. Aber mein Agent ist Vorstand eines demokratischen Vereines, — dergleichen Leute erhaschen jede Gelegenheit, der Chronique scandaleuse recht pikante Beiträge zu liefern, — der Mann ist ganz verschwiegen und mir fabelhaft treu, aber eben diese seltene Treue würde seine Zunge lösen und ihn zur gefährlichsten Plaudertasche machen, wenn ich ihm plötzlich so räthselhaft verloren ginge.“

Die Lippen der schönen Stiftsdame färbten sich röther, wahrscheinlich in Folge eines Attentates, dessen sich die Zähne schuldig gemacht.

„Man kann die Menschen nicht mehr, wie der Escamoteur die Würfel im Becher verschwinden lassen,“ sagte sie, „und Ihr Agent wird keine

Veranlassung haben, unser Geheimniß in alle Winde auszublasen. Sie werden morgen aus meiner Hand die verlangte Summe empfangen, aber — fügte sie zögernd hinzu — auch das wird so eine Art Tauschhandel sein, denn ich hoffe, Sie werden keinen Anstand nehmen, mir das verhängnißvolle Bekenntniß zurückzustellen, das Ihnen heute so vortreffliche Dienste als Daumschraube geleistet hat."

„O nicht doch!' — erwiderte Baron liebenswürdig lächelnd, — „der Buchstabe ist ja eine erlaubte Folter, gegen die selbst Sonnenfels nicht protestirte und wer weiß, ob ich diese sogenannte Daumschraube nicht einst sogar als Vertheidigungswaffe benützen kann Zudem sind Sie zu zartfühlend, um mich des einzigen Erinnerungszeichens an eine süße Thorheit und an eine kostbare glückliche Stunde zu berauben."

Mit diesen Worten empfahl sich der Baron und die schöne Schlange sank zähneknirschend und Gift sprudelnd in ihren Divan zurück.

Ja, sie sprudelte Gift und Mord, — aber gegen den Mord hatte sich der Entsetzliche mit ihrer Schande gepanzert.

Man wird fragen, wie eine Maitresse Schmach und Schande fürchten kann? Wie eine sinnliche Dame, die sich schamlos in einem ver-

rufenen Hause einem jungen Arzte hingibt, der ihr einen unbedeutenden Dienst geleistet hat, noch eine so glatte Haut haben kann, um von der Feder eines Journalisten gekitzelt zu werden?

Sie fürchtete weder böse Federn noch böse Zungen — sie fürchtete ganz einfach, ihren Souteneur zu verlieren, wenn es auf dem schmutzigen Wege der Oeffentlichkeit zu hohen Ohren käme, daß es schon eine entblätterte Rose war, die er als Knospe gekauft.

Es blieb ihr vor der Hand nichts übrig, als gute Miene zum bösen Spiel und den Herrn Premier um zwanzigtausend Gulden ärmer zu machen.

Das war aber jedenfalls eine ziemlich schwierige Aufgabe.

Der Minister war zäh, verflucht zäh, wenn er in seine Privat-Chatouille greifen mußte, denn wenn die höhere Aristokratie auch, nach alter „guter Sitte", ihre Pferde, Maitressen und Jagdhunde halten mußte, hütete sich Graf Sportheim, sie zu überfüttern, um sie nicht zu fettbleibig und träge zu machen.

„Wie gut wäre es," dachte die Stiftsdame, wenn auch ich solch' ein Papierchen besäße, um Se. Exzellenz in Schach zu halten, wie mich dieser abscheuliche Baron in Schach hält."

Und abermals fiel ihr der Brief ein, den der Minister ihrem Lieblinge entwendet hatte, — vielleicht wäre das Papierchen auch so eine Art Daumschraube für den Herrn Premier.

Den Brief mußte sie haben um jeden Preis.

Während sie das Köpfchen senkte und darüber nachdachte, in welcher reizenden Attitüde sie ihren Grafen zu empfangen habe, um ihn zu einer außergewöhnlichen Großmuth zu entflammen, — wurde ihr der Herr Baron Moses Aron von Liliensteiner gemeldet, den wir im Audienzsaal des Ministers flüchtig kennen gelernt haben.

Dieser Fürst der Börse hätte die Stiftsdame gar leicht der Verlegenheit entziehen können, wenn es nicht allgemein bekannt gewesen wäre, daß es der Herr Minister mit den Schulden seiner Maitresse, wie die Regierung mit den Staatsschulden hielt, — er zahlte sie nicht.

Und dennoch sollte sowohl dem Fälscher als der jungen Dame geholfen werden, ja noch mehr, dieser sollte sogar eine Waffe in die Hand fallen, um für die Folge Jenen von sich abzuwehren und sich gegen fernere Erpressungen energisch zu schützen.

Der Geist der Industrie trat hier ungerufen als Vermittler auf.



Herr von Liliensteiner schob sich in den Salon der Maitresse.

Völlig in einen spitzen Winkel zusammengedrückt, schob sich Herr von Liliensteiner in den Salon der Maitresse.

Anmuthsvoll grüßend, erhob sich diese vom Divan.

„Willkommen Herr Baron!" — rief sie ihm artig entgegen. — „Wahrscheinlich schenken Sie mir die Ehre Ihres Besuches, um mich zu erinnern, daß ich Ihnen meinen Glückwunsch zu Ihrer Dekoration und Standeserhöhung noch schuldig bin."

„O bitte!" antwortete schmunzelnd Herr von Liliensteiner, indem er sich vom spitzen zum rechten Winkel ausdehnte. „Man hat mich geadelt zum Baron und mir gegeben ein Kreuz, weil Seine Minister Exzellenz ein Mann ist, der Verdienste zu schätzen und zu würdigen weiß.

„Ja, Sie haben viel Verdienste gesammelt — auf der Börse."

„Hehehehe! Je mehr die Andern wackelten, desto fester bin ich gestanden, und je tiefer sie gefallen sind, desto höher hab ich mich erhoben."

„Diese Sicherheit ist bewundernswerth, um so mehr, wenn man ein wenig am Schwindel leidet."

„Wie heißt Schwindel? Der Schwindel ist nur gefährlich, wenn man steigt, — aber

ich steige nicht selber, ich lasse blos steigen, mein Fräulein."

„Mit dem Prinzip müssen sie ein kolossales Vermögen erworben haben. —"

„Kolossal ist's, und wenn Gott und der Kurs wollen, wird es werden noch kolossaler."

„Wie ich höre, hat Ihnen der Herr Minister-Präsident auch die ärarischen Lieferungen zugedacht."

„Ich habe genommen Audienz bei Seiner Exzellenz, um ihr zu danken für die huldvolle Gnade und Auszeichnung Aber ein Dank mit Worten ist ein Tanz ohne Musik und ich hätte gerne gemacht auch Musik, wenn ich hätte gehabt die Courag' dazu. Darum bin ich gekommen zu Ihnen."

„Zu mir? Soll ich etwa Seiner Exzellenz zum Tanz aufspielen?"

„Warum nicht? Nach meinen Noten kann aufspielen und tanzen Jedermann, weil es sind Banknoten, die ich komponir!"

„Aha!"

„Große Herren nehmen viel Geld ein, aber geben noch mehr aus, so daß sie kommen zuweilen in kleine Verlegenheit, was ist der Dalles."

„Mein Herr, Graf Sportheim ist ein arrangirter Kavalier."

„Man kann sein arrangirt und doch sein zuweilen ein Bischen derangirt, sonst hätten Seine Exzellenz nicht vor drei Monaten acceptirt einen Wechsel auf zwanzigtausend Gulden."

„Auf zwanzigtausend Gulden?" frug die Stiftsdame rasch und aufmerksam.

„Seine Exzellenz haben acceptirt und der Herr von Münich girirt," antwortete Herr von Lilienſteiner, indem er den Wechselbrief aus seiner Brieftasche zog." Da sehen Sie selbst, Graf Arthur von Sportheim und Baron Hektor von Münich. Zwei gute schöne Namen — haben Kredit bei mir mehr als die ganze Regierung. Uebermorgen am Ultimo ist der Wechsel fällig."

„Uebermorgen?" frug die Stiftsdame bestürzt. „Und dann werden Sie den Wechsel präsentiren," mein Herr?"

„Nicht ich — Sie werden ihn präsentiren," — antwortete der Gefragte schmunzelnd, indem er der jungen Dame das Papier zierlich hinreichte, „präsentiren als Präsent und wenn es Seine Exzellenz huldvoll aufnehmen, wird Niemand glücklicher sein, als Baron Moses Aron Lilienſteiner."

„Der Herr Graf pflegt zwar keine Präsente anzunehmen —"

„Es ist wenig, aber ich bring schon mehr.“

„Indeß wird er es aus meiner Hand nicht verschmähen und für so zarte Aufmerksamkeit ganz sicher dankbar sein, vorausgesetzt, daß Sie sich keine Anspielung darauf erlauben, denn der Herr Ministerpräsident würde es Ihnen nie verzeihen, wenn Sie nur mit Einer Silbe sein Zartgefühl verletzten.“

„O was denken Sie von mir? Wie können Sie glauben? Bin ich doch auch Baron und weiß, was fein und nobel ist.“

Herr von Liliensteiner zog sich wieder im spitzen Winkel zurück und zehn Minuten später saß die Stiftsdame im Wagen und fuhr triumphirend und freudestrahlend dem Hotel des Premiers zu, — um ihre langen Finger zu erproben.

Das Glück zeigte sich ihr so günstig, — warum sollte sie ihm nicht ferner vertrauen? Es hatte ihr die geheimnißvolle Zelle der Witwe Brunner im Irrenhause geöffnet, — ihr den falschen Wechsel des Barons zugemittelt, — warum sollte es ihr nicht auch den Brief in die Hände spielen, der Sr. Exzellenz mehr als eine diplomatische Note Kopfweh zu machen schien?

Es wird vielleicht befremden, daß der Herr Premier mit solcher Scheu eine seiner Jugend-

sünden den Augen der Welt zu verbergen suchte.

Die Kinder der Liebe betteln sich ja zu Tausenden durch die Welt, nachdem sie ihre hohen Väter mit einem Stück Geld oder einem Fußtritt aus ihrem Wege geräumt, — wer könnte es dem Herrn Grafen von Sportheim verargen, daß auch er in seiner Jugend ein so lustiger Tausendsassa war?

Aber der Herr Premier stand nahe am Traualtar.

Er sollte sich mit der Prinzessin Olga, einer entfernten Verwandten eines regierenden Fürstenhauses vermählen. — Die Durchlaucht verzieh ihm die Maitressen, — aber natürliche Kinder, Bastarde hätte sie ihm nie und nimmer vergeben.

Der Bastard und dessen Mutter mußten verschwinden, — gleichviel, ob die Mauer eines Kerkers oder Tollhauses, oder das Grab sie deckte.

Die langen Finger der Stiftsdame bestanden glücklich die erste Probe. — Sie hatte sich die Handschrift der Witwe Brunner tief ins Gedächtniß geprägt. — Sie fand einen Brief mit derselben Handschrift auf dem Schreibtische Seiner Exzellenz, — aber Seine Exzellenz fand den

Brief nicht wieder, nachdem ihn die schöne Stiftsdame verlassen hatte.

Der Baron von Münich versäumte nicht, sich gegen Mittag des nächsten Tages im Salon der Stiftsdame einzufinden, aber er fand nicht mehr das bestürzte, eingeschüchterte Weib, das er gestern verlassen hatte.

„Sie sind der Sorge enthoben, Herr Baron — begann sie kurz und frostig. — „Auch ohne Hilfe des Ministers habe ich Mittel gefunden, Ihre Sündenschuld zu tilgen. Das Falsifikat ist in meinen Händen.“

„In ihren Händen?“ frug der Baron verdutzt. — „Wie und wo hätten Sie es denn gefunden?“

„Man findet zuweilen etwas, ohne es zu suchen. Um jeden Zweifel zu heben, erlaube ich mir hinzufügen, daß ich es aus den Händen des Herrn Baron Aron von Liliensteiner empfing.“

„Das sind ja Wunderdinge, die ich da höre!“ — rief der Baron mit höchstem Erstaunen. — „Wie konnte der Banquier es wagen, sich in dieser Geschäftssache an Sie zu wenden und noch dazu, ehe der Wechsel fällig war?“

„Das ist Nebensache Genug, die Schranken des Kriminalgerichtes sind einstweilen für Sie geschlossen, denn ich habe den Schlüssel in meiner Verwahrung.“

„Den Sie mir gefälligst ausliefern werden.“

„Das heißt, wenn ich eine Närrin wäre! Sie selbst haben mich dergleichen kostbare Papierchen nach ihrem vollen Werthe schätzen gelehrt. Wenn man sie auch nicht immer zu Erpressungen benützen kann, können sie uns doch zur Nothwehr ganz vortreffliche Dienste leisten.“

„Zum Glück werde ich nicht lange Ihr Schuldner bleiben, meine schöne und kluge Dame. Es hat sich da eine Tante gefunden, die mich zu arrangiren entschlossen ist. Vielleicht kann ich Ihnen schon morgen oder übermorgen den Betrag von zwanzigtausend Gulden —“

„Es gibt keine Summe, für welche das Papier mir feil wäre.“

„Ah, Sie wollen es nicht verkaufen, sondern vertauschen wahrscheinlich?“

„Vertauschen? Gegen jene schmachvollen Zeilen, meinen Sie, die Sie mir in einem Augenblick der Verzweiflung in die Feder diktirten? Nicht doch, Herr Baron! Lassen Sie jene Zeilen immerhin drucken, ich werde den Commentar dazu liefern, mit dem Sie sich in einer Zelle des Landesgerichtes belustigen können. Die Welt erfährt nichts Neues, wenn Sie ihr erzählen, daß ich gefallen bin, aber sie wird mich vielleicht minder ver-

achten, wenn sie erfährt, wie ich gefallen bin. Ich habe höchstens einen Minister zu verlieren, Sie aber Ehre und Freiheit und die Frage ist nicht schwer zu lösen, wer von uns bedauernswerther ist."

„Daumschraube gegen Daumschraube!" dachte der Baron. Er sah ein, daß er der schönen Schlange künftig ohnmächtig gegenüber stand.

„Das Schwert des Damokles hängt über Ihrem Haupte," fuhr sie fort. „Es wäre daher wohl gerathener, wenn wir Hand in Hand miteinander gingen, als miteinander zu hadern. Wenn auch eine gefällige Tante Ihre Schulden zahlt, bleiben Sie doch immer ein verarmter Edelmann und das ist schlimmer, als wenn Sie ein verarmter Gewürzkrämer wären. Wohlan denn — ich bin gesonnen, der Maitressenwirthschaft mehr Grund und Boden zu gewinnen. Der mächtige Premierminister beherrscht das Land — ich werde künftig den Premierminister beherrschen und Ihnen die Burg Ihrer Ahnen neu aufbauen, wenn Sie sich in Allem und Jedem und ohne zu grübeln, gehorsam meinem Willen fügen, mein Herr Baron."

Wie bezaubert blickte der junge Kavalier in das Auge der Maitresse, aus welchem in diesem Augenblick fast die Energie einer Maintenon blitzte.

Unwillkührlich zu ihr hingerissen, reichte er ihr die Hand — der Bund war geschlossen — eine willenlose Kreatur der Maitresse verließ den Salon.

Das feile Weib glaubte die Feder gefunden zu haben, die ganze Staatsmaschine nach ihrem Willen zu schnellen und sie ihrer Liebe, oder vielmehr ihrer Sinnlichkeit dienstbar zu machen.

Die Witwe Brunner mußte dem Irrenhause entrissen werden. Sie sollte der Popanz sein, den Minister zu schrecken, und schreckte er ihn nicht, hatte die Maitresse ja sein Verdammungsurtheil in Händen, denn der Brief, denn sie dem Gewaltigen entwendet, war nicht mit den Lettern der Verführung, sondern den Lettern der tiefsten Verworfenheit geschrieben.

Robert Fox, der jetzt ohne Zweifel arm, verstossen und verlassen, in irgend einem Winkel der Residenz ein elendes Dasein fristete, mußte aus dem Staube erhoben werden und in den Armen eines glühend liebenden Weibes vergessen lernen — vergessen, was hinter den dunklen Mauern eines Klosters lebendig begraben war.

Pfaffentrug und Weiberlist sollten die Todtengräber der armen Friedrike werden.

Zur rechten Stunde trat der fromme Basilins in den Salon der Stiftsdame.

Sie flüsterte lange und geheimnißvoll mit dem geschmeidigen, demuthsvollen Heuchler und was sie miteinander gesponnen, wird der Verlauf unserer Erzählung an's Licht der Sonne ziehen.

Achtes Kapitel.

Im demokratischen Verein.

Der Redner verließ die Tribune und ein rauschender, donnernder Beifall durchdröhnte den Saal.

Der junge Mann sah bleich und kränklich aus, war einfach, fast nachlässig gekleidet, und der eiserne Ernst auf seiner Stirne erlaubte seinen Lippen nicht das leiseste Lächeln, um für die lauten Acclamationen und Beifallssalven zu danken.

Anspruchslos wie seine äußere Erscheinung war auch der Klang seiner Stimme. Dennoch zündeten seine Worte.

Sie waren Brandraketen, die ohne Lärm mitten ins Schwarze, d. h. mitten ins faule Fleisch des Staatsbürgers drangen, in das faule Fleisch, das Jahrhunderte im üblen Geruche steht und die Welt durchpestet, wenn man es auch noch so fleißig mit Weihrauch parfumirt.

Der bleiche Redner ist uns bekannt, wir haben ihn schüchtern in der Audienz des Ministers, hoffnungsvoll in den Armen seines Mädchens, bestürzt auf dem Wege in den Kerker gefunden und verzweiflungsvoll von Liebe und Hoffnung scheiden gesehen.

Es war Robert Fox, den die Tochter des Tischlers liebte und die Maitresse des Ministers begehrte.

„Gesprochen wie ein ehrlicher Volkstribun, wahr und klar, treu und frei, mein wackerer Gesinnungsgenosse!“ rief ihm ein Mann zu von kräftiger Gestalt, indem er ihm beide Hände entgegenstreckte.

Es war Dr. Donner, der das demokratische Organ: „Der Blitz“ redigirte. Donner und Blitz hätten sich nicht besser zusammenfinden können.

Robert antwortete nicht.

Seine Augen ruhten auf einem kleinen bejahrten Männchen, das in sich zusammengekauert an einem kleinen Tisch im entfernten Winkel des

Saales saß und gemüthlich lächelnd sein Gläschen Gumpoldskirchner leerte.

Der junge Mann erkannte Herrn Basilius; den gefährlichen Hausfreund der Tischlerfamilie, in die sich derselbe als Vorstand eines frommen katholischen Vereines eingeführt; oder vielmehr als verkappter Laienbruder der Gesellschaft Jesu, der er als Spion und Briefbote diente, wenn es geheime Korrespondenzen zu befördern galt, die man, vorsichtig wie immer, nicht der Post anzuvertrauen wagte.

Man sprach seit einiger Zeit von einem hervorragenden Schriftsteller und Redner, Namens Robert, der als gefährlichster Feind der Klerikalen und Ultramontanen galt.

Herr Basilius wollte ihn kennen lernen, um ihn mit schwarzen Strichen ins Register der Verdammten zu zeichnen. — Darum hatte er sich in diesen demokratischen Verein eingeschlichen und war nicht wenig erstaunt, in dem berüchtigten „Gotteslästerer" den jungen Mann wieder zu finden, den er schon seit Monaten vergebens suchte.

Dieser kannte und verachtete den Heuchler, — dennoch riß es ihn gewaltsam zu ihm hin, — er wünschte zu erfahren, wie es seiner Friederike ging, der er auf ewig „Lebewohl" gesagt.

Kein Mund ist abscheulich genug, um uns nicht ein süßes Wörtchen zuflüstern zu können.

„Wie kommt das Lamm in die Grube der Wölfe?“ — frug Robert, indem er zu Basilius trat.

„Ach!“ — antwortete der Gefragte, die Augen verdrehend. — „Selbst das Lamm Gottes scheut die Wolfsgrube nicht, wenn es gilt, dem Teufel eine arme Seele zu entreißen.“

„Ist das etwa auch Ihre schöne Mission?“

„Es ist die Mission aller Gerechten, die verirrten Lämmlein ihrem guten Hirten wieder zuzuführen. — Armer junger Freund, was ist aus Ihnen geworden? Wie sind Sie zu diesem traurigen Ruhm gelangt?“

„Ich geize nach keinem Ruhm,“ — antwortete Robert gelassen. „Sollte ich aber je dazu gelangen, werde ich nie vergessen, daß ich ihn der Gnade des Herrn Ministerpräsidenten verdanke.“

„Ja, ja, ich habe mich vor einigen Minuten überzeugt, mit welcher Wärme Sie zu danken verstehen.“

„Der Minister gab mir die Freiheit, ich danke ihm mit der Wahrheit dafür.“

„Unglücklicher, das Himmelreich könnten Sie sich erwerben, wenn Sie mit Ihren Geistesgaben der guten Sache dienen wollten, jetzt aber

wandeln Sie mit Riesenschritten dem Reiche der Verdammniß zu."

„Lassen Sie das! Hier würden alle Ihre Bekehrungsversuche scheitern," meinte Robert, und Ihre Saaten keinen so fruchtbaren Boden finden wie im Hause des Tischlermeisters Hartel," fügte er mehr traurig als bitter hinzu.

„Wie geht's der armen Friederike?"

„Dem Fräulein Friderike?" erwiderte Basilius gutmüthig; „Ihr plötzliches Verschwinden hat ihr sehr wehe gethan, mehrere Tage war sie traurig, schwermüthig, wir waren sehr besorgt um das arme Kind. Aber mein Gott, wir wissen ja wie das heutzutage geht, dergleichen Herzkrankheiten halten nicht mehr lange an, aus den Augen, aus dem Sinn, und nach acht Tagen war das liebe Mädchen wieder froh und heiter."

„Froh und heiter?"

„Und jetzt trillert und hüpft es wie ein kleiner Kobold im Hause herum."

„Besser so, als wenn sie sich zu Tode härmte," sagte Robert beklommen, „Ihre Worte bohren sich wie glühende Nadeln in mein Herz und dennoch glaube ich Ihnen nicht. So schnell kann meine Friederike ihren Robert nicht vergessen."

„Vergessen? Ja wer behauptet denn das, junger Herr? Ich bin sogar überzeugt, daß sie recht

oft an Sie denkt. Aber Du liebes Jesulein, sie ist denn doch alt genug, um endlich der Vernunft Gehör zu geben. Wenn wir auch nichts mehr von Vorurtheilen wissen wollen, ist uns doch eine gewisse Scheu vor Menschen geblieben, die, so zu sagen ohne Vater und Mutter auf die Welt gekommen sind, — ja, von denen man nicht einmal bestimmt weiß, ob sie geboren worden sind oder nicht. Dergleichen Zweifel sind sehr beängstigend für ein wahrhaft frommes Gemüth."

„Ja ja — der Findling!" — rief Robert. „Man sollte solch einen Wurm zertreten, um ihn nicht zur Angst und Unruhe frommer Gemüther empor wuchern zu lassen."

„Zertreten? Der Himmel bewahre! Auch die Findlinge sind ja Menschen, wenn auch unglückliche und erbarmenswerthe Menschen."

„Zumal wenn man sie mit schmählichem Verdacht belastet, wie Diebe durch Häscher zu Gericht zerren läßt und wie Ehrlose ihres Amtes entsetzt. Solch ein Paria bin ich, mein Herr, aber es war nicht nothwendig, Friederike vor mir zu warnen, der Paria hat sich ja selbst für immer aus ihrer Nähe verbannt."

„Und dennoch werden Sie in kurzer Zeit mit Stolz auf diese Proletarierfamilie herabsehen, denn Sie sind zu schwindelnder Höhe berufen, junger Herr!"

„Wie beliebt?“

„Es interessiren sich gewaltige Persönlichkeiten für Sie.“

„Für mich — den Paria?“

„Finden Sie sich morgen gegen 12 Uhr in der Augustinerkirche ein“, fuhr Basilius geheimnißvoll flüsternd fort.“

„Weiter, weiter!“

„Sie werden eine verschleierte Dame knieend in der Nähe von Canova's Meisterwerk finden.“

„Also ein Abenteuer!“

„Die Dame wird sich erheben und schnell entfernen, jedoch ihr Gebetbuch vergessen.“

„Natürlich nehme ich es an mich und eile ihr damit nach.“

„Sie nehmen es an sich, ohne ihr nachzueilen. Was Sie ferner zu thun haben, wird Ihnen das Gebetbuch sagen.“

„Mir? Mir?“

„Natürlich Ihnen, Robert Fox, den ich im Auftrage einer hohen Dame schon seit Monaten vergebens suchte.“

„Es ist doch merkwürdig, welche Kommissionen zuweilen die Herren Vorstände frommer Vereine übernehmen!“

„Darf man Sie also morgen gegen 12 Uhr in der Augustinerkirche erwarten?“

„Allerdings!“ — antwortete Robert lächelnd, indem er sich von Basilius empfahl.

Der fromme Mann verließ nun eiligst das Lokal, um die Wohnung der Stiftsdame aufzusuchen.

Neuntes Kapitel.

Das Gebetbuch.

Es war nahe an zwölf Uhr, — die Frühstücksstunde für die Herrn, die Mittagsstunde für die Knechte.

Im Gotteshause der Augustinermönche befanden sich nur noch einzelne Andächtige, unter diesen eine verschleierte Dame mit ihrer Zofe, die, dem Anscheine nach, betend neben dem Werke eines unsterblichen Bildners knieten, das ein dankbarer Fürst seiner geliebten engelreinen Gemahlin als Denkmal gewidmet.

Der junge Mann, der einige Schritte weiter, zur Rechten des Denkmals, mit verschränkten Ar-

men an einer Säule lehnte, mochte sich wohl denken: „Fromme Worte und böse Gedanken, oder „Tugend auf den Lippen und Laster im Herzen," — so etwas dergleichen sprach aus seinen Blicken, die auf den beiden andächtigen Frauengestalten hafteten.

Als die Glocke die armen Leute zu Tische rief, erhoben sich die frommen Frauen, bekreuzten sich und verließen, langsam an dem Beobachter vorüberschreitend, das Gotteshaus.

Der junge Mann jedoch schritt dem Platze zu, den die beiden Andächtigen verlassen hatten.

Rasch bemächtigte er sich dort eines zierlichen mit Gold und Elfenbein geschmückten Gebetbüchleins, das Einer der beiden Damen am Gitter des Denkmals entfallen war.

Wir errathen, daß das galante Abenteuer in Szene gesetzt werden soll, das gestern an dem Winkeltischchen im demokratischen Verein entworfen wurde.

In dem jungen Manne erkennen wir Robert Fox, wie wir in den beiden „Andächtigen" die Maitresse des Ministers und deren vertraute Zofe erkannt haben würden, wenn es ihnen gefällig gewesen wäre, die Schleier zu lüften.

Warum lüftete die Fee den Schleier nicht?

Sie hatte doch wahrhaftig keine Ursache, ihr reizendes Gesichtchen dem Lieblinge ihres Herzens zu verbergen.

Vielleicht fürchtete sie böse Augen, — vielleicht wünschte sie auch, durch ein romantisches Versteckspiel das Abenteuer pikanter zu machen.

Robert's Neugierde zu wecken gelang ihr indeß nicht, denn unverzeihlich phlegmatisch verließ er die Kirche, ohne im entferntesten daran zu denken, seine Schritte zu beschleunigen, um die interessanten Flüchtlinge zu erhaschen.

Aber ein Stückchen von unserm alten Adam steckte dennoch in ihm und trotz seiner unglücklichen Liebe hätte er vielleicht in den Apfel gebissen, wenn ihn ihm eine niedliche Eva geboten hätte.

Eiligst öffnete er das Gebetbuch.

Ein feines Blättchen Papier mit folgenden zierlich geschriebenen Zeilen fiel ihm in die Hand:

„Dem redlichen Finder dieses Büchleins ist ein süßer Dank zugedacht. Heute Abends nach der Vorstellung der „schönen Helena" wird ihn der Fiaker Nr. 13 am Papageno-Thor des Theaters an der Wien erwarten, dem er sich ohne Bedenken anvertrauen darf. Das Losungswort für Personen, denen er begegnen sollte, ist — Amalie."

„Auch diese Amalie scheint eine moderne schöne Helene zu sein, die sich aus dem Tempel einen Paris holt und ihr Andachtsbuch benützt, Liebesbriefchen zu befördern, um ihren Menelaus zu betrügen," sprach Robert vor sich hin. „Der alte gute Gott muß oft sein Haupt schütteln, wenn er sieht, was die Parteien in seinem Hause treiben, und seine schwarzen Hausmeister treiben es oft am allerärgsten. Eine gekrönte Schlange auf grünem Felde, und die Buchstaben A. v. H. unter dem Wappen," fuhr er fort, indem er den eleganten Einband des Gebetbuches musterte „es scheint also Blaublut in den Adern dieser Tempelschänderin zu kreisen."

In einer Anwandlung lustiger Laune hatte sich der junge Mann zum Rendezvous in der Augustinerkirche eingefunden, aber er dachte nicht daran, das Abenteuer zu Ende zu führen, um so weniger, weil es Herr Basilius veranlaßt hatte, und von dem Manne konnte ihm nichts Gutes kommen, diese traurige Erfahrung hatte er schon im Hause des Tischlermeisters Hartel gemacht.

Vielleicht beabsichtigte der Heuchler sogar ihn durch diese Intrigue bei dem Mädchen seines Herzens zu verdächtigen? Nein, nein, verachten sollte ihn seine Friederike nicht, wenn sie auch auf ewig für ihn verloren war.

Unter einem Hausthor auf dem Stefansplatze lungerte ein Dienstmann, genannt „der schöne Toni," ein so häßlicher Popanz, wie ihn die Phantasie nicht abscheulicher träumen kann.

Diesen Kopf hätte jeder Büffel mit Stolz auf den Schultern tragen können, obgleich auf sein Antlitz jeder Pavian ein Eigenthumsrecht geltend machen konnte. Seine Nase, oder Schnauze vielmehr, wurde von brennrothem Buschwerk umrahmt und sein Mund war eine mit brandigen Palissaden ausgestattete Verbindungsstraße, die sich von einem langen Ohr bis zum andern zog.

Mit dieser ausgesprochenen Schönheit harmonirten die lustigen Aeuglein, die wie ein paar blaßgrüne Flintenkugeln aus den Höhlen traten und rechts auf Belgrad und links auf Granada hinüberblinzelten.

„Wollt Ihr ein Stück Geld verdienen, Anton?" frug Robert, indem er zu dem Dienstmann trat, den er hin und wieder mit kleinen Kommissionen zu betrauen pflegte.

„Allemal, Herr Fox, allemal!" antwortete der schöne Toni.

„Tragt das Gebetbuch der Dame zurück, die es heute in der Augustinerkirche vergessen hat und laßt Euch den Finderlohn von ihr zahlen."

Der Dienstmann warf einen Blick auf das Gebetbuch und nickte, ganz eigenthümlich lächelnd, mit dem dicken Schädel

„Ich kann Euch die Adresse der Dame nicht bezeichnen. Aber heute Abend, nach der Vorstellung, werdet Ihr am Papageno-Thor des Theaters an der Wien den Fiaker Nr. 13 finden, der Euch an Ort und Stelle führen wird. Ihr habt ihm nur den Namen „Amalie" zu nennen."

„Aha, eine Amalie!" wiederholte pfiffig der schöne Toni. „Mir scheint, diese Amalie hat ihr Gebetbuch nur verloren, weil sie selbst gefunden werden will."

„Nun, so findet sie!"

„Ich zweifle, daß ihr mit dem Finder gedient sein wird."

„Aufrichtig gestanden, ich zweifle auch," antwortete Robert lachend. „Es wird eine drollige Ueberraschung geben, und je drolliger sie wird, desto tiefer werde ich morgen in meine Tasche greifen, wenn Ihr mir Bericht abstattet. Vergeßt das Losungswort „Amalie!" nicht."

Robert eilte in sein Redaktionsbureau und gleich darauf verließ auch der Dienstmann seinen Standplatz, — um sich von Seiner Exzellenz, dem Herrn Ministerpräsidenten, eine kurze Audienz zu erbitten.

Man sagt, die geheime Polizei sei abgeschafft, — da irrt man jedoch gewaltig.

Man kann die Spione, Zwischenträger, Denunzianten und geheimen Agenten eben so wenig abschaffen, als man Insekten und Jesuiten ausrotten kann, denn wenn sie auch hier und dort vertrieben sein werden, lassen sie sicher ein ganzes Nest voll Eier zurück.

Aus einem dieser Eier war der Dienstmann gekrochen und so häßlich die Brut auch war, wurde sie dennoch würdig befunden, sogar einer Exzellenz geheime Dienste zu leisten, — obgleich diese Dienste sich nur darauf beschränkten, den Demokraten Robert Fox zu überwachen und die Passagiere im Hotel der Stiftsdame zu registriren.

„Das Gebetbüchel gehört schon ihr," murmelte der schöne Toni vor sich hin, „ich hab's an der gekrönten Schlange erkannt, aber wie kommt denn der junge Herr so plötzlich dazu, auf den sie wie närrisch so lange Zeit vergebens Jagd hat machen lassen? Hm — wahrscheinlich hat sie ihn endlich gefunden und ihm ihr Gebetbüchl in die Händ' gespielt, damit sie Gelegenheit hat, mit ihm nähere Bekanntschaft zu machen. Na, was geht's mich an? Der alte Exzellenzherr wird schon wissen, was er von dem Fiaker Nr. 13 und dem Losungswort „Amalie" zu halten hat."

Eine halbe Stunde später wußte die Exzellenz was ihr Spion wußte, aber der Spion nicht, daß die Exzellenz ihre Nägel ins höchst eigene dicke Fleisch bohrte, so oft dieser Robert Fox ein Lebenszeichen von sich zu geben wagte.

Noch tiefer bohrte die Exzellenz ihre Nägel ins höchst eigene dicke Fleisch, als sie das Gebetbuch öffnete und die an den Finder desselben gerichtete Einladungskarte der Maitresse las.

„Und somit habe ich unterthänigst ausgekramt, was ich gesammelt habe," nahm der Dienstmann nach kurzer Pause wieder das Wort, „geruhen Euer Exzellenz jetzt zu befehlen, wie ich mich zu verhalten habe."

„Du wirst thun, wie Dir befohlen wurde," erwiderte der Minister.

„Man wird jedoch finden, daß ich nicht der Rechte bin."

„Das wird man allerdings finden, aber ich wünsche, daß man es so spät als möglich findet, am liebsten wäre es mir, erst nach der Katastrophe. Lege Dein Dienstkleid ab, hülle Dich in einen Mantel und sprich so wenig als möglich."

„Nichts als Amalie, ich weiß schon. Wenn aber —"

„Nimm, was Dir sehr leicht geboten werden

kann. Die Katzen pflegen gewöhnlich im Dunkeln zu naschen, und es hat sich schon manche die Nase verbrannt, statt den Gaumen gekitzelt."

Der schöne Toni schnitt ein höchst einfältiges Gesicht.

Wenn er recht verstanden hatte, würde der Minister ganz damit einverstanden sein, wenn sich seine Lieblingskatze die Nase verbrannte.

„Euer Exzellenz belieben zu scherzen," stammelte er, „das gnädige Fräulein — ihr Zorn — ihre Rache —"

„Du hast das gnädige Fräulein nicht mehr zu fürchten und kannst morgen Deinen Standplatz wechseln, wenn es Dir beliebt. Verstehst Du mich?"

„O, Euer Exzellenz sprechen so klar und deutlich, daß Sie unmöglich mißzuverstehen sind."

„Nun, dann habe ich mich nicht deutlicher zu erklären. Entferne Dich jetzt, aber wieder durch die Gartenpforte. Es braucht nicht Jedermann zu wissen, daß ich auch einen Dienstmann zu meinen Vertrauten zähle."

„Es ist endlich Zeit, mit dieser leichten Person zu sprechen," murmelte der Minister, während sein Spion davon schlich; „die höchste Zeit, denn meine Gegner fangen sogar schon meine Gardinengeheimnisse zu bewitzeln an."

Der Minister wußte, daß das nicht der erste Seitensprung seiner schönen Maitresse war.

Auch ihr Ausflug vom Maskenball zur berüchtigten Frau von Mayer war ihm kein Geheimniß geblieben.

Er fürchtete den Fluch der Lächerlichkeit mehr, als eine Niederlage im Parlament, — denn dieser Fluch konnte die Nadeln brechen, die schon am Brautstaat der Prinzessin Olga arbeiteten.

Die Verbindung des Ministers mit dieser Prinzessin, die einem regierenden Fürstenhause angehörte, mußte seine Stellung wieder befestigen, die schon bedeutend erschüttert war.

Darum suchte er sich vor den Wespenstichen der Satyre zu hüten, die mehr als seine eigene Haut, die glatte und sehr empfindliche Haut seiner fürstlichen Braut verletzen konnten.

Er hatte die Försters-Witwe unschädlich gemacht, — ließ Robert Fox überwachen, um ihn gelegentlich ebenfalls vom Schauplatz verschwinden zu lassen und war endlich entschlossen, sich auch eine leichte Person vom Halse zu schaffen, um nicht von ihr kompromittirt zu werden.

Die Affaire mit dem Gebetbuch mußte ihm demzufolge sehr willkommen sein.

Aber der Minister denkt und seine Maitresse lenkt, wie wir heute Nacht noch erfahren werden.

Zehntes Kapitel.

Im Dunkeln ist nicht immer gut zu munkeln.

Die schöne Helena war mit ihrem Paris durchgegangen und der dumme König Menelaus blickte ihr mit offenem Maule nach.

Vor dem Papageno-Thor des Theaters an der Wien stand der Fiaker Nr. 13 und erwartete auch einen Paris, um ihn zu einer schönen Helena zu führen.

Ein Mann, in einen dunklen Mantel gehüllt, näherte sich ihm und hustete.

Der Fiaker wußte nichts Klügeres zu thun, als ebenfalls zu husten.

Nachdem sich beide einige Augenblicke einander so bedeutungsvoll angehustet hatten, flüsterte der Rosselenker: „Was schaffen Euer Gnaden?"

„Amalie!" grunzte der Mann im Mantel.

„Aha!" schmunzelte der Fiaker, konnte sich je-

doch nicht enthalten, den Fremden ein wenig verblüfft anzustarren, denn so vorsichtig sich dieser auch in seinen Mantel verkrochen hatte, blieb doch noch immer genug Vogelscheuche unverhüllt, um alle Fledermäuse zehn Meilen im Umkreise zu vertreiben.

„Amalie!" wiederholte der Mann im Mantel.

„Schon recht, aber was bringen denn Euer Gnaden der Amalie, wenn ich fragen darf?"

„Mich selbst und ein Gebetbuch."

„Aha!"

„Frage nicht weiter, Plutzerschädel, es muß Dir genug sein, wenn ich „Amalie" sage."

„Schon recht, Euer Gnaden," erwiederte der Fiaker, indem er dem Fremden den Wagenschlag öffnete, ihn einsteigen ließ, sich auf den Bock schwang und in die Pferde hieb.

„Einen sonderbaren Geschmack hat diese Amalie!" brummte er in den Bart, indem er sein „fesches Zeug!" in Bewegung setzte. Ich habe nichts als diese Nase gesehen, aber wenn ich solch eine Nase hätte, ließe ich mir von der Natur eine neue drechslen und schickte die alte als Kuriosität in's Museum."

Obgleich sein Ziel ganz in der Nähe lag

schien er dennoch beauftragt zu sein, seinen Passagier ein wenig spazieren zu führen, denn erst nach einer halben Stunde gelangte er an Ort und Stelle.

Es war das berüchtigte Haus Nr. 17 in der Engelgasse.

Der Fiaker hatte es nicht bemerkt, daß ihm Schritt auf Schritt ein anderer Wagen folgte und ihn nicht eine Minute aus den Augen verloren hatte.

„Hier ist das Haus, vor dem ich Euer Gnaden absetzen muß," sagte er, „um fünf Uhr wird mein Wagen wieder vor dem Thore stehen, denn früher werden Euer Gnaden nicht leicht abkommen können.

Die Sperrstunde hatte längst geschlagen. Der Mann im Mantel läutete, der Hausmeister öffnete das Hausthor und blickte fragend auf den Fremden.

„Amalie" flüsterte dieser.

„Erster Stock, rechts die erste Thüre," antwortete der Hausmeister mit gedämpfter Stimme, und der Mann im Mantel huschte die Treppe hinauf.

Gleich darauf läutete es abermals.

Ein zweiter Mann im Mantel erschien und

flüsterte dem Hausmeister ebenfalls das Losungswort „Amalie" zu.

„Erster Stock, erste Thür rechts — antwortete der Hausmeister verblüfft. „Merkwürdig!" fügte er vor sich hinbrummend hinzu, indem auch der zweite Mantelritter die Treppe hinaufflog, „gleich doppelte Portionen. Diese Amalie scheint heute bei ganz besonderm Appetit zu sein."

Den ganzen ersten Stock bewohnte Frau von Mayer und es gehörte zum Hausbrauch dieser Dame, nach der Sperrstunde ihren Corridor unbeleuchtet zu lassen.

Wie alle dunklen Existenzen liebte sie es, sich in ein bescheidenes schirmendes Dunkel zu hüllen.

In diesem schirmenden Dunkel fand sich manches Pärchen, das sich bei Sonnenlicht nicht zu suchen wagte.

Der erste der beiden Männer im Mantel, wir haben nicht nothwendig zu bemerken, daß es Anton, der Dienstmann war, tastete nach der ersten Thüre rechts und öffnete sie.

Sie führte in ein Kabinet, dem, wie dem Corridor, jeder Lichtschimmer entzogen war, ja selbst dem neugierigen Mond hatte man nicht die armseligste Fensterspalte zum Spioniren gelassen.

Aber wenn der „schöne Toni" auch nichts sah, so fühlte und hörte er doch.

Er fühlte zwei Arme, die sich um seinen Hals schlangen und hörte eine süße Stimme, die den Namen Robert lispelte.

Was blieb dem unternehmenden Dienstmanne Anderes übrig, als ebenso süß den Namen Amalie zu lispeln.

Nun lispelten beide Stimmen weiter.

„Ich liebe Dich, mein Robert!"

„Ich Dich auch, meine Amalie."

„Ist es wahr?"

„Ja wohl, Amalie!"

„Willst Du mein sein?"

„Warum denn nicht, Amalie?"

„O, Entzücken — O, Seligkeit!"

„Meine Amalie!"

Immer inniger drückte Amalie ihren Robert an sich und ihr Robert ließ es sich von seiner Amalie geduldig gefallen.

Es war finster, sehr finster.

Wehe ihr und wohl ihm, daß es so finster war!

Halb zog sie ihn, halb sank er hin, — und der Mensch begehre nimmer und nimmer zu schauen, was die Götter bedecken mit Nacht und mit Grauen.

Da öffnete sich plötzlich eine Seitenthür und im Rahmen derselben erschienen der Herr Minister Graf v. Sportheim und zusammengebrochen wie eine arme Sünderin, Frau von Mayer.

Eine Girandole in der Hand der zitternden Kupplerin beleuchtete die Szene.

Mit einem gellenden Schrei des Entsetzens entsprang die Stiftsdame den Armen der Liebe.

Aber nicht der Minister, sondern das Monstrum, das abscheuliche Affengesicht des Dienstmannes war es, dem ihr Zettergeschrei galt.

Der Graf nahm der Kupplerin den Armleuchter aus der Hand, stellte ihn auf den Tisch und deutete ihr und dem Dienstmanne an, das Feld zu räumen.

Beide ließen sich den Wink nicht zum zweiten Male geben. Sie hatten Beide zunächst für ihre Augen zu fürchten, denn wie eine ergrimmte Tiegerkatze hatte sich die Stiftsdame in sich selbst zurückgezogen und sich zum Sprunge fertig gemacht.

Beide verließen das Zimmer und der Graf war mit seiner Maitresse allein.

Einige Minuten durchschritt er schweigend das Kabinet, dann trat er der Stiftsdame unbefangen gegenüber und sagte lächelnd:

„Mit dieser Ablösung haben Sie meiner Eitelkeit nicht besonders geschmeichelt, mein Fräulein.“

„Wenn hier von einer Ablösung die Rede sein könnte,“ antwortete sie mit erzwungener Fassung, „würde ich veranlaßt sein zu glauben, Euer Exzellenz hätten sich selbst diesen Ersatzmann bestellt.“

„Sie irren, schöne Dame. Nicht mir verdanken Sie diese Ueberraschung, sondern dem glücklichen Finder Ihres Gebetbuches, der jedoch zu Gunsten eines armen Teufels auf seinen süßen Finderlohn Verzicht geleistet hat, weil er es wahrscheinlich nicht verlockend fand, ihn in den Appartements einer Madame Mayer zu erheben.“

„Schade, schade, daß Euer Exzellenz nicht Polizeiminister sind,“ meinte ironisch die Stiftsdame — „Ihr Ministerium würde die hohe Schule für alle geheimen Agenten sein.“

„Wahrscheinlich hätte ich dann die Geheimnisse dieses Kabinets ein wenig früher kennen gelernt.“

„Und was hätten Sie damit gewonnen?“

„Gewonnen hätten nur Sie, Ihre Freiheit, schöne Dame. Vielleicht hätten Sie sie schon von jenem Maskenball in der Redoute

nach Hause getragen. In keinem Falle hätten Sie bis heute darauf warten dürfen.“

„Ah, wenn ich recht verstehe, wünschen Euer Exzellenz, daß ich — wie sagt man nur gleich .... um meine Demission bitte.“

„In solchen Fällen bittet man um etwas, was man gewöhnlich schon in der Tasche hat.“

„Gerade heraus gesagt, Euer Exzellenz wollen mich entlassen?“

„Wie können Sie noch fragen, liebes Kind?“

„Nun gut, entlassen Sie mich, aber ich werde Sie nicht entlassen, Exzellenz.“

„Ei, das ist lustig!“

„Es fällt mir nicht ein, mich besser zu machen, als ich bin, ja wenn Sie meine Ohrenbeichte hören wollen, werde ich Ihnen auch nicht die kleinste meiner Sünden verschweigen.“

„Ich bin nur der Beichtvater politischer Sünder. Ihnen würde ich einen Beichtstuhl in der Augustinerkirche empfehlen.“

„Ah, das ist's! Sie erinnern mich da an meinen Verlust in der Augustinerkirche, dem Sie ihre krause Stirne verdanken. Es ist allerdings wahr, Sie haben mich hier in etwas

verdächtiger Situation überrascht, aber das ist noch immer kein Grund, mit mir zu brechen, Herr Premier."

„Nicht?"

„Oder ist es etwa ein Vergehen, wenn man sich von einem Dienstmanne sein Gebetbuch nachtragen läßt?"

„Zu nächtlicher Stunde in ein verrufenes Haus?"

„Vielleicht war das absichtlich, vielleicht auch Laune von mir und Laune muß man einer lebhaften Dame schon zu Gute halten."

„Vergessen Sie nicht, daß ich kein Bartolo bin, der sich von einer lustigen Rosine ein Nase drehen läßt."

„Sie glauben also in allem Ernst, ich habe diesem Waldteufel von Kommissionär hier ein Stelldichein gegeben?"

„Ich habe schon vorhin bemerkt, daß es kein Waldteufel war, den Sie erwarteten."

„Nun, wer war es denn, den ich erwartete?" frug die Maitresse lauernd.

„Herr Robert Fox. Oder irre ich mich vielleicht?"

„Nein, Euer Exzellenz irren nie."

„Sie werden folglich nicht leugnen können, daß Sie der junge Herr interessirt."

„Mein Gott, das finde ich ja ganz natürlich.“

„Natürlich?“

„Ich interessire mich für den Vater, es ist daher ganz natürlich, daß ich mich auch für den Sohn interessire.“

Der Minister machte einen Sprung, als ob ihn eine Viper in die Waden gebissen hätte.

„Sind Sie wahnsinnig?“ stotterte er, indem sich glühend roth sein Antlitz färbte.

„O Exzellenz, ein so liebenswürdiger Sohn verdient es nicht, von seinem Vater verleugnet zu werden. Errathen Sie jetzt, warum ich den jungen Mann nicht in meiner Wohnung empfing? Nur Ihretwegen nicht, Sie Barbar! Darum versuchte ich ein Rendezvous mit ihm zu erlisten, nur um mich mit ihm über seine Familienverhältnisse zu besprechen. Auch hoffte ich, den Aufenthaltsort seiner Mutter zu erforschen, halb und halb bin ich der armen unglücklichen so schmachvoll betrogenen Frau schon auf der Spur. O welch ein Bösewicht sind Sie in Ihrer Jugend gewesen, Exzellenz!“

„Genug! Wir sind hier in keiner Ammenstube, um uns Märchen zu erzählen.“

„Märchen?“ erwiederte die Maitresse lie-

benswürdig scherzend," klagen mich Euer Exzellenz ja nicht der Verläumdung an, damit ich nicht den Beweis der Wahrheit antreten muß."

„Sie?"

„Ich! Wie kann nur ein Minister vergessen, daß Vorsicht die Mutter der Weisheit ist. Wenn Euer Exzellenz wieder Geldsendungen an mich gelangen lassen, seien Sie ja auf der Hut, daß mit den Banknoten nicht gewisse Briefchen mitspazieren."

„Wie? Sie hätten—" rief der Minister bestürzt.

„Den Brief einer Mutter an ihren Sohn" antwortete die Maitresse lächelnd. „Wäre ich nun nicht eine Thörin, Exzellenz, wenn ich, im Besitze eines so kostbaren Dokumentes, Ihnen Ihre Entlassung gäbe?"

„Sie beabsichtigten also —"

„Die Figuren auf dem Schachbrett zu leiten," antwortete die Stiftsdame lächelnd, „und den König mit dem Bauer schlagen zu lassen, wenn ich den Bauer fügsamer finden sollte, als den König."

„Der Bauer hat sich indeß heute ziemlich störrig gezeigt."

„Weil er mich noch nicht, wie sein König,

ohne Schleier sah, sonst hätte er mir heute währlich keinen Dienstman gesendet.“

„Sie sind sehr eitel, mein Schatz.“

„Gegenwärtig mehr auf meine Macht als auf meine Schönheit, allerdings ist die Schönheit auch eine Macht, aber Euer Exzellenz gegenüber fortan nur von sekundärer Bedeutung. Meine Macht ist Ihre Handschrift, mit sehr schwarzer Tinte, aber mit noch schwärzerer Seele geschrieben.“

„Das klingt ja fast wie eine Kriegserklärung.“

„Allerdings könnte es zu einem Kriege kommen, zwischen Vater und Sohn nämlich. Ich weiß jedoch noch nicht, zu welcher Partei ich mich schlagen werde.“

„Zur Partei des Sohnes natürlich. Es ist seine Schuld, daß die Alliance nicht schon geschlossen ist.“

„Und daß ich mich vielleicht zur Neutralität entschließe, — das hängt jedoch von gewissen Bedingungen ab.“

„Bedingungen?“

„Eure Exzellenz müßten mehr als je mein hoher Protektor werden, meine Wünsche als Befehle entgegennehmen und sich ohne Widerspruch in alle meine Launen fügen.“

„Und wenn ich diese tollkühne Impertinenz mit aller Strenge zurückweisen würde?“

„Dann würden die Oppositionsblätter ein sehr interessantes Feuilleton gewinnen und die Prinzessin Olga —“

„Unverschämte!“ rief der Minister, unfähig seine Entrüstung und Aufregung länger zu bekämpfen.

„Und die Prinzessin Olga“ fuhr die Stiftsdame gelassen fort, „würde Fäustlinge anziehen müssen, um nicht ihre Hand zu beschmutzen, wenn sie mit Ihnen zum Altare träte.“

„Ja, es ist ein scharfes Schwert, mit welchem Sie mir drohen, — aber das schärfste Schwert in gelähmter Hand ist nicht zu fürchten, schöne Dame.“

„In gelähmter Hand?“ frug die Maitresse mit reizendem Lächeln. „Hätten Exzellenz etwa Lust, mich auch als verrückte Person in ein Irrenhaus expediren zu lassen?“

„Nicht in's Irrenhaus, in's Spinnhaus befördert man freche und gefährliche Weiber und wenn der Morgen tagt, sitzen auch Sie an der Spindel, wenn mir nicht heute Nacht noch

die Papiere ausgeliefert werden, die Ihnen ein gefährlicher Zufall oder ein industrieller Dieb in die Hände gespielt."

„Ist das Ernst, Exzellenz?" frug die Stiftsdame, scheinbar befangen.

„Ernst, Ernst, denn ich habe alle Lust verloren, mit Ihnen zu scherzen. Dies Kabinet bleibt einstweilen Ihr Kerker, bis ich Ihnen einen minder behaglichen zuweise und die Kupplerin hier im Hause wird sich wohl hüten, Sie entschlüpfen zu lassen, denn sie weiß zu gut, daß der Minister Graf Sportheim sie mit einem Federzug vernichten kann, um mir nicht heute Nacht als Kerkermeisterin zu dienen und wie das Grab verschwiegen zu sein. Sie sind also in meiner Gewalt und es dürfte sich hier schwerlich Jemand finden, der Sie ihr zu entreißen vermag.".

In diesem Augenblicke öffnete sich leise die Seitenthür und der Baron von Münich trat in's Kabinet.

„Beleuchtung im Tempel der Liebe?" flüsterte er lustig. „Ich mache mich also keiner Indiskretion schuldig, wenn ich Ihnen melde, daß der Wagen Sie erwartet, mein Fräulein."

„Wie, Sie hier, Baron?“ rief der Minister verdutzt.

„Ah Euer Exzellenz,“ antwortete der Baron, scheinbar überrascht. „Wer zum Geier hätte sich es träumen lassen können, daß es der Herr Graf v. Sportheim war, der das Fräulein von Horvath hier zum geheimnißvollen Stelldichein eingeladen hat. Man sollte meinen, Ihnen ständen andere Appartements als die einer Frau von Mayer zur Disposition.“

„Es war eine Einladung unter fremdem Namen, denn ich habe die Treue des Herrn Grafen auf die Probe stellen wollen,“ bemerkte die Stiftsdame tragikomisch. Aber leider hat seine Treue die Probe schlecht bestanden, sonst hätte er sich unmöglich zu einem so abscheulichen Seitensprung verlocken lassen.“

„Vielleicht haben Se. Exzellenz nur Erfahrungen sammeln wollen,“ meinte der Baron. „Wer weiß, ob der weise Nachtwandler Harum al Raschid nicht auch hin und wieder in ähnlicher Weise seine Beobachtungen gemacht hat.“

„Nun so wollen wir den neuen Harum al Raschid nicht hindern, seine Beobachtungen fortzusetzen. Vielleicht hat er mir morgen recht was Pikantes mitzutheilen,“ lachte die Stiftsdame. „Reichen Sie mir gefälligst den Arm und

geleiten Sie mich zum Wagen. Gute Nacht, Herr Kalif von Bagdad, gute Nacht!“

Am Arm des Barons verließ die Maitresse lachend das Kabinet, ohne das der Minister sie mit einem Wort zurückzuhalten wagte.

Eilftes Kapitel.

Ein gefährlicher Hausfreund.

In der großen Werkstatt des Tischlermeisters Hartel waren Säge, Hammer und Hobel in permanenter Bewegung.

Gesellen und Lehrbuben tummelten sich geschäftig in allen Räumen. Es lag da nirgends eine Bärenhaut für Faulenzer und überall sah man die kräftig gedrungene Gestalt des Meisters, der das junge Volk zur Arbeit antrieb und rüstig selbst Hand anlegte, wo es ihm nicht rasch genug vorwärts ging.

Nothwendig hätte es der wackere Bürgers-

mann gerade nicht gehabt, stundenlang an der Hobelbank zu raspeln, — denn, wie wir wissen, hatte er sein Schäflein ins Trockene gebracht, das reich genug an Wolle war, um eine Familie recht warm zu betten, selbst wenn sie, wie die zwölf verzauberten Jungfrauen, Jahrhunderte schlafen wollten.

Aber Meister Hartel mußte arbeiten, theils aus alter Gewohnheit, theils um sich zu zerstreuen, denn trotz seines Reichthums war es nicht das Glück, das seine Haare gebleicht und nicht die zarte Hand der Zufriedenheit, die diese tiefen Furchen in seine Stirne gegraben.

Weib und Tochter machten dem armen Manne schweren Kummer. Schon Herr Basilius hatte die Alte närrisch gemacht. — Seitdem sie jedoch mit dem Mädel zu den Vätern Jesu zur Beichte ging, war der leibhaftige Teufel in sie gefahren.

Statt den Kundschaften vernünftig Rede und Antwort zu geben, plapperte sie ihnen ganze Litaneien vor, — statt auf die Wirthschaft zu sehen, ließ sie die Mägde frei schalten und walten, und ruschte auf den Knieen herum, und statt als gute Hausfrau Küche und Keller zu überwachen, heulte sie lateinischen Unsinn, den sie aufgeschnappt und verbiß sich völlig in

ihren Rosenkranz, den sie fast gar nicht mehr von ihren welken Lippen brachte.

Und ihr Töchterlein?

Herr Basilius hatte auch das Köpfchen der hübschen Friederike schon verdreht.

Es verging keine Woche, in der Hartel den Herrn Basilius nicht zwei oder drei Mal zur Thüre hinauswarf, aber mit süßem und holdseligem Lächeln kehrte dieser immer wieder zurück.

Herr Basilius war und blieb der Quartirmeister des frommen Unsinnes, der sich in diesem Familenkreise in üppigster Blüte einnistete.

Mit den Weibern war kein vernünftiges Wort mehr zu reden. Wenn der Meister mit seiner Tochter sprach, rief sie schwer seufzend alle Heiligen an, den heiligen Robertus natürlich vorzugsweise.

Wenn er bei Tische die Suppe versalzen fand, sprach die Alte von der Teufelsküche, — wenn das Rindfleisch zu zäh war, nannte sie die Namen aller Märtyrer, die auf dem Rost gebraten wurden, — wenn ihm der Gurkensalat nicht fett genug schien, seufzte sie von der letzten Oelung, — wenn ihn fror, tröstete sie ihn mit dem Fegefeuer, und wenn ihm zu

warm war, mit dem Heulen und Zähneklappern aller armen Seelen.

Am meisten brachte es ihn in Harnisch, wenn sein Weib vom Kloster sprach und wie ihre Tochter als auserwählte Himmelsbraut Vater und Mutter erlösen könnte von allen Qualen der Verdammniß — dann stieg dem Meister das Blut zu Kopfe — er stürzte hinaus in die Werkstatt und aus dieser in die Schenke, um sich zu zerstreuen und zu betäuben.

Zum Blut stieg ihm dann auch der Wein zu Kopfe und in Folge dieser gefährlichen Mischung hatte ihn eines Abends leicht der Schlag gestreift.

Wir finden den frommen Basilius zwischen Mutter und Tochter, indem wir die Tischlerwerkstatt verlassen und das Wohnzimmer betreten.

„Gelobt sei Gott“ näselt er entrüstet zu Friedriken, „gelobt sei Gott und alle himmlischen Heerschaaren, die Sie aus den Klauen eines Verdammten gerettet, armes Kind!“

„Die gottlose Welt wimmelt von Verdammten,“ erwiderte die Meisterin, „welchen Verdammten meinen Sie mein Freund?“

„Wen sonst, als jenen Findling, jenen

Sohn der Sünde, der sich durch alle Künste der Verführung in das reine Herz unserer guten Friederike stahl?"

„Robert!" seufzte das Mädchen leise vor sich hin.

„Nicht nur, daß die Lästerzunge dieses Bastardes öffentlich Aufruhr und Empörung gegen die heiligen Gesetze der Kirche predigt und seine verdammten Ketzerschriften verbreitet, auch sogar das Gotteshaus entweiht er, indem er im Angesichte des Herrn sich auf's gröblichste versündigt."

„Allmächtiger Gott!" schrie die Meisterin, die sich gleich das Abscheulichste dachte. „In der Kirche hat er —"

„Ein heiliges Andachtsbüchlein mißbraucht, um mit einer glatten sinnlichen Syrene zu korrespondiren und lüsterne Gedanken auszutauschen. Im Hause Gottes bot ihnen die Schlange den Apfel und in einem Hause der Sünde naschen sie die verbotene Frucht."

„Lüge! Verleumdung!" hauchte Friederike beklommen und konnte es nicht hindern, daß sich brennende Thränen aus ihren schönen Augen stahlen und sich den Weg über die blaßen Wangen bahnten.

„Lüge? Verleumdung?' wiederholte Herr

Basilius mit sanfter theilnehmender Stimme. „Ich werde Sie von der Wahrheit überzeugen müssen und wäre es auch nur, um den bösen Geist zu beschwören, von dem Sie noch immer besessen sind, mein armes, bethörtes Kind.“

„Vergiß, vergiß, jeder Gedanke an den Unseligen ist eine Todsünde,“ warnte die Mutter.

Aber selbst auf die Gefahr hin, sich einer Todsünde schuldig zu machen, dachte das weinende Mädchen dennoch an ihn, und nie und nimmer konnte sie ihn vergessen.

Ernst und düster betrat der Meister das Zimmer.

Verächtlich lächelnd blickte er auf den verhaßten Gast, dann warf er sich unwirsch auf seinen Sessel am Fenster und trommelte auf den Fensterscheiben, wie er gewöhnlich zu thun pflegte, wenn er übler Laune war, und leider war er ein eifriger Trommelschläger geworden in jüngster Zeit.

Die Alte bekreuzte sich vor ihrem polternden Ehegatten, als ob er der leibhafte Satan wäre, — Friederike senkte das Köpfchen und dachte an Robert, der ein so böser Mann sein sollte, und dennoch fest in ihrem Herzen nistete, und Herr Basilius verdrehte seine kleinen blinzelnden Aeuglein und näselte mit dem Ausdruck

eines verklärten Fastenpredigers: „Wehe, wehe, heilige Madonna, am Schleier dieser frommen Jungfrau, damit sie recht bald als Himmelsbraut in stiller Klosterzelle ihre Gebete in die Wage der Gerechtigkeit lege und die Schale der Sünden ihres Vaters hoch in die Lüfte schnelle, Amen."

Aber das Amen des frommen Mannes war noch nicht verklungen, als er sich fest am Kragen gepackt und, ehe er sich's versah, zur Thüre hinaus und den Gesellen zugeschleudert fühlte, die ihn aus einem Arm in den Anderen warfen, bis er an die freie Luft gesetzt, wie ein Fisch im Sande schnappte.

Solch eine Expedition genirt jedoch einen Mußie Schleichwedel nicht. Rasch schüttelte er die Schmach von sich ab, ordnete seine Kleider, glättete seine Haare und lächelte verschmitzt, indem er auf das Haus des Tischlers zurückblickte.

„Wieder ein Nagel zu seinem Sarge," schmunzelte er, „vielleicht war es der Letzte schon. Wie er gleich auflodert und ihm die Halsadern anschwellen, wenn ich nur ein Wörtchen vom Kloster fallen lasse! Wie ihn das so herzlich aufregt, den Dickwanst! Nur zu so,

nur zu so und er wird uns nicht lange mehr im Wege stehen."

In so menschenfreundliche Gedanken versunken, schritt er vor sich hin, als sich plötzlich eine Hand auf seine Schulter legte.

Heftig erschrocken fuhr er zusammen, gewann aber gleich seine Fassung wieder, als er in ein ziemlich ruhiges und friedliches Antlitz blickte.

„Ah, Herr Robert Fox!" rief er, „der junge Reformator, der sich so schnell berühmt und populär gemacht hat! Ich bewundere Sie!"

„O, solch ein Lob aus Deinem Munde, wie schmeichelt's doppelt, Kunigunde!" scherzte Robert.

„Ehre, dem Ehre gebührt! Sie hätten nur hören sollen, mit welchem Entzücken, mit welcher Begeisterung ich soeben von Ihnen im Familienkreise des Tischlermeisters Hartel gesprochen habe, aber da nützt nichts mehr Vater, Mutter und Tochter sind unversöhnlich. Sie wollen nichts mehr hören von dem Antichristen und Atheisten Robert Fox. Auch ich sollte Ihnen zürnen, erstens Ihrer gottlosen Grundsätze wegen, und zweitens, weil Sie mich kompromittirt und eine Dame bitter gekränkt haben, die in reinster und edelster Absicht Ihr Glück zu gründen beabsichtigte."

„Mein Glück?“

„Oder nennen Sie es etwa kein Glück, wenn einer elternlosen Waise plötzlich eine liebende Mutter zurückgegeben wird?“

„Allmächtiger Gott, was sagen Sie da?“ rief Robert in höchster Aufregung.

„Die Wahrheit, Undankbarer!“ erwiederte Herr Basilius, der, wie wir merken ein neues Plänchen auf den Ambos legte. Der Finderlohn für das Gebetbuch in der Augustinerkirche wäre ein Mutterherz gewesen.“

„War die Dame vielleicht selbst —“

„Ihre Mutter?“ fiel der Ränkeschmied lächelnd dem aufgeregten jungen Manne ins Wort. „Wo denken Sie hin? Das liebe Kind ist ja selbst noch eine Knospe von wunderbarer Schönheit.“

„Und sie kennt das Geheimniß meiner Geburt?“

„Warum sollte sie nicht? Sie ist eine Cousine Sr. Exzellenz des Herrn Ministerpräsidenten, kennt also jedenfalls mehr Geheimnisse als wir. Nun können Sie sich wohl denken, wie schwer es der schüchternen jungen Dame geworden ist, Ihnen in der Augustinerkirche selbst entgegen zu kommen, und Sie — statt dem Rufe der holden Unschuld mit Entzücken zu folgen

durch einen Kerl mit der schauderhaftesten Teufelsfratze vertreten."

„Ich will die junge Dame auf den Knieen um Verzeihung bitten!"

„Ja, ja, das glaube ich. Ob Sie Ihnen aber erlauben wird, vor ihr zu knieen, ist eine andere Frage."

„Vermitteln Sie das, ich bitte Sie, mein Herr."

„Sie verdienen meine Vermittlung zwar nicht, Sie abscheulicher Ketzer, aber ich will's dennoch versuchen. Vielleicht führt das holde Engelskind ein verirrtes Lamm dem guten Hirten wieder zu. Sie wird schmollen, aber wie ich Ihnen schon früher sagte, ich glaube, ein zärtlich liebendes Herz spricht für Sie; also hoffen Sie, auch ich hoffe, Ihnen heute noch gute Botschaft bringen zu können."

So geschah es denn auch.

Nach Verlauf einiger Stunden wußte nicht nur Robert, sondern auch Friederike, daß ihm ein Rendezvous bewilligt war.

Herr Basilius legte wohlgefällig den Hammer nieder, — sein Plänchen war fertig geschmiedet.

Zwölftes Kapitel.

Gesund entlassen.

Die Stiftsdame Amalie von Horvath hatte in Folge ihres Rendezvous in jenem berüchtigten Asyl der Liebe ihren Souteneur nicht verloren, im Gegentheil, sie hatte jetzt erst recht Gewalt über ihn gewonnen und gängelte ihn an ihrem Strumpfbande, wohin sie wollte.

Die Maitresse war Herrin des Ministers geworden, — er küßte den Pantoffel und man mußte ihr zugestehen, sie verstand sich ganz vortrefflich auf das Pantoffelregiment.

Vor Allem hatte sie die Finanzen Seiner Exzellenz in Anspruch genommen und ihre Appartements „standesmäßig" ausgestattet.

Ihre bescheidenen Mobilien haben prachtvolle und elegante verdrängt.

Veilchenblaue Tapeten von schwerem Seidenstoff bekleiden die Wände des Salons, in den wir treten. Gardinen von gleicher Farbe zieren die

hohen Bogenfenster und kostbare vom Fußboden bis zur Decke reichende venezianische Spiegel vervollständigen die prunkende Ausstattung.

Eine ganze Armee könnte durch diese langgestreckte Zimmerreihe marschiren, ohne die Schläfer zu wecken, denn weiche üppige Teppiche bedeckten den Boden, in deren Blüthen und Blättern der Fuß völlig versank.

Es fehlte auch an würzig duftenden Blumen in kostbaren Vasen und an jenem flimmernden Spielwerk nicht, wie es Luxus und Ueberfluß zu den Füßen der sogenannten Glücklichen niederlegen.

Halb liegend auf der Ottomane blickt die schöne Stiftsdame mit Ungeduld auf den Zeiger der Uhr auf der Console des Marmorkamins. Sie scheint sehnsuchtsvoll Jemanden zu erwarten.

Das beweist nicht nur dieser Groll auf den Schneckengang der Zeit, sondern auch der wogende Busen, das flammende Auge und die raffinirte Koketterie, mit der sie heute Toilette gemacht.

Ein knappes Sammetkleid zeichnete die reizenden Formen eines Körpers ab, zu dem selbst der entfernteste Bildner nicht die Wallfahrt gescheut hätte, um an ihr seine Studien zu machen.

Auch ohne mitzutheilen, daß die schöne Stiftsdame gestern mit Herrn Basilius eine lange und

geheimnißvolle Unterredung hatte, wird man leicht errathen, wen sie heute so sehnsuchtsvoll erwartet.

Je weiter der Zeiger der Uhr vorschritt, desto heftiger hob und senkte sich der Busen der leidenschaftlich begehrenden jungen Dame.

Endlich kündete die Uhr in lauten Schlägen die neunte Morgenstunde an.

Gleichzeitig öffnete sich die Portiere, welche die Thüre deckte

„Herr Robert Fox!" meldete das schelmische Kammermädchen Rosa, indem es pfiffig lächelnd den Kopf zur Thüre hereinsteckte.

„Willkommen!" hauchte die Maitresse tief aufathmend. Die Zofe zog sich zurück und gleich darauf trat der junge Demagoge, artig grüßend, in den Salon.

„Willkommen!" wiederholte sie mit anmuthsvollem Lächeln, indem sie dem Ersehnten einen Fauteuil neben der Ottomane anwies. „Man sollte nicht glauben, daß ein junger Herr mit so sanften freundlichen Zügen ein gar so gefährlicher Weiberfeind ist."

„Ah — Sie haben die Ruthe in die Hand genommen, und mit gutem Recht, denn ich habe eine sehr strenge Strafe verdient."

„Fühlen Sie sich schuldig, Sie Bösewicht? Wahr ist's, Sie haben sich in der Augustinerkirche

nicht eben ritterlich aus der Affaire gezogen. Diese kleine Rüge sei die einzige Revanche, die ich mir nehme, denn wir schwachen Mädchen sind keine gestrengen Richter, und so hübsche interessante Verbrecher eher zu belohnen, als zu bestrafen geneigt. Ich bin Ihnen sogar noch einen Lohn schuldig, den Finderlohn für mein Gebetbuch nämlich."

Die schöne Sirene neigte sich zu dem jungen Manne herab, indem sie diese Worte sprach und blickte ihn mit ihren schmelzenden Flammenaugen so bezaubernd an, daß keiner unserer Leser an seiner Stelle den Finderlohn zurückgewiesen hätte, die Ehemänner ausgenommen.

Aber Robert hatte kein Ohr für den Gesang der Sirene. Er blickte ihr fast mit frommer Einfalt in's begehrende Auge und frug mit gepreßter bewegter Stimme:

„Sie kennen meine Mutter, mein Fräulein?"

Die rührende Frage entwaffnete die Stiftsdame.

Es war nicht der Mann, der ein liebendes Weib, sondern ein Sohn, der eine liebende Mutter suchte.

Der offene Angriff führte hier nicht zum Siege. Um zu erobern, mußte die junge Dame auch die Dankbarkeit in's Gefecht ziehen.

„Ach ja, Ihre Mutter!“ seufzte sie theilnehmend. „Verzeihen Sie, ich habe ihr und Ihnen ein paar kostbare Minuten geraubt.“

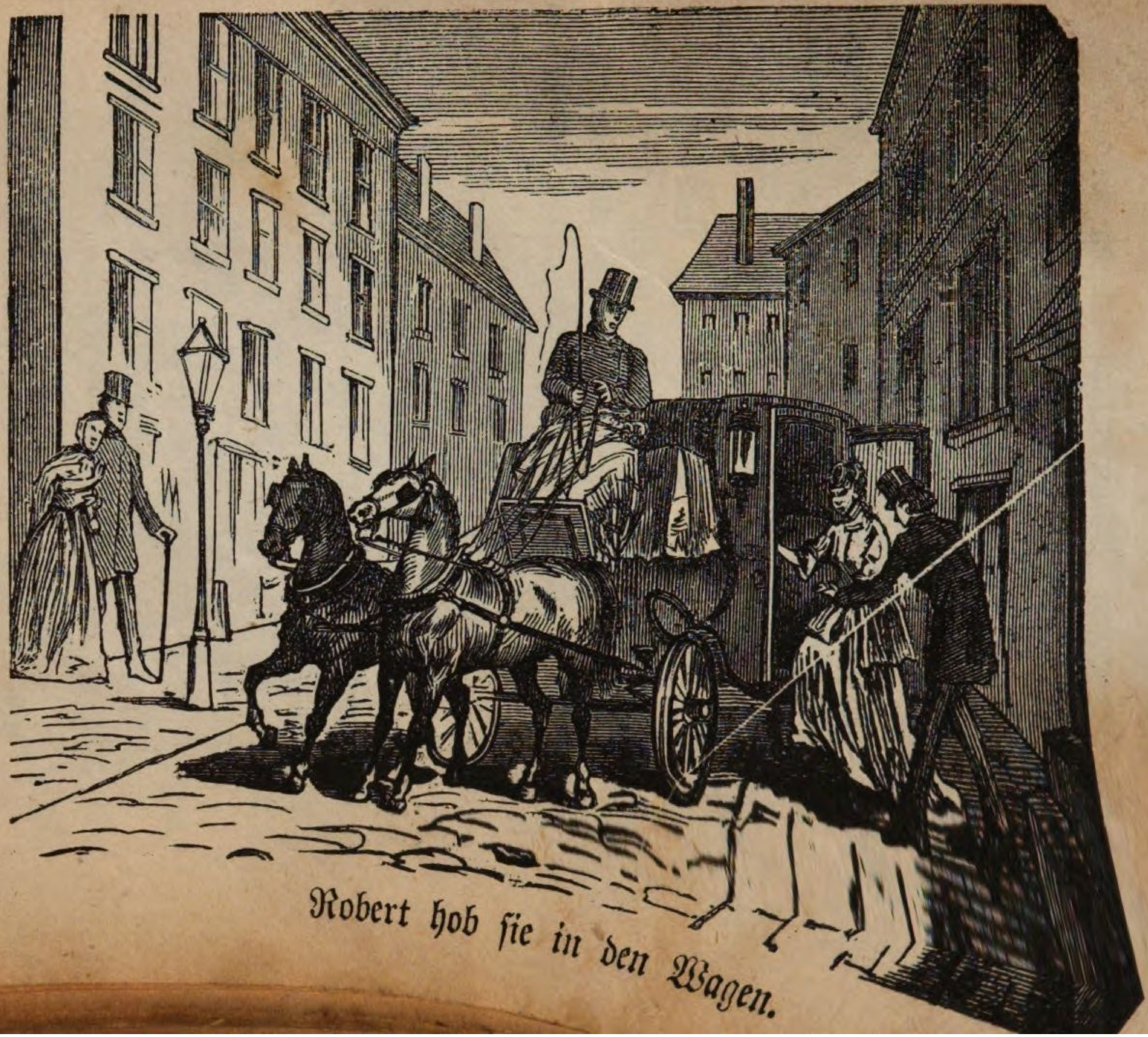
Sie klingelte dem Bedienten und befahl ihm, ihren Wagen vorführen zu lassen.

„Erwarten Sie nicht,“ fuhr sie zu Robert gewendet fort, „daß ich Sie zu einer vornehmen Dame führe, die eine ihrer Jugendsünden der Welt verbergen wollte, nein, ich führe Sie zu einem armen kranken Weibe, das, wenn auch von den Verhältnissen gezwungen ihr Mutterherz zu verleugnen, dennoch ihr ganzes Lebenlang mit warmer Liebe des Sohnes gedachte.“

„Und für ihn liebevoll sorgte!“ rief Robert mit innigster Rührung. „Wer weiß, mit welchen bittern Entbehrungen sie kämpfen mußte, um ihren Sohn vor ihnen zu schützen. Und krank ist sie, krank?“

„In Ihren Armen wird sie genesen und zu neuem Lebensglück erblühen. Jetzt ist es Ihre süße Pflicht, für die Mutter zu sorgen, sich eine Stellung zu gründen und nicht länger Männern schroff entgegen zu treten, die Ihnen wohl wollen, und Sie zu allen Ehrenstellen zu befördern vermögen.“

Robert verzog das Gesicht, als ob er plötzlich von unbändigen Zahnschmerzen geplagt würde.



Robert hob sie in den Wagen.

„Für die Mutter werde ich Ihnen ewig dankbar sein,“ antwortete er gedehnt.

„Ja, ja, ich habe es mir fest vorgenommen, Sie glücklich zu machen und Sie gegen alle Ihre Feinde zu schützen. Und jetzt zu Ihrer Mutter, mein Herr Eisenkopf.“

Mit reizender Anmuth bot sie dem jungen Mann den Arm, hüpfte mit ihm die Treppe hinab und auf die Straße hinaus, wo schon ein elegantes Cabriolet ihrer harrte.

Robert hob sie in den Wagen, nahm an ihrer Seite Platz und während sie, dem Anschein nach, recht vertraut mit einander plauderten, rollte das Cabriolet dem Irrenhause zu.

Es schienen Glückliche zu sein, die der leichte Wagen davontrug, aber gegenüber unter dem Hausthor, wo sonst der häßliche Dienstmann lungerte, hatte die Glücklichen eine Unglückliche belauscht, die arme Friederike, die, bleich wie der Tod, sich auf Herrn Basilius stützte, um nicht, einer geknikten Lilie gleich, zusammen zu brechen.

„Nun, habe ich Sie belogen, armes Kind?“ flüsterte er.

„Nein, nein!“ antwortete das bleiche Mädchen tonlos. „Führen Sie mich nach Hause. Ach,

wenn es keine Sünde wäre, würde ich sagen, zum Grabe."

Verlassen wir das zu Tode getroffene Mädchen, um noch einmal das keineswegs anlockende Asyl der Geisteskranken zu besuchen.

An der Seite ihres Begleiters tritt die Stiftsdame abermals ins Inspektionszimmer.

Aber nicht wie damals findet sie den jungen Doktor Mursko allein. Auch der Oberarzt der Anstalt und einige junge Mediziner sind gegenwärtig.

Sie ist jedoch nicht mehr befangen, wie bei ihrem ersten Besuch.

„Wir wünschen die Försterswitwe Anna Brunner zu sprechen," sagt sie in einem Tone, der mehr befehlend, als bittend klingt.

„Es befindet sich keine Witwe dieses Namens in der Anstalt, meine Dame," erwidert der Oberarzt.

„O doch. Auf Nr. 9, in der Abtheilung der Unheilbaren, wenn Sie nichts dagegen haben, mein Herr."

„Sie scheinen Lokalkenntniß zu besitzen."

„So genaue Lokalkenntniß, daß wir des Führers entbehren könnten, aber wir melden uns, um die Hausordnung nicht zu verletzen."

„Wenn Sie mit der Hausordnung so ver=

traut sind, werden Sie auch wissen, daß es in dieser Anstalt Patienten gibt, die man ohne Certifikat nicht besuchen darf."

„Belieben Sie sich das Certifikat selbst zu schreiben, wenn Sie es brauchen," entgegnet die Stifsdame, indem sie dem Oberarzt ein Blatt Papier hinreicht.

„Wie?" rief dieser staunend. „Eine Carta bianca, mit der Unterschrift des Ministerpräsidenten."

„Es ist seine Maitresse," flüstert ein junger Mediziner dem Oberarzt und Doktor Mursko zu.

Der junge Don Juan wechselt die Farbe. Er hat in jener Ballnacht an einer Frucht genascht, die nur für den Gaumen einer Exzellenz gewachsen war.

„Genügt das, mein Herr?" frägt die Stiftsdame ziemlich spitz.

„Allerdings, mein gnädiges Fräulein," — antwortet der Oberarzt, indem er auf das Blatt schreibt: „Auf Befehl Seiner Exzellenz des Herrn Ministerpräsidenten, Visite auf Nr. 9."

„Nun so füllen Sie gefälligst auch dieses Blättchen gleich aus," sagt lächelnd die Stiftsdame, indem sie dem Oberarzte ein zweites Blatt unterbreitet, „so eine Art Entlassungsdekret für

die Witwe Brunner, die ihre Familie selbst in Verpflegung zu übernehmen wünscht."

„Die inkurable Patientin Nr. 9, auf Befehl Seiner Exzellenz des Herrn Ministerpräsidenten, gesund entlassen" Schreibt der Oberarzt naiv auf das zweite Blättchen.

„So wären wir denn in Ordnung und ich habe mir nur noch den Schlüssel von Nr. 9 zu erbitten, um Ihnen die gesunde inkurable Patientin in aller Eile zu entführen und Sie nicht länger zu inkommodiren", — schließt die Stiftsdame, aber der Oberarzt bietet dieser schönen Großmacht galant den Arm, um sie persönlich in den Trakt der „Vergessenen" zu führen.

Für den armen Doktor Don Juan hatte die Maitresse keinen Blick mehr, — der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan, der Mohr konnte gehen.

Höchst herabgestimmt folgte er mit seinen Kollegen, — mit bangem bebenden Herzen Robert Fox, dem Oberarzte und der jungen gewaltigen Dame.

Sie erreichten das Kämmerchen Nr. 9, — ein Aufseher öffnete das Schloß und die schwere Thüre knarrte aus ihren Angeln.

In einem Winkel kauerte das arme blasse Weib, mit ihrem lieben Andachtsbüchlein in der

Hand, aus welchem sie Gebete lispelte, Gebete vielleicht für den Sohn, der bleich wie sie selbst auf sie hinstarrte und ihr das erste Opfer der Kindesliebe, — Thränen brachte.

Er erinnerte sich, seine Mutter schon gesehen zu haben, — es war die gramgebeugte Witwe, mit der er im Vorsaale des Ministers zusammengetroffen war.

„Da bin ich wieder, meine arme liebe Freundin," sprach die Stiftsdame, indem sie Robert's Hand ergriff und sich mit ihm der Witwe näherte. — „Ich bringe Ihnen die Freiheit."

Die Witwe schüttelte wehmuthsvoll das Haupt, als ob sie sagen wollte, die Freiheit habe keinen Werth mehr für sie.

„Und nicht die Freiheit allein," fuhr die junge Dame fort, „auch einen Freund, vielleicht den einzigen Freund, nach dem Ihr Herz sich sehnt."

Jetzt erst erhob die Witwe langsam ihr Haupt und ihr erster Blick fiel auf Robert.

Ihre Lippen bebten, das matte Auge gewann Glanz und Leben, das Gefühl, das viele Jahre hindurch im tiefsten Innern ihres Herzens eingekerkert war, brach sich gewaltsam Bahn aus der Mutterbrust, und sich mit gefalteten Händen auf

die Knie erhebend, rief sie mit herzerschütternder Stimme: „Mein Sohn, mein Sohn, vergib Deiner armen Mutter, mein theurer, innigst geliebter Sohn!“

Robert, keines Wortes mächtig, sank laut schluchzend in ihre Arme, und sie herzte und küßte ihn, streichelte seine Wangen und gab ihm so süße Schmeichelworte, als ob der junge Mann noch ein Säugling wäre, den sie an das Mutterherz schloß.

Aber Niemand lachte. Alle, selbst die sinnliche Courtisane fühlte sich ergriffen von diesem fast kindischen und doch rührenden Gekose der armen, jetzt so glücklichen Frau.

„O meine gute, unglückliche Mutter,“ rief Robert unter Thränen, „ich habe zwanzig Jahre Kindesliebe für Dich gesammelt, und Gott ist mein Zeuge, sie ist zum unerschöpflichen Reichthum angewachsen, der Dir Zinsen tragen soll bis an's Ende meiner Tage. Komm, komm, laß uns diesen traurigen Ort verlassen, und dennoch sei er gesegnet, weil wir uns hier gefunden und verbunden haben für's ganze Leben!“

Die arme Frau blickte scheu und zitternd auf die Aerzte, die ihr so oft in der Stunde der Aufregung mit der Zwangsjacke gedroht hatten, sie fürchtete, mit harten Worten zurückgehalten zu

werden, aber die Aerzte machten ihr ehrfurchtsvoll Platz, als sie vom Sohne umschlungen und der Stiftsdame geführt, ihr Kämmerchen verließ.

Der Minister glaubte sie hier gut aufgehoben, wie im Grabe, aber seine Maitresse hatte sie gesund entlassen.

Dreizehntes Kapitel.

Gewitterwolken.

Die Stifsdame hatte die Witwe Brunner mit sich geführt und ihr ein paar Zimmer ihrer Wohnung gastfreundlich eingeräumt.

Die Mutter sollte ihr als Magnet dienen, um den Sohn an sich zu ziehen.

Dieser trug kein Bedenken, seine Mutter einstweilen der Sorge einer so edlen Dame anzuvertrauen, die sich mit so seltener Menschen-

freundlichkeit einer Unglücklichen angenommen hatte.

Er wußte ja nicht, daß diese edle Dame nicht die Kousine, sondern die Maitresse des Ministers war, und daß es dieser Minister war, der der armen Frau eine lebenslängliche Versorgung im Irrenhause angewiesen hatte.

Auch diese ahnte nicht, wo sie sich befand, und mit welchem Gelde man das Brod bezahlte, das ihr hier gastfreundlich geboten wurde.

Dem Sohne war es indeß dennoch peinlich, die Sorge für seine liebe Mutter mit einer Fremden zu theilen.

Er war daher eifrig bemüht, seine Erwerbsquelle zu erweitern, um den eigenen Haushalt zu gewinnen.

Er setzte seine Feder fleißiger als je in Bewegung und alle seine Federzüge waren zündende Blitzstrahlen gegen jene finstere Gewalt, die den Irrwahn predigt, um sich von der gläubigen Einfalt geknechteter Völker zu mästen.

Die Jesuiten und ihre Anhänger hatten seinen Namen bereits in das schwarze Buch der Verdammten gezeichnet.

Aber er hatte die Freunde der Wahrheit auf seiner Seite und unter diesen auch den alten ehrlichen Meister Hartel.

So sehr er auch so manche Neuerung haßte, erkannte er dennoch, daß der junge Volksmann den alten verrosteten Nagel fest auf den Kopf traf, in Allem, was er sprach und schrieb.

Der Meister dachte in allem Ernste daran, die junge Lerche und mit ihr die Heiterkeit wieder in sein Haus zu ziehen, wo die alte Nachteule von Tage zu Tage unheimlicher krächzte.

Die Stiftsdame fühlte sich ein wenig unbehaglich.

Allerdings sah sie den Geliebten jetzt alle Tage, aber sein Besuch galt nicht ihr, sondern seiner Mutter.

Für diese hatte er ein liebendes, für sie nur ein dankbares Herz, so sehr sie es ihm auch nahe legte, wie warm sie es umgekehrt wünschte.

Noch unbehaglicher wie seine Maitresse, fühlte sich der Minister an ihrem Gängelbande.

Er stand ihr wie der siegenden Revolution gegenüber und sah sich bemüßigt, Alles zu gewähren, war aber auch fest entschlossen, sobald es die Verhältnisse gestatteten, ihr Alles wieder zu nehmen.

Wir müssen noch bemerken, daß es ihm, trotz der Spionage seiner Agenten, völlig unbekannt geblieben war, welchen Patienten die Stiftsdame

dem Irrenhause entführt hatte, und welchen Gast sie in ihrer Wohnung beherbergte.

Einige Tage nach den im vorigen Kapitel mitgetheilten Ereignissen, finden wir den Herrn Minister an der Seite seiner schönen Tyrannin in ihrem Boudoir.

Beide maskirt, wie feindliche Diplomaten, die sich in Worten küßen und in Gedanken die Hälse umdrehen.

„In der That, Sie sehen bezaubernd schön aus, liebes Kind," sagte der Minister mit gespitztem Mäulchen „Alle Tage jünger, man sollte glauben, die Zeit trüge Sie ausnahmsweise rückwärts statt vorwärts."

„Sie auch Exzellenz, im politischen Sinne" antwortete lächelnd die Stifsdame. „Wenn ich mich übrigens konservire, danke ich es nur Ihrer liebenswürdigen Aufmerksamkeit, mit der Sie alle meine Wünsche erfüllen."

„Ja, ja, so ist's," bestätigte die Exzellenz süßsauer. „Ich muß ja mein Möglichstes thun, um Sie bei guter Laune zu erhalten, kleine Tyrannin."

„Warum haben Sie mich so verwöhnt? Ich bin nur unermüdet im Begehren, weil Sie so unermüdet im Gewähren sind. Aber Sie glauben nicht, wie sehr ich in Anspruch genommen werde.

Es vergeht fast kein Tag, an welchem ich nicht eine Bitte an Sie richten muß. Leider kann ich auch heute keine Ausnahme machen."

„Sie brauchen doch nicht wieder Geld?"

„Heute nicht."

„Oder Karten mit meinen Unterschriften zu Gott weiß, welchem Gebrauch?"

„Zu keinem Mißbrauch, Exzellenz. Ich habe noch Vorrath an kostbaren Papierchen. Heute kommen Sie billiger weg, ich erbitte mir nichts, als Ihre Protektion für meinen Schützling."

„Für Ihren Schützling?"

„Es ist der gewisse junge hübsche Mann, für den ich mich ganz besonders interessire, wie Sie wissen."

Der Minister spielte alle Farben wie ein Regenbogen. Er wußte allerdings, von wem die Rede war.

„Es fließt aristokratisches Blut in seinen Adern, darum muß man ihm vorwärts helfen," fuhr die Stiftsdame unerbittlich fort. Ich wünsche ihn wieder in's Ministerium zu plaziren. Praktizirt hat er ja schon. Man gibt ihm eine Stelle als Konzipist oder dergleichen und schiebt ihn in aller Geschwindigkeit bis zum Hofrath hinauf, schon seines Vaters wegen. Sie wissen ja, wie das zu machen ist, Exzellenz."

„Nein, das ist zu arg!“ platzte der Minister heraus.

„Wie beliebt?“

„Dieser Freigeist, dieser Demagoge —“

„O, das sind Kranke, die man gerade mit einem Staatsdienst oder einem Ordenskreuzchen kurirt. Es gibt sogar Minister, die an dieser Krankheit jahrelang gelitten haben, und erst durch den Titel Exzellenz radikal kurirt worden sind.“

„Dieser Mensch in Staatsdiensten, was würde die Welt dazu sagen?“

„Daß man im feindlichen Lager rekrutirt hat und das pflegt ja öfter zu geschehen.“

„Nein, nein, unmöglich!“

„Exzellenz, die Stimme der Natur.“

„Der Teufel hole die Stimme der Natur!“

„Es thut mir leid, Sie an unsern Vertrag zu erinnern. Ich kann nicht eine Linie davon abweichen.“

„Und ich kann ihn nicht überschreiten und mich von Ihnen kompromittiren lassen. Wenn dem Vertrage keine Schranken gezogen wären, könnte es Ihnen in Ihrer allerliebsten Laune einfallen, mir Ihren Kutscher als Ministerialrath und Ihre Köchin als Hofdame zu empfehlen. Meine Kasse steht Ihnen offen, aber nicht mein Portfeuille, Mademoiselle.“

Die Stiftsdame zuckte die Achsel und trillerte eine Polka vor sich hin.

„Mir ein so verhaßtes Subjekt aufzudringen, blos weil Sie in eben nicht wählerischer Geschmacksrichtung ein flüchtiges Wohlgefallen an ihm gefunden. Einen Burschen in meinen Bureau's, dem ich mit wahrer Wollust lieber ein Quartier in den Bleikammern Venedigs anweisen möchte." Das heißt, meine Geduld auf die Spitze stellen "

„Pst!" flüsterte die Stiftsdame, indem sie den Finger auf den Mund legte und gegen die rechte Seitenthür horchte.

„Und warum," fuhr der Minister immer erregter fort, „warum dulde ich diese indiskreten Pressionen? Eines Stückchen Papieres wegen, das Sie sich zugeeignet haben und mir widerrechtlich zurückzuhalten wagen. O, bedenken Sie wohl," fügte er finster drohend hinzu, „daß ich ungerechtes Gut konfiszireu lassen kann und für jeden vorlauten Mund ein Papagenoschloß habe."

„Ich weiß Exzellenz, aber auch ich habe meine geheimen Agenten, die für mich plaudern würden, wenn ich zum Schweigen verdammt wäre. Und das ungerechte Gut, von dem Sie sprechen, ist zu gut aufgehoben, um konfiszirt werden zu können."

„Schlange!“ rief der Minister zornerglüht, „was hält mich ab.“

„Pst!“ flüsterte die Maitresse wie früher. „Sie werden mir meine arme Patientin aus dem Schlummer erwecken.“

Sie schlich zur Seitenthüre und öffnete diese leise, der Minister warf einen Blick in das Seitengemach und fuhr, wie von einer Tarantel gestochen entsetzt zusammen.

„Anna!“ hauchte er, den stieren Blick auf das Ruhebett im anstoßenden Gemach gerichtet.

„Wie süß meine arme Patientin schlummert!“ lispelte die Stifsdame, indem sie die Seitenthür wieder leise schloß „Sehen Exzellenz, solchen edlen Gebrauch mache ich von Ihrer Carta bianca, oder wie das Ding heißt. Denken Sie sich, ein mächtiges Ungeheuer hat die unglückliche Frau ganz gesund als unheilbare Närrin in das Irrenhaus stecken lassen, weil sie ihm im Wege war, verstehen Exzellenz? Aber ich habe ihm sein sauberes Plänchen vereitelt, und nicht wahr, ich habe recht daran gethan?“

„Recht, sehr recht!“ stammelte der Minister, völlig beherrscht von dem bösen Auge dieser listigen Courtisane.

„Nun, es freut mich, daß Sie einverstanden

sind. Aber Sie greifen ja nach dem Hute, wollen Sie mich den schon verlassen, geliebte Exzellenz?“

„Ich muß, ich muß!“

„Ach, wie leid ist mir das! Was haben Sie denn gar so Dringendes zu thun?“

„Das Anstellungsdekret für Ihren Schützling ausfertigen zu lassen,“ antwortete fast lallend der Gefragte.

„Sie sind ja ein Engel, o mehr als ein Engel, ein Gott, Exzellenz!“ rief entzückt die Maitresse, indem sie zärtlich ihre Arme um den Hals des Ministers schlang, der die schöne Schlange lieber erdrosselt als umarmt hätte. „Und weil Sie gar so liebenswürdig sind,“ fuhr sie flüsternd fort, indem sie ihn auf den Corridor hinaus begleitete, „verspreche ich Ihnen, bald, recht bald meine Einwilligung zu Ihrer Vermählung mit Ihrer stolzen Prinzessin zu geben, versteht sich, unbeschadet unserer intimen Verbindung, Exzellenzchen.“

Rachsucht im Herzen und Blutgier in den Augen entfernte sich der Minister.

Tausend verderbenschwangere Pläne durchkreuzten sein Gehirn. Diese drei Menschen waren ihm zuviel auf der Welt, der Stab war gebrochen über sie.

Lächelnd blickte ihm die schöne Schlange nach, der er das Gift zu nehmen beabsichtigte.

„Mit meinem politischen Köpfchen hätten Sie Schlachten gewonnen, ohne einen Degen aus der Scheide zu ziehen, Exzellenz“ sagte sie lustig vor sich hin, „den Feind in Schach zu halten, versteh' ich besser wie Sie.“

Sie horchte und zog sich eiligst vom Corridor zurück, denn sie glaubte ein leises Geräusch im Schlafgemach ihrer Patientin zu hören.

Diese war aus dem Schlummer erwacht und hatte sich vom Ruhebett erhoben.

Sie blickte auf das Zifferblatt der Uhr auf der Konsole und lächelte.

Bald eilf Uhr, sie hatte nur noch fünf Minuten auf ihren Robert zu warten.

Sie hatte jedoch kaum drei Minuten gewartet, als der Ersehnte, freudestrahlend, an der Hand der Stiftsdame in das Gemach trat und in ihre Arme eilte.

„Wie gehts Dir, mein gutes liebes theures Mütterchen? O besser, viel besser, wie ich aus Deinen klaren munteren Augen lese,“ frug und antwortete er zugleich.

„Wie sollte ich denn nicht genesen?“ erwidert die Witwe. „Sind doch die Liebe und die Freundschaft meine Aerzte.“

„Auch das Glück, meine theure Mutter, das wir unsrer liebenswürdigen Wirthin verdanken. Es ist ihr gelungen, mir eine Anstellung als Konzipist im Ministerium Sportheim zu erwirken, aus welchem ich so ungerecht entlassen worden bin.“

Die Witwe erglühte. Es war ein unendliches Entzücken, das ihre bleichen Wangen färbte. O, welch eine Wonne, wenn endlich das Vaterherz in der Brust des harten, grausamen Mannes erwacht wäre!

„Ja, ja!“ bestätigte die Stiftsdame, „der junge Herr spricht die Wahrheit; vielleicht ist sein Anstellungsdekret schon unterwegs.“

„Aufrichtig gestanden, ich würde diesem gestrengen Herrn Minister, der mich schuldlos, einem Verbrecher gleich, durch seine Schergen in den Kerker führen und ohne Grund und Ursache aus dem Staatsdienste entließ, sein Dekret vor die Füße schleudern, wenn ich noch allein stünde und nicht süße Kindespflichten hätte.“

„Ach ja, Kindespflichten!“ wiederholte die Witwe bedeutungsvoll

„Vergiß sie nie, mein Sohn!“

„O, solch ein Gewaltstreich von Oben ist weittragend und lastete bis heute wie ein Fluch auf mir. Er hat mich Freunde fliehen lassen, die

mir werth und theuer waren; ja, es kommt mir vor, als ob sogar mein wackerer Redakteur und meine besten Kollegen kälter geworden wären und sich in scheuer Ferne von mir hielten."

„Seit wann, mein Herr?"

„Ich glaube seit jenem Tage, als wir meine arme Mutter dem Irrenhause entführten. Ich muß daher die Wiederanstellung im Ministerium willkommen heißen, weil sie mich rehabilitirt und mir erlaubt, wieder rein und ohne Makel vor meinen Freunden und vor dem Mädchen meines Herzens zu erscheinen."

„Vor dem Mädchen Ihres Herzens?" frug die Stiftsdame mit einem Blitz aus ihren dämonisch leuchtenden Augen.

„Vor meiner Friederike, jetzt darf ich wieder sagen meiner Verlobten, meiner holden Braut. Hat doch ihr Vater mich erst gestern im Vereine aufgesucht, mir recht warm die Hand gedrückt und mich wieder eingeladen in seinen Familienkreis. Jetzt darf ich dem Rufe des wackeren Meisters folgen, vielleicht bringe ich ihm den alten Frieden und die alte Heiterkeit wieder ins Haus."

Die Stiftsdame wurde abgerufen. Baron Münich erwartete sie im Empfangssalon.

„Nun, Hektor?" frug sie in heftigster Aufregung.

„Sie haben mir da eine fatale Kommission gegeben, meine liebe Amalie,“ antwortete der Baron mit verzogenem Gesicht.

„Ich glaube, die Kommission, eine reiche hübsche Bürgerstochter zu heiraten, ist nicht gar so fatal für einen derangirten kleinen Baron.“

„Sie haben es vielleicht gut mit mir gemeint, jedenfalls aber besser mit sich selbst. Ich hasse die Ehe, da ich jedoch mit Haut und Haar Ihnen angehöre, muß ich mich in Allem Ihnen fügen, ja sogar auch heirathen, wenn Sie befehlen. Ich habe also gehorsamst die Dirne zur Baronin erheben wollen, um Sie von einer Nebenbuhlerin zu befreien.“

„Folglich haben Sie sich dem Mädchen genähert?“

„Nicht nur ihr, auch dem Klotz von Vater und der Närrin von Mutter, um ganz sicher zu gehen. Ich habe förmlich um die Dirne geworben.“

„Nun?“

„Die Mutter betete: Hebe Dich hinweg, Versucher; die Tochter betete: Herr, erlöse uns von allem Uebel.“

„Und der Vater?“

„Nannte mich einen Windbeutel und wies mir mit einer sehr verdächtigen Pantomime die Thüre.“

„Ich muß gestehen, Sie sind ein eben so

unglücklicher Freier, als Sie ein glücklicher Verführer sind."

„Nicht überall. Auch wäre Ihnen hier mit einer Verführung allein nicht gedient."

„Vielleicht wenn sie zum öffentlichen Geheimniß würde, doch zu einer solchen Intrigue ist uns die Zeit zu kurz gemessen. Eilen Sie zum Grafen, doch nein, früher suchen Sie mir Herrn Basilius auf. Ich habe dringend mit ihm zu sprechen. Adieu!"

Der Baron eilte davon, gehorsam, als ob er ein Lakai der Maitresse wäre.

„Ich muß Alles wagen, selbst den Nimbus opfern, in den ich mich vor ihm gehüllt," sagte sie entschlossen. „Er muß überzeugt sein, daß die Dirne für ihn verloren ist, denn nur auf dem Grabe seiner Hoffnung kann die meinige Blüthen treiben."

Herr Basilius erschien, sanft und demüthig wie immer.

Abermals hatte er eine lange und geheimnißvolle Unterredung mit der Stiftsdame.

Was Herr Schleichwedel schon früher der Wohnung der Maitresse gegenüber, angesponnen hatte, sollte im Hause des Tischlermeisters ausgesponnen werden.

Vierzehntes Kapitel.

Ein trauriges Angebinde.

Es dämmert bereits der Abend.

Robert hatte soeben einen fulminanten Leitartikel beendet und ihn in die Redaktion des „Blitz“ expedirt, als er in seiner bescheidenen Wohnung noch einen gar lieben Gast empfing.

Es war der wackere Meister Hartel, dem er, freudig überrascht und mit dem herzlichsten Willkommen, beide Arme entgegenstreckte.

„Danke, danke, mein braver Robert,“ rief der Meister, die Hände des jungen Mannes kräftig schüttelnd. „Da Sie mir keinen Glückwunsch zu meinem sechzigsten Geburtstag bringen wollen, muß ich ihn mir schon holen, junger Herr.“

„Also ein volles Jahrhundert gesund und glücklich wie heute!“

„Mein Glück liegt hinter mir, Gott gebe, daß ich es wieder an mich ziehe,“ antwortete der Meister wehmüthig, „und meine Gesundheit ist

auch eine falsche Münze, mit der ich nicht gar lange mehr die Welt betrügen kann. Mein Blut ist alt, aber es gährt wie ein junger Most, der heute oder morgen das Faß zersprengen wird."

„Das verhüte Gott!"

„Gott wird es nicht verhüten!" erwiderte der Meister düster, „der Name Gottes wird zu oft mißbraucht in meinem Hause, und ich werde büßen müssen für Weib und Kind. Die Weiber machen mir großen Kummer, mein Freund. Die Alte hat sich zur vollendeten Betschwester ausgebildet und plappert Dummheiten, über die selbst unser Herrgott die Geduld verlieren muß."

„Und Friederike?"

„Von dem Mädel will ich gerade nicht behaupten, daß sie in der Schule der Heuchelei besondere Fortschritte macht, aber sie faselt mir zu oft vom Kloster oder läßt den Kopf hängen und sitzt stundenlang schweigend da wie eine Gypsfigur. Das Herz könnte mir brechen, wenn ich sie so anschaue. Sonst hüpfte sie wie ein munterer trillender Stieglitz im Hause herum, und jetzt — Tage lang verläßt sie oft ihr Kämmerchen nicht, und seit langer Zeit habe ich sie nicht mehr lächeln gesehen."

„Man sagt, Mutter und Tochter beichten den Jesuiten," warf Robert schüchtern hin.

„Der böse Geist der Finsterniß hat ihnen die Weiber in die Krallen geliefert!" rief bitter grollend der Alte, indem er seine nassen Augen trocknete.

„Dieser böse Geist ist Herr Basilius. Warum haben Sie den Heuchler nicht längst zur Thüre hinausgeworfen?"

„Habe ich es denn nicht schon ein paar Dutzend Mal gethan? Aber was wollen Sie? Jetzt werfe ich ihn hinaus, und in einer Stunde ist er wieder da, süß, schmeichelnd und auf allen Vieren kriechend. Ich soll mich vor Aerger hüten, aber wer zum Teufel soll sich nicht ärgern über solch eine Jesuiten-Wanze? Ich weiß nicht, wie ich das Ungeziefer von mir abschütteln soll, darum will ich das Kunststück einem Andern übertragen, der sich besser darauf versteht."

„Wie? Sie meinen —"

„Ich meine, daß ich nicht nur hergekommen bin, um meine Gratulation, sondern auch mein Angebinde zu holen."

„Heute? Heute?" hauchte Robert aus bewegter Brust

„Gerade heute um mit meinem Geburtsfest zugleich ein Verlobungsfest zu feiern. Das heißt, wenn Ihnen mein blasses Mädchen noch so, wie einst das blühende, ins Herz gewachsen ist."

„O, mein Gott, so soll denn heute wirklich der glücklichste Tag meines Lebens sein? Ja ich will sie wiedersehen, meine innigstgeliebte Friederike, der ich jetzt ja ohne Scheu in's klare Auge sehen darf!“ jubelte Robert, „der Graf von Sportheim hat meine Unschuld erkannt und mich in's Ministerium zurückberufen, um mir öffentlich Genugthuung zu geben, die er mir schuldig ist. Noch mehr, der arme Findling ist nicht mehr elternlos, der allmächtige Gott hat ihm seine Mutter wiedergegeben.“

„Das sind herrliche Neuigkeiten, die ich da höre! Ihre Mutter haben Sie gefunden? O geschwinde hin zu ihr! Eine Hauptperson, wie Ihre Mutter darf bei unserm kleinen Familienfest nicht fehlen.“

„Unmöglich! Sie ist krank und leidend, mein väterlicher Freund.“

„Krank? Leidend? Ach wie schade!“

„Aber ich habe ihr so viel erzählt vom wackern Meister Hartel und seinem lieben Töchterlein, daß sie sich meines Glückes auch auf dem Krankenbette freuen wird.“

„Nun denn vorwärts, in's Himmelsnamen!“

„Erwartet mich Friederike, lieber Meister?“

„Ei bewahre, es ist ja auf eine Ueberraschung abgesehen. Noch Eins, junger Herr. Lassen Sie

sich Ihre heitere Laune nicht trüben, denn ich habe einen Gast, der uns beiden nicht zu Gesicht steht, aber ich muß ihn heute noch dulden, des lieben Hausfriedens wegen."

„Herrn Basilius?"

„Errathen! Den bösen Geist, den Sie mir bannen helfen müssen. Aber ich hoffe, er wird sich selbst verkennen, wenn wir recht oft die Gläser auf das Wohl des Brautpaares klingen lassen. Er müßte ja rein vom Teufel besessen sein, um nicht endlich einzusehen, daß es beim Meister Hartel keine Jungfrau in's Kloster zu verkuppeln gibt."

Der Alte verließ mit dem jungen Manne Arm in Arm das Zimmerchen, um seiner Tochter den Bräutigam zuzuführen.

Wir benützen unser Vorrecht, ihnen vorauszueilen, um zu erfahren, ob der Alte wahrgesprochen hat, und seinem blaßen Riekchen wirklich kein Lächeln mehr abzugewinnen ist.

Welch' ein buntes geschäftiges Treiben in der Wohnung des Tischlermeisters! Die Gesellen und Lehrbuben haben heute frühzeitig Feierabend gemacht, sich in ihren Sonntagsstaat geworfen — und tummeln sich lustig und lebendig im ganzen Hause herum, — feierte man doch heute den Geburtstag ihres geliebten Meisters, und an solchen

Festtagen gehörten alle seine Arbeiter zu seiner Familie.

Vor dem Hausthore ist ein kleiner munterer Junge als Vorposten aufgestellt, um zu signalisiren, wenn er den Meister nach Hause kommen sieht.

Auch die Meisterin und des Meisters Töchterlein hat die Liebe zu ihrem alten Herrn heute ein wenig aus ihrer Lethargie gerüttelt.

Friederike deckt den Familientisch und die lange Tafel für die Arbeiter, schmückt den Sitz des Vaters mit duftenden Blumen und ordnet auf einem Seitentischchen die Geschenke, als da sind: eine schöne Meerschaumpfeife, eine gestickte Zigarrentasche, ein seidenes Hauskäppchen und viele andere Gaben der Liebe, die man heute dem Greise als Angebinde bringt.

Die Meisterin ist auch nicht säumig.

Sie überwacht die Küche, legt selbst mit Hand an, kann sich jedoch nicht enthalten, während sie den Bratspieß dreht, ihre Litaneien herunter zu plappern, Herrn Basilius zu süßem Wohlgefallen, der ihr nicht von der Falte geht, um mit ihr in schönster Harmonie das liebe „Bitte für uns!“ zu grunzen.

Nach und nach finden sich auch die Freunde des Hauses ein, Bürger mit denen man gute

Nachbarschaft gehalten und die Parteien des Hauses, die ihre Wohnungsmiethe immer zu rechter Zeit gezahlt.

Endlich hat das Luxauge des kleinen Vorposten am Hausthor den Erwarteten in der Ferne erspäht, — er klascht in die Hände, — flugs bilden die Gesellen zwei Reihen im Korridor, — Frau und Tochter plaziren sich an die Spitze der Freunde und Nachbarn im Speisezimmer und Herr Basilius mit einem großmächtigen Blumenstrauß, stellt sich in ganzer Breite dicht an die Thüre, aus der er schon so oft hinausgeworfen wurde.

Als der Alte in's Haus tritt, wird er mit einem donnernden Lebehoch empfangen, das sich noch steigert, als die Gesellen an seiner Seite den jungen Robert erblicken, der als warmer Volksfreund vorzugsweise allen Arbeitern lieb und werth geworden ist.

Beide wechseln freundliche Worte mit den Gesellen und als sich der Meister dem Speisezimmer nähert, fliegen Weib und Tochter in seine Arme — alle Andern umringen ihn, drücken seine harten ehrlichen Hände, rufen ihm ein kurzes herzliches Glückauf zu und wünschen ihm eine Lebensdauer, daß er wenigstens Methusalems Alter er-

reichen müßte, wenn es dem Menschen nach Wunsch ginge.

Nun tritt auch Herr Basilius mit seinem unbändigen Blumenstrauß vor, räuspert sich und will, nach Art der Vorbeter, eine schöne Rede näseln, aber der Meister schneidet ihm das erste Wort kurz vor der Nase weg, ergreift die Hand Robert's, der sich bis jetzt bescheiden im Hintergrunde gehalten, und ruft: „Aufgeschaut! Was sagt Ihr zu dem Gast, den ich da bringe?"

„Robert!" klingt es freudig im Kreise und Viele bewillkommen den jungen Mann mit aufrichtiger Herzlichkeit, auch Herr Basilius nickt ihm katzenfreundlich zu, — aber die Meisterin beißt sich in die Lippen und murmelt ein „Apagene etc." vor sich hin.

Und die Tochter?

Sie blickte den jungen Mann fremd und kalt an, obgleich ihr Herz sich so heftig hob, als ob es brechen wollte und als er mit dem Tone der innigsten und zärtlichsten Liebe „Friederike!" lispelte und ihr die Hand bot, wendete sie sich stolz von ihm ab und hatte keinen Gruß für den Freund, den sie ewige Liebe und Treue geschworen.

„Na, na, genire Dich nicht Närrchen!" rief ihr lachend der Meister zu. „Er ist nicht so schwarz

als man ihn gemalt. Die Justiz hat da wieder einmal einen Bock geschossen, aber der Minister hat für sie ehrlich das Schußgeld gezahlt. Darfst dem Herrn Ministerial-Konzipisten schon die Hand geben, und einen Kuß dazu. Ich bin überzeugt, daß er ihn Dir mit Zinsen zurückzahlen wird."

Robert war gar nicht abgeneigt, das Geschäft abzuschließen, aber die Meisterin zog ihre Tochter hastig zu sich, als ob sie vom bösen Feind bedroht würde.

Allerdings wurde sie vom bösen Feind bedroht, aber von einem bösen Feind, wie Herr Basilius, der mit verdrehten Augen gegen Himmel blickte.

„Ah, seht einmal welch' eine artige Bescheerung, mit der man mich überrascht hat!" fuhr der Meister fort, indem er die Geschenke musterte, „den herzlichsten Dank dafür. Und jetzt zu Tische, Freunde! Sie an meiner Seite, Robert, und will's Gott, noch lange so wie heute!"

Man setzte sich und machte bunte Reihe am Familien- und Gesellentisch.

Der alte Mann war ein wenig verstimmt, weil seine Familie den jungen Mann gar so frostig empfangen hatte. Von der Alten hatte er zwar nichts Besseres erwartet, wohl aber von dem Mädel, das nach seiner Meinung nur die Heiligen

so verehrte, weil auch ein heiliger Robert unter ihnen war. Aber sie wird schon warm werden, wenn der Wein im Glase blinkt, dachte er sich, und darum sorgte er, daß die Gläser nicht lange leer blieben.

Der erste Toast wurde ihm gebracht, seinen Gästen und Hausgenossen brachte er den zweiten und so folgte ein Toast dem andern, und der Meister war es, der am fleißigsten alle Menschen leben ließ.

So war er denn auch der Erste, der ein wenig angeheitert wurde. Abermals füllte er sein Glas, erhob sich und sagte mit feierlicher Stimme: „Bis jetzt hat der Freund zu Freunden gesprochen, erlaubet mir jetzt auch, daß ein Familienvater zu Euch spricht, der heute, am Vorabende seines sechzigsten Geburtstages, über das Schicksal seiner einzigen und geliebten Tochter zu entscheiden gedenkt. Wie es die frommen Väter der Gesellschaft Jesu wünschen, also geschehe es! Ich habe meine Friederike für's Kloster bestimmt."

„Für's Kloster?" riefen Alle befremdet.

Robert flog, wie von einer Feder geschnellt, von seinem Sitze empor; die Meisterin erhob begeistert ihre Augen gegen Himmel, Friederike senkte sie und Basilius schnitt eines seiner Schafsgesich-



Niemals werde ich sein Weib!

ter, die er nur in Momenten besonderer Verblüffung zur Schau trug.

„Ja für's Kloster," wiederholte der Meister, „aber für das Kloster, das Mönche und Nonnen vereint und Sankta Brautkammer heißt."

Ein allgemeines Gelächter folgte auf diesen gewagten Scherz.

„Also Hochzeit, Freunde!" schloß lustig der Meister, „Hoch das Brautpaar Robert Fox und Friederike Hartel!"

„Hoch, hoch!" jubelten die Anwesenden.

„Halt ein, Vater!" schrie das Mädchen mit glühenden Wangen und fast kreischender Stimme; „verlobe mich eher mit dem Tode als mit Jenem! Niemals werde ich sein Weib!"

Alle Anwesenden blickten erstaunt auf das junge Mädchen.

Die Meisterin aber schloß ihr Kind mit Entzücken in die Arme und das Schafsgesicht des Herrn Basilius hatte sich plötzlich in das Gesicht eines lauernden Fuchses verwandelt.

Robert stand wie versteinert da und glaubte, von einem bösen Traume geäfft zu werden.

In der Brust des Meisters hämmerte und pochte es und seine Pulse hoben sich in raschen heftigen Schlägen — aber es war ja sein Wiegenfest heute, er wollte Niemandem grollen und

nur der Wein, nicht das Blut, durfte ihm zu Kopfe steigen.

„Närrisches Mädchen!“ sagte er lächelnd, „ich begreife, man hat Dich an dem Findling Anstoß nehmen gelehrt. Nun denn, auch das darf Dich nicht mehr beunruhigen, unser junger Freund ist nicht mehr elternlos — er hat seine Mutter gefunden.“

„Das kann ich bezeugen,“ bestätigte Herr Basilius gutmüthig; „die intime vertraute Freundin des jungen Herrn, eine junge schöne und sehr vornehme Dame, hat aus warmem Intresse für ihn das Geheimniß seiner Geburt zu entdecken gesucht und es ist ihr glücklich gelungen. Sie war es, die ihn mit seiner guten Mutter vereinigt hat.“

„Hörst Du Friederike? hörst Du?“

„Die alte Frau wohnt sogar bei der jungen Dame. Sie können sich also denken, wie viel der Sohn bei ihr gilt. Mein Himmel wie heißt denn nur die schöne gute Dame gleich? Fräulein, Fräulein!“

„Es ist die Kousine des Ministerpräsidenten,“ sagte Robert, „die Stiftsdame Amalie von Horvath.“

„Amalie von Horvath?“ schrie plötzlich, blutroth bis über die Stirne hinauf der Meister, und

alle Andern blickten in höchster Bestürzung auf den jungen Mann.

„So nennt sich meine Wohlthäterin.“ antwortete dieser ruhig und unbefangen. „Ich verdanke ihr nicht nur meine Mutter, sondern auch meine Wiederberufung in den Staatsdienst.“

„Schmach, tausendfache Schmach auf Ihr Haupt, Schamloser!“ schrie in heftigster Aufregung der Meister. „Nicht die Kousine des Ministers, die Maitresse des Ministers ist es, von der Sie Wohlthaten annehmen, eine Kourtisane, eine mit Brillanten geschmückte Metze, der Sie die eigene Mutter anvertraut!“

„Lüge, eine satanische Lüge!“ rief Robert nicht minder aufgeregt und bleich wie der Tod.

„Du selbst Lügner und Heuchler!“ brüllte der Meister mit lallender Zunge, „Lügner und Heuchler, der öffentlich den Freund des Volkes spielt, und heimlich mit einer Maitresse buhlt, die ihre welken Wangen mit dem Blut des Volkes schminkt! Fort, fort aus meinen Augen, Dein Anblick entehrt.“

Plötzlich stockte die Stimme des alten Mannes — seine Glieder zitterten — seine Adern schwollen hoch an und mit einem gellenden markerschütternden Aufschrei sank er auf den Stuhl zurück und brach mit ihm zusammen.

Verzweiflungsvoll warfen sich Frau und Tochter über ihn — Meister Hartel war eine Leiche.

Wie von Furien gehetzt und dem Wahnsinn nahe, stürzte Robert aus dem Hause der Trauer.

Fünfzehntes Kapitel.

Zündende Blitze.

Der junge Mann durcheilte die Straßen.

Orkane tobten, der Himmel hatte alle seine Schleußen geöffnet, aber was kümmerte dem Unglücklichen der Kampf der Elemente, ihn trieb ja das Schicksal in einen schwerern Kampf, in den Kampf gegen das Verhängniß.

Er erreichte das Hotel der Maitresse, stürmte die Treppe hinauf, an den gaffenden Dienern vorüber und in das Gemach seiner Mutter.

„Wie fühlst Du Dich, meine arme Mut-

ter?' frug er fast athemlos, indem er die Hand der alten Frau ergriff.

„Besser, mein Sohn, besser! Aber mein Gott, wie Du zitterst und wie blaß Du bist. Was ist Dir begegnet, mein gutes Kind?"

„Nichts, nichts von Bedeutung! Sage mir, könntest Du, wenn es die Ehre Deines Sohnes gilt, könntest Du wohl noch heute Nacht dieses Haus verlassen?"

„Wenn es Deine Ehre gilt? Wie kannst Du zweifeln, mein Sohn?"

„Nun so komm, meine Mutter. Hülle Dich recht warm in Dein Gewand, ich werde Dich die Treppe hinabtragen und dann für einen Wagen sorgen."

Die alte Frau wagte keine Frage mehr. Sie verließ das Bett und schickte sich an, in aller Eile sich zu bekleiden.

In diesem Augenblick trat die Stifsdame in das Gemach.

„Willkommen! Willkommen!" rief die verliebte Dame, im ersten Augenblick hoffnungsvoll überrascht von dieser Visite in so vorgerückter Abendstunde.

Der Ueberaschung folgte jedoch schnell das Befremden, als ihr Blick auf das ernste bleiche Gesicht des jungen Mannes, in so derangirter und

völlig durchnäßter Kleidung fiel. „Aber mein Gott, Sie triefen ja, als ob Sie in voller Toilette ein Bad genommen hätten.“

„Ein Schwitzbad,“ antwortete Robert bitter lächelnd, indem er seine Stirne trocknete.

„Und was treibt denn meine liebe Patientin? Das sieht ja aus, als ob sie sich anschickte, in dieser abscheulichen Nacht noch eine Promenade zu machen.“

„Quartierwechsel, mein Fräulein. Meine gute Mutter soll heute Nacht noch unter der Obhut ihres Sohnes schlummern.“

„Versteh' ich recht? Sie wollen —“

„Auf Ihre Gastfreundschaft verzichten. Wir haben sie leider zu lange schon in Anspruch genommen.“

„Ist es Ihnen nicht gefällig, sich ein wenig deutlicher zu erklären?“

„Diese Gastfreundschaft ist mir zu theuer,“ antwortete der Gefragte eisig kalt.

„Zu theuer?“ frug die Stiftsdame erstaunt.

„Theurer als eines Kerkermeisters Gastfreundschaft, denn ich habe sie mit meiner Ehre und einem Menschenleben bezahlt. Meister Hartel, mein väterlicher Freund ist an dieser Gastfreundschaft gestorben.“

„Allmächtiger Gott!“ rief die Witwe entsetzt.

„Der Vater Friederikens todt!“ hauchte die Maitresse und ihre Augen leuchteten im dämonischen Glanz.

„Theuer bezahlt, überzahlt würde ich sagen, wenn nicht Ihr Gang ins Irrenhaus in meinem Schuldbuch stünde.“

„Mein Freund, Sie vergessen —“

„Daß auch noch der Herr Ministerial-Konzipist in meinem Schuldbuch steht? Der ist gestrichen, mein Fräulein,“ erwiderte Robert, indem er sein Anstellungsdekret aus der Brusttasche zog, zerriß und von sich schleuderte, „Protektionsfutter für einen anderen Gaumen.“

„Undankbarer!“

„Für meine Mutter danke Ihnen der Himmel, für alle andern Gaben die Hölle!“

„Auch für mein Herz?“ frug die Stiftsdame in leidenschaftlicher Aufregung, „auch für mein liebendes Herz?“

„Werfen Sie es hin,“ antwortete Robert verächtlich, „kein ehrlicher Mann hebt es auf.“

„Zu viel, mein Sohn!“

„Zu wenig, meine Mutter! Laß uns aufbrechen!“

„Gehen Sie, mein Herr, gehen Sie!“

keuchte die Stifsdame. „Aber nimmer werde ich es dulden, daß Sie diese schwache kranke Frau der feuchten, schneidend kalten Nachtluft aussetzen.

„Warten wir den Morgen ab, mein Sohn," bat die Witwe. „Ich fürchte Deine Aufregung über den plötzlichen Todesfall hat Dich ungerecht gemacht gegen diese herzensgute Dame."

„Ungerecht, gegen diese herzensgute Dame?" rief Robert mit erhobener Stimme. „Wohlan denn, diese herzensgute Dame ist die Maitresse des Ministerpräsidenten Grafen von Sportheim. Jetzt bleibe und lege Dich zur Ruhe, Mutter, wenn Du noch Ruhe finden kannst unter diesem Dach."

Am ganzen Körper konvulsivisch erzitternd, schmiegte sich die alte Frau an ihren Sohn und drängte mit bebender Stimme und in ängstlicher Hast, als ob sie einem Gespenst zu entfliehen suchte! — „Fort, schnell fort, wenn es auch Feuer regnet!"

Ohne weiter zurückgehalten zu werden, entfernten sich Mutter und Sohn, innig umschlungen, wie vor Kurzem aus dem Hotel der Geisteskranken, jetzt aus dem Hotel der privilegirten Kourtisane.

Auf Veranlassung derselben hat Basilius das Drama in der Tischlerfamilie eingeleitet, — ihre Schande mußte dort zwischen die Liebenden

geworfen werden, um sie wieder zu trennen, es konnte daher die Maitresse nicht überraschen, daß sie die Achtung des jungen Mannes verloren, die sie, schlau berechnend, im falschen Spiele preis gegeben hatte, aber einen solchen Grad von Verachtung, einen so tief in die Seele einschneidenden Abscheu hatte sie dennoch nicht erwartet.

Aber „Non dolcet" sagte sie, wie jene heroische Römerin mit dem Dolch in der Brust. Der Schnitt in die Seele that nicht weh, denn der Leichtsinn ist ein vortrefflicher Balsam für moralische Wunden.

„Warum nur der Vater, — warum nicht auch die Tochter?" murmelte sie nach kurzem Nachsinnen düster vor sich hin. „Noch ist's ein halbes Werk. Die Dirne muß scheiden, wenn auch nicht vom Leben, doch von der Welt und ihm, — dann erst wird er mein sein und mir die bittern Worte, die er heute gesprochen, im süßen Geflüster der Liebe vergessen machen. Er müßte kein Mann unserer Zeit sein, wenn ich mich irre. O, er entgeht mir nicht und wenn ich ihn in den tiefsten Abgrund der Erde einsenken müßte, um ihn um den Preis seiner Liebe wieder zu mir zu erheben."

Sie klingelte ihrer Rosa, um sich auskleiden zu lassen.

Sechzehntes Kapitel.

In's Kloster der „Frauen vom guten Hirten."

Auch dem alten Meister Hartel hatte man zur Ruhe gebettet.

Es war ein imposanter Leichenzug, denn der Verblichene war beliebt bei Jung nnd Alt, ein Biedermann von altem Schrot und Korn, und was noch mehr sagen will, auch ein reicher Mann, folglich mußte man ihm ja die letzte Ehre erweisen, selbst wenn er im Leben ein Gauner, ein Blutsauger gewesen wäre.

Wie ein mißlungener Holzschnitt eines Witzblattes, nahm sich Herr Basilius an der Spitze des Zuges aus.

Einer weinenden Madonna gleich, wankte Friederike an der Seite ihrer stumpfsinnigen Mutter, und bleich wie eine trauernde Jungfrau war der junge Mann, der sich ihr nicht zu nähern wagte, denn die Gesellen nannten ihn den Mörder

ihres lieben Meisters und hatten ihn strenge zurückgewiesen aus der langen Reihe der Leidtragenden.

Der arme Robert!

Nur in bescheidener Ferne durfte er dem Sarge seines väterlichen Freundes folgen, aber es gelang ihm dennoch, ihm auf dem Gottesacker, als letzte Liebesgabe, eine Hand voll Erde nachzuschicken in sein kühles Grab.

Er hob das nasse Auge und ließ es noch einmal auf das Mädchen seiner Liebe fallen. Ach, sein Auge suchte ihr Auge vergebens!

Sie hatte keinen Blick mehr für ihn — keinen einzigen Blick als Abschiedsgruß für ein ganzes freudenleeres Dasein.

Nein, nein, freudenleer war sein Dasein nicht, — eilte er doch in die Arme einer liebenden Mutter. Für sie und die Freiheit zu sorgen und zu kämpfen, war ja auch eine Freude, ehrenvoll und mindestens ebenso süß als die Freude der glücklichsten Liebe.

Ach, er ahnte nicht, als er den Kirchhof verließ, daß sein Blick das geliebte Mädchen dennoch getroffen, tief getroffen bis in's blutende Herz hinein, das absterben sollte, langsam absterben hinter öden düstern Mauern für Alles was ihr im Leben lieb und theuer war.

Auf dem Kirchhofe hatten sich auch ein Herr und eine tief verschleierte Dame eingefunden, die Robert und Friederike nicht einen Augenblick unbeachtet ließen.

Als diese einander sich nicht zu nähern suchten und der junge Mann sich, von Allen gemieden traurig zurückzog, verließen auch Jene, in welchen wir den Baron von Münich und die Stiftsdame Amalie von Horvath erkennen, den Kirchhof.

„In der That, das Mädchen ist ärgerlich hübsch," sagte die Dame, während sie ihr Kavalier in den Wagen hob und sich ihr nachschwang.

„Fast zu hübsch für eine Nonne," antwortete der Baron.

„Aber nicht für ihren Beichtvater. Herr Basilius wird hoffentlich Alles aufbieten, ihre Einkleidung zu beschleunigen."

„Die Kleine beschleunigt ihre Einkleidung selbst," entgegnete der Baron. „Die Mama Betschwester hat sie so ziemlich klostersüchtig gemacht. Dazu der plötzliche Tod ihres Vaters und die scheinbare Untreue ihres Geliebten —"

„Scheinbare Untreue; das ist es, was mich besorgt macht. Darum muß man die Dirne so schnell als möglich expediren, damit es zwischen dem Pärchen ja nicht zu einer Verständigung kommt, die sehr leicht zu einer Versöhnung führen

könnte. In diesem Falle müßten wir zum Aeußersten schreiten und dem schönen Kinde eine gute Dosis —"

Der Wagen rasselte über das Straßenpflaster so rasch und lärmend dahin, daß es schwierig ist, gleichen Schritt mit ihm zu halten, um die Fortsetzung dieser Unterredung zu belauschen.

Auch ziehen wir es vor, Friederiken zu folgen, die unserer Aufmerksamkeit jedenfalls würdiger ist, als die unheilbrütende Courtisane. Wohl hatte die Jungfrau zur Wallfahrt in die Zelle schon leichte Schuhe angelegt und schon den Wanderstab in der Hand, um ihre schöne Jugend und alle ihre Lebensfreuden am Altare eines frommen Irrwahnes aufzuopfern. Ja selbst die Wohnung der noch vor Kurzem so heiteren und glücklichen Bürgerfamilie schien in ein finsteres Hospitz umgewandelt zu sein.

Die Werkstatt war öde und leer.

Keine munteren Gesellen sangen hämmernd und hobelnd ihr lustiges Handwerkslied, keine muthwilligen Lehrbuben spielten einander Schabernak und kein Zollstab zollte dem genäschigen Laufburschen die Verzehrungssteuer mehr, wenn er den Wein oder das Bier unter Maß, oder zu verwegen gewässert, aus der Schenke brachte.

Die Meisterin hatte gleich nach dem Todesfall das Handwerk aufgegeben. Sie wollte ihren Mitbürgern nicht mehr nützlich sein, um den lieben Heiligen gefälliger zu werden.

Wie traurig sah jetzt das Wohnzimmer aus, in welchem der Meister oft so heiter sein Pfeifchen geschmaucht und mit seinem Töchterlein auf dem Schoße getändelt und ihm hübsche Märchen und Fabeln erzählt, während die geschäftige Hausfrau das Nachtmal richtete und noch aus vollem Halse lachen konnte über das närrische Treiben des Alten oder die naiven Fragen des Kindes.

Aber das war schon lange her, ehe noch Herr Basilius der harmlosen Familie das schwarze Ei in die Wirthschaft legte.

Jetzt glich das trauliche Gemach einer Kapelle und Mutter und Tochter durchbeteten die Nacht nach dem Leichenbegängniße vor ihren Heiligenbildern, denn schon am nächsten Morgen sollte ein zweites Leichenbegängniß gefeiert werden.

Wie heute den Vater, wollte man morgen die Tochter begraben.

Anfangs war Friederike entschlossen, den Schleier der barmherzigen Schwestern zu nehmen; aber, um sie wenigstens aus Wien zu

entfernen, bestimmte man sie, als Postulantin in den Orden der „Frauen vom guten Hirten“ einzutreten.

Das Kloster, in der einige Stunden von der Residenz entfernten Ortschaft Neudorf, ist bekanntlich mit einer Besserungsanstalt für weibliche Sträflinge verbunden, deren Verpflegung und Ueberwachung den Klosterfrauen zugewiesen ist.

Auch Verirrte auf die rechte Bahn zurückzuführen und Verlorene der Gesellschaft wiederzugeben, ist eine Aufgabe für Frauenherzen, und Friederike hoffte, sie mit aufopfernder Nächstenliebe zu lösen.

Wir haben nicht im Sinne, unsere Leser zur Nachtwache einzuladen, wenn auch Friederike zu Gott aus warmem Herzen sprach: aber wir machen uns früh aus den Federn, um dem armen Mädchen noch ein Lebewohl zuzurufen, das mit seiner Mutter und Herrn Basilius den Wagen bestieg, um sich dem Kloster der „Frauen vom guten Hirten“ zuführen zu lassen.

Flüchtig sehen wir noch eine Thräne glänzen in den Augen der schönen Jungfrau, die noch einen letzten Blick auf ihr liebes Vaterhaus wirft.

Ach, es ist der Scheidegruß von den Freuden ihrer Jugend, von Allem, was ihr lieb und werth war im Leben, also auch von ihm, dem Gott das bittere Weh verzeihen möge, das er ihrem treu liebenden Herzen zugefügt.

Wie sie seiner dachte, dachte er ihrer, und gerechter als sie.

Nicht ihm, sondern ihr hatte Gott ein bitteres Weh zu verzeihen, ihr, die nach dem Scheine verurtheilte und einer falschen Zunge mehr Glauben schenkte, als der Sprache eines ehrlichen Herzens.

So niedergebeugt er auch nach dem Leichenbegängniß an der Seite seiner armen Mutter saß, hätte er sich dennoch rasch und thatkräftig erhoben, um die Geliebte zurückzuhalten, wenn er hätte ahnen können, wohin sie der unglückliche Wahn geführt und zu welcher verhängnißvollen Reise sie sich vorbereitete.

Warum hatte er aber auch nur eine Stunde gezögert, sich zu rechtfertigen?

Weil er es seiner unwürdig fand, einen so schmählichen Verdacht von sich abzuwehren.

Ach, auch der Stolz der Unschuld ist zuweilen der Todtengräber eines Erdenglückes.

Seine Kollegen, die seine vertraute Verbindung mit der berüchtigten Maitresse des Mini-

sters stutzig gemacht, hatten sich ihm wieder mit warmer Freundschaft angeschlossen, nachdem er ihnen den Sachverhalt mitgetheilt und sie mit der Falle bekannt gemacht hatte, in die man ihn so listig gelockt, und sein wackerer Redakteur Dr. Donner theilte brüderlich seine Sorge mit ihm, für seine arme von irgend einem unbekannten Feinde verfolgte Mutter, denn bis jetzt hatte es diese ängstlich vermieden, ihrem Sohne ein Geheimniß zu enthüllen, das sie wie ein drohendes Gespenst durchs ganze Leben schreckte.

Er konnte es daher nicht im Entferntesten ahnen, daß der Feind seiner Mutter, sein eigner Vater, der gewaltige Ministerpräsident war.

Dieser fand die fast zügellose Oberherrschaft seiner Maitresse von Tag zu Tag lästiger und grübelte fortwährend, wie er ungefährdet das Strumpfband zerreißen könnte, an welchem sie ihn leitete und ihn verhinderte, die Zeugen einer schmachvollen Jugendsünde für immer unschädlich zu machen.

Mürrisch schritt er in seinem Kabinete auf und ab, alle Bittsteller kurz und schroff abfertigend, die am heutigen Tage zur Audienz vorgemerkt waren.

Der Letzte derselben war der Herr Baron von Liliensteiner, der, wie gewöhnlich, in einen

spitzen Winkel zusammengedrückt, vor dem Minister erschien.

„Was wünschen Sie?“ frug ihn dieser verdrießlich.

„Euer Exzellenz,“ erwiderte kläglich die Durchlaucht der Börse, „es heißt, die ärarische Lieferung soll ausgeschrieben werden öffentlich in der Zeitung und ich habe mir geschmeichelt, daß das Geschäftchen soll abgeschlossen werden privatim mit mir.“

„Dann haben Sie sich ein wenig zu voreilig geschmeichelt. Die Regierung kann nicht, aus besonderen Rücksichten für Sie, auf die Vortheile einer allgemeinen Konkurrenz verzichten.“

„So ist es also wahr, was ich befürchtet habe!“ seufzte Herr von Liliensteiner schwermüthig.

„Was haben Sie befürchtet?“

„Daß ich in Ungnade gefallen bin!“

„Sie scheinen sich ebenso voreilig zu fürchten, als zu schmeicheln, Herr Baron.“

„Ich habe schon vor acht Tagen gemerkt, daß ich bin gefallen in Ungnade, weil Euer Exzellenz haben gemacht Geldgeschäft mit Löwenberg und nicht wieder mit mir.“

„Nicht wieder mit Ihnen?“

„Exzellenz wissen ja, daß Ihnen steht offen meine Feuerfeste von Wiese und Kompagnie, und daß ich es mir zur Ehre schätze, Ihnen zu dienen.“

„Löwenberg ist mein Bankier,“ erwiderte der Minister befremdet, „mit anderen Bankhäusern stehe ich in keiner Verbindung.“

„Ich weiß, ich weiß, so große Herren haben ihren eigenen Bankier. Aber manchmal wenn sie wollen, machen sie in der Geschwindigkeit ein kleines Wechselgeschäft wie damals.“

„Wie damals?“

„Wie vor ein paar Monaten,“ schmunzelte Herr v. Liliensteiner, „das kleine Wechselchen auf 20.000 Gulden mein ich.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Exzellenz geruhen zu scherzen. War es doch nur eine Bagatelle! Gott der Gerechte, ich mach' ne Million auf das Accept des Herrn Grafen Arthur von Sportheim.“

„Wenn ich nicht irre, sprechen Sie von meinem Accept.“

„Das Exzellenz mir zu schicken geruhten durch Herrn Baron Hektor von Münich.“

Und Sie haben ihm die Valuta gezahlt?“ frug der Minister mit höchstem Staunen.

„Baar in Gold, um es zu liefern zu Händen Euer Exzellenz. Gott der Gerechte, wie stolz und glücklich hat mich gemacht das Vertrauen.“

„Wo ist der Wechsel?“

„Hehehehe! Exzellenz haben ihn ja empfangen aus kleinen zarten Händen. Ich selbst hab' es nicht gewagt zurückzubringen das Wechselchen wegen der Delikateß, darum hab' ich es gegeben der Stiftsdame Amalie v. Horvath, weil sie darf mehr wagen als ich bei Exzellenz und weil sie ist eine intime Jugendfreundin des Herrn Baron v. Münich, der das Wechselchen hat girirt.“

Und die Stiftsdame hat die Wechselschuld beglichen?“

„Bin ich doch beglichen mit der Ehr', das ist weit mehr als mit tausend Perzent.“

„Mein lieber Herr Baron,“ schloß der Minister freundlich nach kurzem Nachdenken, „Sie sind zu diskret, als daß ich Ihnen erst über diese Angelegenheit die strengste Verschwiegenheit empfehlen dürfte. Ich werde das Accept wahrscheinlich empfangen, aber verlegt oder verloren haben. Sollte es mir jedoch entwendet worden sein und Mißbrauch damit getrieben

werden, werden Sie mir gefälligst erlauben, mich auf Ihr Zeugniß zu berufen."

„Nicht nur bezeugen, auch beschwören werde ich, was Euer Exzellenz wünschen."

„Was die Konkurrenz betrifft, werden wir diesmal von ihr abgehen müssen, um die ärarische Lieferung zu beschleunigen. Belieben Sie sich daher gefälligst morgen mit dem Herrn Hofrath v. Heinemann vorläufig zu verständigen, damit wir noch im Laufe des Monats den Vertrag zum Abschluß bringen."

Mit dieser schönen Aussicht auf ein neues Palais auf der Ringstraße wurde die Durchlaucht der Börse entlassen.

„Da hätte ich ja unverhofft die Antwort auf die Frage, warum der liederliche Herr Baron den gehorsamen Dienstmann der schlauen Dame spielt," sprach der Minister vor sich hin. „Er hat einen Wechsel gefälscht und sie bedient sich des Falsifikates, wie meines verdammten Briefes, um ihn an dem einen Strumpfband zu gängeln, wie mich an dem anderen. Unter gewissen Bedingungen werde ich ihn von dem Schlangendienst emancipiren, vielleicht erlösen wir uns gegenseitig von dem Uebel."

Seine Exzellenz waren also auch entschlossen, im feindlichen Lager zu rekrutiren.

Siebzehntes Kapitel.

Die Verhaftung.

Ruhig und ohne Leidenschaft, aber eben darum um so strenger und schonungsloser, brach Robert auch fernerhin seine Lanze für Licht und Wahrheit gegen die Umtriebe lichtscheuer Dunkelmänner.

Auch fühlte er sich nicht verlassen, hatte er doch noch seine gute Mutter, die unter seiner liebevollen Pflege und Fürsorge wie zu neuem Leben erblühte und sich schon recht geschäftig herumtummelte in ihrem bescheidenen Haushalt.

Freilich wäre die alte Frau nicht so ruhig und heiter gewesen, wenn Robert ihr nicht Alles vorsichtig verschwiegen hätte, was ihr Sorge und Kummer machen konnte.

Eines Morgens beschäftigte sie sich mit Meister Schmalhans in der Küche und ihr

Sohn am Schreibtisch, als ein junger, eleganter Herr in's Zimmer trat.

„Wenn ich nicht falsch adressirt bin,“ sagte der Eintretende nach artigem Gruße, „habe ich das Vergnügen, Herrn Robert Fox kennen du lernen.“

„Ganz recht,“ antwortete dieser lächelnd, indem er dem Fremden einen Stuhl bot, „aber um das Vergnügen mich kennen zu lernen, werden Sie schwerlich beneidet werden.“

„Ich bin der Freiherr Hektor v. Münich und nicht gewohnt, Komplimente zu machen, also auch nicht gewohnt, sie zurückgewiesen zu sehen,“ bemerkte der Vertraute der Stiftsdame, indem er Platz nahm. Ich wiederhole, es ist ein Vergnügen für mich, einen jungen Mann kennen zu lernen, der den Muth besitzt, gegen einen reißenden Strom zu schwimmen, in der augenscheinlichen Gefahr, von den Wellen verschlungen zu werden.“

„Ich werde dennoch nicht ertrinken und vielleicht nur mit einem kalten Bade davonkommen,“ scherzte Robert.

„Sie unterschätzen die Gefahr, mein junger Freund,“ erwiderte der Baron mit liebenswürdiger Vertraulichkeit. „Darum bitte ich Sie, mir nicht zu grollen, wenn ich Sie in der wohl-

wollenden Absicht besuche, Sie zu warnen und, mit Ihrer Erlaubniß, Ihnen auch zu rathen und zu helfen.“

„Mich warnen, Herr Baron, hieße den Soldaten im Felde vor dem feindlichen Feuer warnen. Aber Rath und Hilfe werde ich nie zurückweisen, wenn sie sich mit Recht und Ehre vertragen.“

„Mein Sohn,“ rief die Witwe, indem sie bleich und zitternd ins Zimmer stürzte, „es schleicht ein Polizeiagent um unser Haus. Ich kenne ihn, es ist derselbe, der mich ins Irrenhaus geführt. Allmächtiger Gott, es wäre mein Tod, wenn ich wieder von Dir scheiden müßte.“

„Nicht Sie vom Sohne, aber der Sohn von Ihnen, fürchte ich, arme Mutter,“ sagte der Baron, rasch das vielleicht nur zufällige Vorüberschreiten des Beamten in sein Manöver ziehend.

„Beruhige Dich meine gute Mutter!“ rief Robert, die alte zitternde Frau an sich ziehend, „ich bin mir keiner Schuld bewußt.“

„Ihr Selbstbewußtsein könnte Sie doch vielleicht täuschen, jedenfalls ist es klüger, die Situation zu beherrschen, als sich von ihr beherrschen zu lassen. — Folgen Sie dem Rathe

eines Freundes und versöhnen Sie sich mit Ihren Feinden, Sie werden sich zugleich mit der Gesellschaft und Ihrem Schicksal versöhnen, junger Mann,"

„Soll ich etwa auf den Knieen nach Rom rutschen, Herr Baron?"

„O, nicht doch, Ihre Buße würde leichter und süßer sein. Sie haben Ihren Friedensengel in der Nähe, der, wenn auch bitter gekränkt von Ihnen, mit Entzücken vergessen und vergeben möchte! Kehren Sie reumüthig zu ihm zurück, junger Barbar!"

„Ach, endlich glaube ich zu errathen."

„Es steht in Ihrer Macht, alle Gefahren von sich abzuwenden und sich das Glück geneigt zu machen, daß abermals an Ihre Thüre klopft. Zögern Sie nicht! — Amalie v. Horvath ist bereit, ihren lieben Wildfang mit offenen Armen zu empfangen."

„Amalie v. Horvath," rief die Witwe schaudernd. „O, mein Herr, was verlangen Sie von meinem Sohn?"

„Wenden Sie Ihre Blicke von mir ab!" sagte Robert finster. „Sie könnten mich erröthen sehen über die Liebe dieses schamlosen Weibes und Ihre traurige Mission, Herr Baron."

„Das Herz meines Sohnes ist nicht mehr frei,“ fügte die Witwe, die scharfe Abfertigung desselben mildernd, hinzu. „Er liebt ein junges ehrbares Bürgermädchen.“

„Das für ihn auf ewig verloren ist,“ fiel der Baron der alten Frau ins Wort; „Friederike Hartel hat sich, am Morgen nach dem Leichenbegängnisse ihres Vaters, mit dem Himmel verlobt.“

„Allmächtiger Gott,“ rief die Witwe entsetzt.

„Die Wahrheit!“ antwortete der Gefragte gelassen. „Das kleine Ding hat eiligst Wien verlassen und ihr hübsches Gesichtchen bereits mit dem Schleier der Himmelsbräute bedeckt.“

„Also gelungen, vollkommen gelungen!“ rief der junge Mann in bitterster Aufregung „O, Herr Basilius ist ein ganzer Mann, ich wünsche der Favoritin Seiner Exzellenz viel Glück zu diesem routinirten Vermittler. Er hat das arme Mädchen sehr geschickt dem Kloster verkuppelt, — ebenso geschickt als er mich ungeschickt einer abgelagerten Maitresse zu verkuppeln sucht. Auch Sie würden wohlthun, Ihre Bemühungen hier einzustellen, Herr Baron, um mir nicht die Ueberzeugung aufzudringen, daß

es auch unter den Kavalieren hin und wieder einen Basilius gibt."

„Unverschämter!" schalt erglühend der Baron, in dem auch das blaue Blut zu gähren anfing. „Ich habe den Kavalier zurückgelassen, als ich in Ihr Zimmer trat, denn hier ist er wahrlich nicht an seiner Stelle. Ich würde Sie züchtigen für Ihre lose Zunge, aber ich ziehe es vor, diese Exekution dem Arm des Gesetzes zu überlassen."

Mit diesen Worten deutete er auf den eintretenden Polizeiagenten hin.

Die alte Frau schmiegte sich in Todesangst an ihren Sohn, — dieser schlang seine Arme um sie und blickte trotzig auf den Beamten, fest entschlossen, wenn dieser Besuch seiner Mutter galt, sie bis auf den letzten Blutstropfen zu vertheidigen.

Er irrte wie der Baron, denn es kam ganz anders, als dieser erwartet hatte.

Der Polizeiagent nahm von Mutter und Sohn keine Notiz, sondern wandte sich an den Cavalier mit der Frage:

„Herr Baron Hektor von Münich, wenn ich nicht irre?"

„Ganz recht, mein Herr," antwortete der Gefragte bestürzt.

„Mein Wagen erwartet uns an der Straßenecke. Ich bitte Sie, mir ohne Widerstand zu folgen und mich nicht in die peinliche Lage zu setzen, Assistenz in Anspruch nehmen zu müssen."

„Also verhaftet?"

„Im hohen Auftrage."

„Und wohin führen Sie mich, mein Herr?"

„Zuerst in's Bureau Seiner Exzellenz des Herrn Ministerpräsidenten."

„Zum Grafen von Sportheim?" frug der Baron beklommen und die Farbe wechselnd.

„Wahrscheinlich einer Auskunft wegen, von politischer Bedeutung. Dort erst werde ich erfahren, wohin ich Sie zu liefern habe."

„Ist es mir erlaubt, einige Zeilen an die Stiftsdame Amalie von Horvath zu richten?"

„Ich bedauere, Herr Baron. Meine Instruktion lautet, Sie, nach Ihrer Verhaftung weder schreiben noch mit irgend Jemand Rücksprache nehmen zu lassen."

Der Verhaftete wollte dennoch einige Worte an Robert richten, besann sich jedoch eines Andern und verließ rasch das Zimmer.

Ebenso rasch folgte ihm der Polizeiagent.

„Was mag der Unglückliche verschuldet haben?" frug theilnehmend die alte Frau.

„Er hat einen Wilddieb in das Revier des Herrn Ministers locken wollen," antwortete Robert lächelnd, „und dergleichen Jagdfrevel pflegen die Exzellenzen strenge zu bestrafen."

„Wie habe ich für Dich gezittert, mein guter Sohn."

„Gott gebe, daß es das letzte Mal ist!" schloß ahnungsvoll Robert.

Achtzehntes Kapitel.

Die Exzellenz rüstet sich.

Graf Sportheim saß in seinem geheimen Kabinet an seinem Schreibtisch, den Rücken gegen die Thüre gewendet und dem Anscheine nach eifrig arbeitend, als der Arrestant eintrat.

Der Polizeibeamte zog sich, wahrscheinlich auf hohen Befehl, sogleich zurück, um im Vorsale weitere Instruktionen abzuwarten.

Der Minister und der Baron waren allein. Vorsichtig hatte jener selbst seinen vertrauten Sekretär entfernt, denn es gibt Unterredungen, die keine Zeugen dulden.

Ein paar Minuten mußte der Baron husten und sich räuspern, ehe der Minister Notiz von ihm nahm.

„Näher!" befahl er endlich, ohne sich zu wenden.

„Geruhen Euer Exzellenz mir gütigst mitzutheilen," begann der Baron mit erkünstelter Fassung, „auf wessen Befehl ich vor einer halben Stunde verhaftet wurde."

„Auf meinen Befehl," antwortete der Minister kurz, indem er sich rasch erhob. „Und warum ich diesen Befehl ertheilte, ist eine Frage, die ich wohl nicht zu erwarten habe."

„Ich weiß in der That nicht."

„Was Sie nicht wissen, werden Sie im Landesgericht erfahren."

„Ich war jedoch der Meinung, hierher beschieden worden zu sein, um von Euer Exzellenz persönlich einer Aufklärung gewürdigt zu werden."

„Zum Theil, ja. Ich habe Sie zu mir führen lassen, um zu versuchen, ob es mir noch

möglich ist, einen Namen zu schonen, den Sie von einem würdigen Vater geerbt und durch Betrug, Schwindel und Fälschung zu entehren beflissen sind."

„Euer Exzellenz!" fuhr der Baron auf.

„Ruhe!" donnerte der Minister, „leugnen Sie nicht, damit ich nicht bemüssigt bin, Ihnen den Bankier Liliensteiner gegenüber zu stellen, dem Sie einen Wechsel mit der Unterschrift meines Namens verkauften."

„Um eine so schwere Anschuldigung rechtfertigen zu können," stammelte höchst bestürzt der Baron, „müßte Ihnen ein solcher Wechsel präsentirt worden sein, was ich sehr zu bezweifeln geneigt bin."

„O, wir wissen Beide sehr gut, wohin der Wechsel gekommen ist, aber ich werde ihn zu finden wissen, im Falle ich seiner bedarf. Mir genügt indeß die Aussage des Bankiers, dem Sie vermittelst des Falsums eine Summe von zwanzigtausend Gulden entlockten."

„Der Wechsel ist gezahlt."

„Mit Ihrem Gelde?" spöttelte der Minister. „Ich sage Ihnen, der Wechsel ist nicht gezahlt und ich glaube, Sie thäten besser, auf Ihre Brutalität und alle weiteren Diskussionen, als auf Ihre Stellung in der Gesellschaft und

auf Ihren Platz im Testamente Ihrer Tante zu verzichten. Nur die strengste Wahrheit macht es Ihnen möglich, sich diesem Schicksale zu entziehen; beharrliches Läugnen führt Sie unverweilt dem Strafgerichte zu. Zum letzten Male frage ich, bekennen Sie sich der Fälschung schuldig oder nicht?"

„Schuldig!" stammelte der Baron.

„Der Wechsel ist in den Händen des Fräuleins von Horvath, wie mir der Bankier mittheilte."

„Leider, Exzellenz!"

„Und dieses Papier ist es, das die schlaue Dame benützt, sich Ihrer als Agent in allen Ränken und Intriguen zu bedienen."

„Ich kann nicht ausweichen, ihre Drohungen —"

„Drohungen, die Sie nicht mehr einschüchtern dürfen."

„Wie denn nicht? Wenn ich ihr zu trotzen wagte, würde Sie Ernst machen und das Falsum augenblicklich ihrem Advokaten übergeben."

„Es würde jedoch aufhören, Falsum zu sein, wenn ich die Unterschrift adoptire."

„Wie? Ew. Exzellenz wollten —"

„Die falsche Unterschrift als echte anerkennen. Noch mehr, ich will Sie standesgemäß pla-

ciren und Ihre vollkommene Versöhnung mit Ihrer Tante vermitteln, unter gewissen Bedingungen natürlich."

„Angenommen, ohne Bedenken angenommen!"

„Sie werden Ihre Verbindung mit der Stiftsdame nicht lösen."

„Nicht?"

„Aber Sie werden ihr nur scheinbar dienen, um mir Dienste zu leisten und mich von allen Plänen und Unternehmungen der listigen Schlange in Kenntniß zu setzen."

„Einverstanden, Exzellenz!" rief der Baron freudig. „Es macht mich glücklich, Partei gegen diese hübsche Hexe zu nehmen, die mich wie einen Pudel apportiren läßt, und wenn ich sie nicht mehr zu fürchten habe, hat sie wieder mich zu fürchten, denn auch ich besitze ein paar Zeilen von ihr, die sie gelegentlich kompromittiren, ja, was noch mehr in's Blut geht, lächerlich machen können."

„Was dokumentiren diese Zeilen?"

„Ihren ersten Sündenfall. Es ist eine lustige Quittung über eine ziemlich bedeutende Summe, die sie bar und richtig für ihre Unschuld von mir empfangen zu haben bestätigt."

„Vortrefflich! Nun sehen Sie, es sind das drei Stückchen Papier, mit denen wir uns gegenseitig einander in Schach halten können, denn leider hat die schöne Stiftsdame auch von mir so eine verbriefte Jugendsünde in Händen."

„Ach ja, — ein Briefchen. Die Stiftsdame schätzt es eine Million unter Brüdern werth."

„Wissen Sie, wo die industrielle Dame dieses kostbare Briefchen aufbewahrt?"

„Bis jetzt nicht, Exzellenz."

„Sie müssen es zu erfahren suchen. Wenn es Ihnen gelingt, ihr das Papier zu entwenden und mir einzuhändigen, ist Ihr Glück gegründet, Herr Baron."

„Ach, wenn ich nur jetzt ein Cartouche wäre!"

„Endlich müssen Sie verhindern, was Sie heute noch zu befördern suchten, eine Annäherung zwischen der Stiftsdame und dem jungen Demokraten Robert Fox."

„Die Aufgabe hilft mir der Bursche selbst lösen, denn er hat einen Abscheu, wie meine Tante vor einer Spinne, vor der Dame."

„Sie wird dennoch das Möglichste aufbieten, diesen Abscheu zu bekämpfen, denn sie gibt ihre Gelüste nicht so leicht auf."

„Treuloses Geschöpf!"

„Mir liegt nichts an ihrer Treue. Meinetwegen möge sie sich einer ganzen Armee in die Arme werfen, aber ihren Verkehr mit dem jungen Mann und seiner Mutter müssen wir mit aller Energie zu verhindern suchen. Ich habe meine Gründe, Herr Baron."

„Ich werde das Meinige thun, Exzellenz."

„Unser Vertrag wäre somit geschlossen, Herr Baron."

„Und ich eile, meine neue Mission anzutreten, das heißt, wenn mich mein Solofänger draußen im Vorsaale ungehindert passiren läßt."

„Reichen Sie mir den Arm!" erwiederte der Minister lächelnd, „das gilt mehr, als wenn alle Advokaten der Welt Ihre Unschuld siegreich vertreten hätten."

Der Polizeibeamte machte große Augen, als er seinen Arrestanten Arm in Arm mit dem Minister und ganz familiär mit ihm plaudernd, an sich vorüberschreiten sah.

Alle Rücken krümmten sich vor dem so glänzend Rehabilitirten und alle Wege standen ihm offen.

Nicht so unserm Robert.

Wie schon früher angedeutet, standen ihm gar wenige Wege mehr offen, denn die gepriesene Aufklärung hatte die Rundreise mit dem Eil-

zuge gemacht, und nicht an allen Stationen Halt machen können.

Nur zwei Herzen waren ihm geblieben, — das Herz seines ehrlichen Freundes Donner und das Mutterherz.

Unbeirrt behauptete er das Feld, auf dem er kämpfte, für die Wahrheit gegen die Lüge, — für das Licht gegen die Finsterniß, — für den gesunden Menschenverstand gegen den tausendjährigen Blödsinn.

Wohl sah man den jungen Schriftsteller oft traurig und schwermüthig durch die Straßen wandeln, aber es war nicht der Fluch der Finsterlinge, sondern das Schicksal seiner Liebe, das ihn niederbeugte.

Friederike im Kloster — aber in welchem Kloster?

Er fand Niemanden der ihm Auskunft geben konnte oder wollte, und wiedersehen mußte er sie, wäre es auch nur, um ihr zu sagen, wie wehe sie ihm gethan, und daß sie seine erste und einzige Liebe war und bleiben würde, bis zum letzten Athemzuge.

Er versuchte es, ihre Mutter zu sprechen, aber sie empfing ihn mit einem Zetergeschrei und bekreuzte sich vor ihm, als ob er der leibhafte Satan wäre.

Auch Herr Basilius stand ihm nicht Rede und entschlüpfte ihm wie ein Aal, so oft er sich ihm näherte.

Eines Abends schritt er abermals gedankenvoll an dem Hause vorüber, in welchem er die süßesten, aber auch bittersten Stunden seiner Jugend verlebte, als sich eine Frauenhand sanft auf seine Schulter legte.

Freudig überrascht begrüßte er Frau Susanne, bei der er ein paar Jahre als Zimmerherr gewohnt.

„Sie, meine liebe Freundin!" rief er, indem er die Hand der alten Frau herzlich drückte.

„Ja, ich, mein lieber Herr Robert," antwortete Frau Susanne, indem sie vorsichtig um sich blickte, „gerne hätte ich schon früher mit Ihnen gesprochen, aber es waren immer Lauscher in der Nähe, die es eine große Sünde nennen, wenn man mit Ihnen verkehrt."

„Alle frommen Leute fliehen mich, ich weiß."

„Aber ich bin dennoch überzeugt, daß Sie ein guter Mensch sind, wenn auch die Hausfrau und Herr Basilius vor Ihnen warnen, als ob Sie der leibhafte böse Feind wären."

„Ein böser Feind des Herrn Basilius bin ich allerdings."

„Sie haben Unrecht, mit dem Kopf durch die Wand rennen zu wollen, ohne zu bedenken, daß Sie nichts als Beulen davon tragen können. Doch ich vergesse ganz, daß ich Sie nicht aufgesucht habe, um Ihnen eine Strafpredigt zu halten, sondern um Ihnen einen Gruß zu überbringen.“

„Einen Gruß?“

„Aber leider einen letzten Gruß.“

„Von Friederiken?“ frug Robert mit pochendem Herzen.

„Ja, von der armen Friederike. „Bringen Sie ihm meinen letzen Gruß,“ flüsterte sie mir zu, als sie Abschied von mir nahm, „und sagen Sie ihm, daß ich ihm verzeihe und versöhnt mit ihm, scheide. Auch Gott werde ich bitten um Vergebung seiner schweren Schuld. „O, junger Herr, Ihr Leichtsinn hat ein treues Herz gebrochen.“

„Weiberlist hat es gebrochen!“ rief Robert heftig erregt. „O, warum hat sie mich verdammt, ohne mich gehört zu haben! Es war ein Gewebe, ein schurkisches Gewebe, in welches man mich und sie gelockt.“

„Hm, ich glaube Sie sind nicht so schwarz, als Sie dieser alte Schleicher angestrichen hat.“

„In welches Kloster hat sich das arme Mäd-

chen mit seinem unglückseligen Irrwahn geflüchtet?"

„Da müßten Sie die Hausfrau oder Herrn Basilius fragen. Den Parteien im Hause und der ganzen Nachbarschaft hat man ein strenges Geheimniß daraus gemacht."

„Auch Friederike hat es Ihnen nicht anvertraut?"

„Leider nein. Vielleicht hat sie es mir Ihretwegen verschwiegen."

„Meinetwegen?" rief Robert schmerzlich. „O, ich könnte alle Klöster der Residenz stürmen, um sie aufzufinden und ihr zu sagen, wie unbarmherzig weh sie mir gethan."

„Klöster stürmen! Gott sei uns gnädig!" rief Frau Susanne entsetzt. „Zum Glück ist sie gar nicht in der Stadt. Man hat sie im Reisewagen vor die Linie hinausgeführt, so viel kann ich Ihnen sagen, junger Herr."

„Frau Susanne! Sie waren mir immer eine mütterliche Freundin, ist Ihnen der arme Robert noch ein wenig werth geblieben?" frug Robert, indem er sich zu fassen suchte.

„Er kann fragen und hat so oft sein Brot mit mir getheilt."

„Wenn es in Ihrer Macht stünde, mich glücklich zu machen, oder doch mein Unglück zu

mildern, nicht wahr, Sie würden nicht zögern, unserer alten Freundschaft wegen?

„Nein, wahrlich nicht, mein armer Robert?“

„Wohlan denn, suchen Sie zu erforschen, in welches Kloster Friederike eingetreten ist.“

„Ah, das ist leichter gesagt als gethan, junger Herr.“

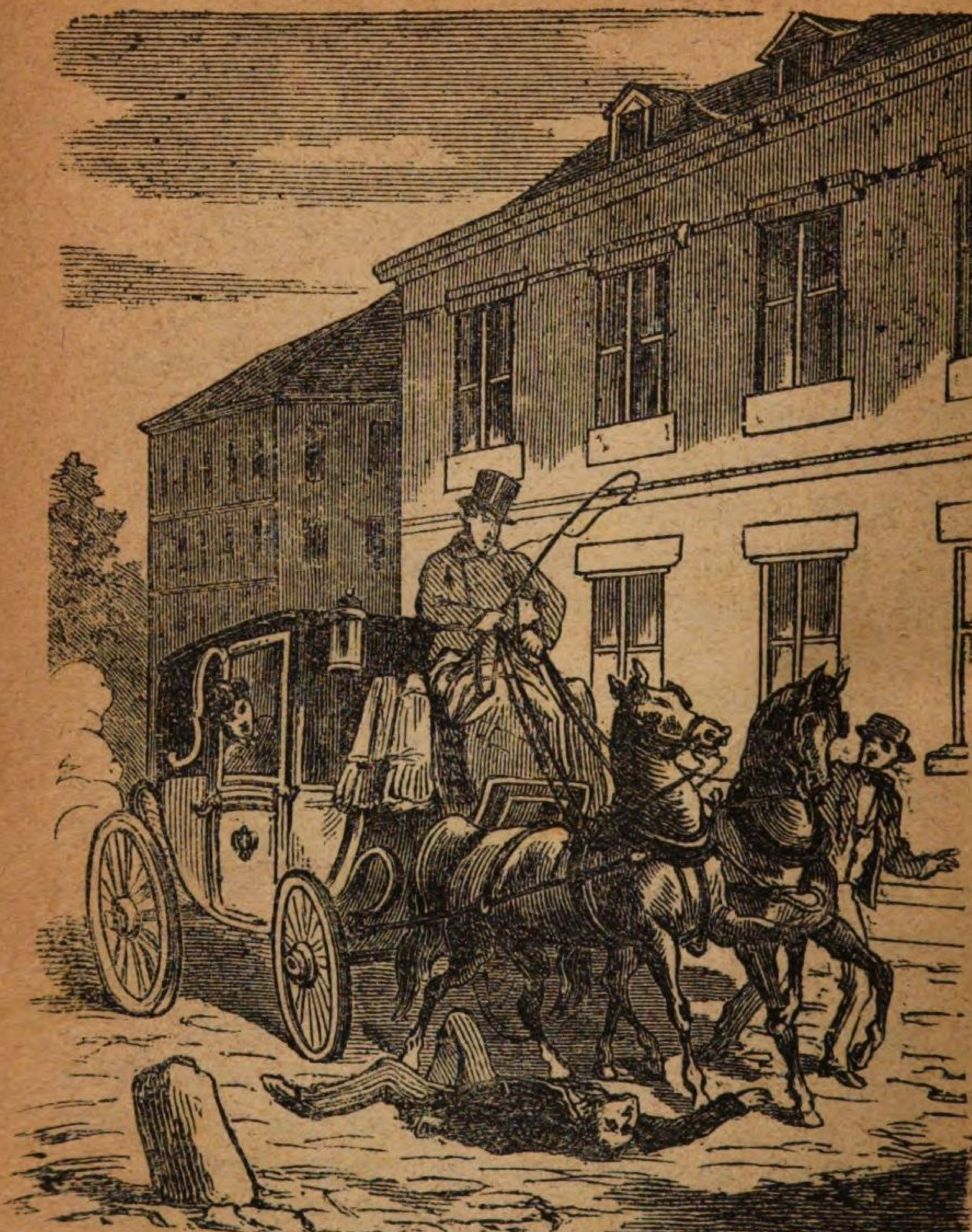
„O, nicht doch. Sie wohnen ja im Hause, suchen Sie sich bei der Hausfrau so oft als möglich was zu thun zu machen. Sie kann ja nicht immer ihre Litaneien plappern, und wird auch hin und wieder von der Tochter sprechen. Auch Herr Basilius, so listig er ist, so geschwätzig ist er auch. Ein paar unvorsichtig hingeworfene Worte werden genügen.“

„Und wenn ich nun auch erfahre, was Sie wissen wollen, darf ich es Ihnen mitzutheilen wagen, Ihnen, der jetzt schon mit dem Klosterstürmen droht?“

„Um Friederike aufzusuchen! Weiß ich, wo sie zu finden ist, werde ich fromm und geduldig sein, wie ein Lamm.“

„Und sich eben so fromm und geduldig zurückziehen, wenn man Ihnen im Kloster keine Unterredung mit ihr gestattet?“

„Auch, auch, ich verspreche es Ihnen, Frau Susanne.“



Um Gotteswillen, rettet den jungen Mann!

„Nun denn, so will ich es versuchen.“

In diesem Augenblicke hörte man kreischende Stimmen.

Eine glänzende Equipage rasselte wie mit Höllengespann über das Pflaster, daß die Funken stoben. Die Pferde waren scheu geworden und flogen schäumend und im rasenden Galopp der Senkgrube eines neu angelegten Baues zu, in der der Wagen unfehlbar zertrümmern mußte.

Rasch entschlossen stürzte sich Robert den Pferden entgegen, ergriff sie mit kräftiger Faust am Zügel, und es gelang ihm glücklich, die tollen Thiere zum Stehen zu bringen, aber erst, nachdem sie ihn ein paar hundert Schritte fortgeschleift und blutend und ohnmächtig auf die Steine geschleudert hatten.

„Um Gotteswillen, rettet den jungen Mann!“ rief in Todesangst eine junge bleiche Dame, die sich aus dem Wagenschlag neigte. Er liegt dicht vor den Pferden, wenn sie noch einen Schritt machen, ist er verloren!“

Flink sprangen die Bedienten vom Wagentritt und suchten den Verunglückten seiner gefährlichen Lage zu entziehen.

„Ach, er ist todt!“ jammerte händeringend Frau Susanne, die mit mehreren Neugierigen herbeigeeilt war.

„Todt!“ rief schmerzlich ergriffen die junge Dame.

„Nein, Durchlaucht, nur ohnmächtig, wenn auch schwer verwundet, wie es scheint“ antworteten die Diener.

„Tragen Sie ihn in meine Wohnung, dort im Hause des Tischlers, meine Herren,“ bat Frau Susanne.

„Ist der junge muthige Mann Ihr Sohn, gute Frau.“

„Ach nein, aber ich liebe ihn, wie meinen Sohn. Es ist Herr Robert Fox, mein früherer Zimmerherr.“

„Robert Fox.“ sagte überrascht die junge Dame, die man Durchlaucht titulirte. „Hebt ihn in meinen Wagen, ich selbst will seine Wunden heilen.“

„Man hob den Ohnmächtigen in den Wagen und die hohe Dame legte sanft und vorsichtig sein blutendes Haupt in ihren Schooß.

„Fahrt langsam und schont mir meinen armen Pflegling!“ rief sie dem Kutscher zu, der die Pferde in Bewegung setzte, die sich jetzt geduldig wie Lämmer, von ihm leiten ließen.

„Wer ist die hohe Dame?“ frug einer der Gaffer.

„Die Prinzessin Olga von Suvarof, Braut

Sr. Exzellenz des Herrn Premierministers," antwortete ein Anderer.

„Gott sei gelobt!" murmelte beruhigt Frau Susanne, bei diesem Schutzgeist aller Unglücklichen ist er besser versorgt, als im Kämmerchen einer armen alten Frau.

Neunzehntes Kapitel.

Engelsherz.

Prinzessin Olga von Suvarof gehörte einer russischen Fürstenfamilie an, der sie jedoch der absoluten Knutenherrschaft wegen den Rücken gekehrt und sich nach Wien übersiedelt hatte, um freiere Luft zu athmen, obgleich es auch hier noch dicke Nebeldämpfe gibt.

Jung, schön, unabhängig und reich wie ein Nabob war die reizende Fürstentochter für die Kavaliere, was der Morgenstern für die heiligen drei Könige war. Man betete sie an, ohne sich zu ihr erheben zu können.

wahr, ich darf nicht gar so besorgt mehr um Sie sein?"

„O, mir ist wohl, sehr wohl."

„Wirklich? Ach, welche Freude Sie mir da machen, um so mehr, weil ich mir nicht wehren lassen wollte, persönlich Ihre Wunden zu verbinden. Meine Hände sind doch ein wenig leichter als die wuchtigen Hände eines Mannes. Sie grollen mir doch nicht, weil ich dem Wundarzt ins Handwerk zu pfuschen gewagt?"

„Wie gut Sie sind!"

„Wenigstens nicht so böse, als Ihre Feinde, mein armer Herr Robert."

„Ah, Sie kennen den armen Robert?"

„Ob ich Sie kenne? Werfen Sie doch einen Blick auf meine Bibliothek dort im Schranke Sie finden dort die Namen aller Kämpfer für die Freiheit und den muthigen Robert Fox habe ich wahrlich nicht in den Hintergrund gedrängt. Sie sind mir also ein alter lieber Bekannter durch Ihre Worte, obgleich ich den jungen Meister persönlich erst vor einigen Stunden kennen lernte."

„Es ist geschehen, wie Durchlaucht befohlen," meldete ein Diener.

„Durchlaucht?" frug Robert erstaunt.

„Verzeihen Sie mir," antwortete Olga lächelnd. „Der Zufall legte mich in eine Fürsten-

wiege, aber Gott selbst legte mir das Herz einer guten Bürgerin in die Brust. Aber lassen wir die Durchlaucht und rathen Sie einmal, woher mein Diener kommt?"

„Wie könnte ich —'

„Nun, ich will es Ihnen sagen. Der Mann hat einem guten lieben Mütterchen einen schönen Gruß von ihrem Sohne gebracht."

„Ach mein Gott, meine Mutter!" rief Robert kummervoll. „Wie besorgt wird sie um mich sein!"

„Oh jetzt nicht mehr. Verzeihen Sie mir, daß ich mich einer kleinen Nothlüge bediente, um der guten Frau eine unruhige Nacht zu ersparen. Ich habe ihr sagen lassen, Sie hätten für mich eine sehr dringende literarische Arbeit übernommen, die Sie über Nacht vom Hause halten könnte."

„Sie wird dennoch fürchten."

„Wie wurde Ihre Botschaft aufgenommen, Alexander?"

„Frau Brunner meinte, wenn ihr Sohn bei Ihnen wäre, Durchlaucht, wache ein guter Engel über ihn," antwortete der Diener.

„Dann ist es Prinzessin Olga v. Suvarof, die ich heute gerettet!" rief Robert freudig erregt. „O, meine Mutter hat recht, es ist ein guter

Engel, den ich den Armen und Unglücklichen erhalten habe!"

„Werden Sie gleich vernünftig werden und sich nicht aufregen, Herr Patient," sagte Olga liebenswürdig schmollend, indem sie ihr Händchen auf Robert's Mund legte. „Jetzt spricht Ihr Wundarzt mit Ihnen, der furchtbar brummen würde, wenn Sie noch ein kleines Wundfieberchen als hinkenden Boten herzügelten. Geschwind noch ein paar Tropfen dieses kühlenden Trankes, — so — und jetzt bitte ich mir aus, die Augen zu schließen und recht ruhig zu schlafen. Der Wundarzt wacht da draußen vor der Portiere und wird sich von Stunde zu Stunde überzeugen, ob Sie schön gehorsam sind. Also gute Nacht, Sie gefährlicher Demagoge, gute Nacht!"

Das herzensgute, reizende Fürstenkind zog sich ins Nebengemach zurück und ließ ihren Patienten mit seinen Gedanken allein.

Diese lenkten sich zunächst auf den Grafen von Sportheim.

Er dachte an eine Vermälung dieses starren frostigen Staatsmannes mit der Prinzessin Olga von Suvarof und einige Minuten später träumte er von einem Geier, der eine Taube erwürgte.

Olga hielt Nachtwache an der Portiere und

belauschte jedes Räuspern, jeden Athemzug ihres Patienten.

Frau Brunner hatte recht, ein guter Engel wachte über ihren Sohn.

Obgleich die fürstliche Krankenwärterin die ganze Nacht kein Auge geschlossen hatte, war sie dennoch in aller Früh schon beschäftigt, ihre Missionäre der Menschenliebe in alle Winde zu versenden.

Ihre armen Witwen und Waisen, Greise und Matronen, Kranke und Unglückliche durften ja nicht vergessen werden.

Sie hielt, wie Titus, jeden Tag für verloren, an dem sie keine guten Werke geübt.

Nachdem sie in solcher Weise nicht mit dem Munde, sondern dem Herzen ihr Morgengebet an Gott gerichtet, entfaltete sie leise die Portiere und blickte aufmerksam nach ihrem Patienten.

Als sie sich überzeugt hatte, daß er noch sanft schlummerte und ganz regelmäßig athmete, zog sie sich zufrieden lächelnd wieder zurück.

„Nun, Herr Rubin," flüsterte sie ihrem Sekretär zu, der indeß in den Salon getreten war, wie steht es mit unserem Märchen aus „Tausend und einer Nacht?"

„Alles vorbereitet, wie Durchlaucht gestern angeordnet," antwortete der Gefragte.

„Und die alte Frau?“

„Alexander ist schon eine halbe Stunde fort. Sie werden bereits unterwegs sein.“

„Wie viel Zeit wird Herr Engelbert zu seinem Kunststückchen brauchen?“

„Der Haushofmeister bittet um zwei gute Stunden.“

„Sie werden der alten Frau nicht zu lang werden, denn sie sind mit der Elle der Mutterliebe gemessen. Aber wissen Sie auch Herr Sekretär, daß ich sehr unzufrieden mit Ihnen bin?“

„Durchlaucht!“

„Ja, ja, sehr unzufrieden mit Ihnen und dem Herrn Hofmeister, mit allen meinen Leuten. Garstige Plaudertaschen seid Ihr Alle! „Die Linke darf nicht wissen, was die Rechte thut,“ ist meine Devise, die ich Euch dringend empfohlen habe und dennoch weiß nicht nur die Linke, sondern die ganze Stadt, was meine Rechte thut! Es sieht ja aus, als ob jedes Almosen, das aus meiner Hand geht, hier prunkend mit meinem Wappen gezeichnet würde. Ich muß fortwährend lügen, aber man glaubt mir nicht und macht dennoch eine zweite Coeur d'ange aus mir.“

„Durchlaucht dürfen deßhalb nicht wegen Ehrenbeleidigung klagen,“ erwiderte der Sekretär

lächelnd, „es leben zu Viele, die den Beweis der Wahrheit durchführen können.

„Schweigen Sie, Abscheulicher! Wenn ich nach öffentlichen Elogen geizte, würde ich sogenannte Wohlthätigkeits Anstalten bereichern, damit die Herrn Ausschüsse um so leichter ihre großen Banketts aus dem Armenfonde bestreiten können, — aber ich stecke lieber einem Bettler ein Goldstück in die Hand, als eine Kupfermünze in den Klingelbeutel."

„Nichts in den Klingelbeutel, Durchlaucht? Wenn das Ihr Beichtvater wüßte!"

„Gott ist mein Beichtvater und der weiß es. Ich selbst suche die Nothleidenden auf, denn ich will nicht, daß meine Gaben geschmälert durch die zehnte Hand an sie gelangen. Auch ziehe ich es vor, im Verborgenen Gutes zu thun, um den verschämten Armen, die die Bitte scheuen, auch den Dank zu erlassen. Darum ersuche ich Euch nochmals, meine Herren, schweigt und verleidet mir das Vergnügen meiner Samaritergänge nicht."

Die Prinzessin unterbrach sich und horchte.

Man hörte einen Wagen rollen und vor dem Hause halten.

„Unsere alte Frau, Durchlaucht," sagte der Sekretär und öffnete die Thüre. Gleich darauf trat die Mutter Roberts von Alexander geführt, in den Salon.

x) Wonderschön!

Sie war bleich und ihre Augen stark geröthet, dennoch näherte sie sich lächelnd der Prinzessin.

Diese eilte ihr entgegen, bot ihr freudig die Hand und ein herzliches Willkommen.

„Der Herr sei gelobt!“ rief die alte Frau bewegt, indem sie die Hand der Prinzessin innig an ihre Lippen drückte.

„Amen, Amen!“ antwortete diese. „Aber mein Gott, Sie haben ja geweint?“ setzte sie besorgt hinzu.

„Der Kutscher hat geplaudert,“ bemerkte unwillig der Diener.

„Habe ich also nicht Recht, Ihr Herren?“ grollte Olga, „Verschwiegenheit ist die Tugend meiner Diener nicht.“

„O, zürnen Sie nicht!“ bat die alte Frau. „Wohl habe ich geweint, aber Freudenthränen über Ihre glückliche Rettung, Durchlaucht.“

„Und über den glücklichen Retter natürlich auch,“ meinte die Prinzessin.

„Nicht wahr, mein Sohn ist brav und muthig?“

„Das hat er nicht erst gestern bewiesen. Gott gebe nur, daß er die lichtscheuen Menschen so glücklich wie meine scheuen Pferde bekämpft.“

„Muß ich noch für ihn zittern? Wie — wie geht es meinem guten Robert?"

„Vortrefflich, Mütterchen! Er hat die ganze Nacht geschlafen — wie sag' ich nur gleich? Deutsch geschlafen, so deutsch, daß sich der alte Metternich noch im Grabe darüber freuen muß. Ich glaube, er schläft noch. Lassen Sie uns lauschen, liebe Freundin, aber vorsichtig, damit wir ihn ja nicht wecken."

Sie ergriff die Hand der alten Frau und führte sie zur Portiere, die sie langsam und geräuschlos öffnete, aber diese Vorsicht zeigte sich überflüssig, denn es waren ein paar klare muntere Augen, in welche die beiden Frauen blickten.

„Aufgeschaut, junger Herr! Da bring ich Ihnen eine Morgengabe!" rief Olga, indem sie dem Patienten die alte Frau zuführte, und freudig überrascht schloß dieser sein Mütterchen in die Arme.

„Mein Sohn, mein guter, lieber Sohn!"

„Gebt mir auf die Bandagen Acht," warnte Olga, „damit seine Wunden nicht wieder bluten!"

„Mögen sie bluten!" erwiederte Robert, „Es ist noch kein Blut für eine bessere Sache vergossen worden."

„Keine Schmeicheleien, junger Demokrat!

scherzte die Prinzessin, „sie kleiden einen Mann des Volkes nicht. Setzen wir uns, liebe Freundin, und plaudern wir, damit er nicht zu viel plaudern kann.“

Die Frauen ließen sich zu beiden Seiten des Bettes nieder und Jede bemächtigte sich einer Hand des Patienten.

„Du fühlst Dich also wohl, mein Sohn?“

„Wie denn nicht, unter solcher Pflege? An meinem Bette hat heute Nacht eine barmherzige Schwester gewacht, um welche mich Könige beneiden könnten.“

„Wenn diese Artigkeit etwa abermals mir gelten soll, junger Herr, muß ich sie zurückweisen, denn ich habe die ganze Nacht geschlafen,“ log die Prinzessin.

„Aber ich nicht, denn es schlafen nicht alle Leute, die die Augen geschlossen haben. Das Engelsköpfchen ist mir nicht entgangen, das mit jedem Glockenschlage dort durch die Portiere guckte.“

„O Bösewicht! Wie er heimlich gelacht haben wird.“

„Nicht gelacht, nur gelächelt — Verzeihung!“

„Versteh ich denn recht? Durchlaucht selbst

haben am Krankenbette eines so unbedeutenden jungen Mannes gewacht?“

„Ach, der Unbedeutende war für mich schon bedeutend, ehe er mir noch das Leben gerettet hat. Sie haben also gar nicht geschlafen, mein Freund?“

„O dennoch — geschlafen und geträumt.“

„Geträumt?“

„Von einem Geier, der eine Taube erwürgen wollte.“

„Der garstige Raubvogel! Und gelang ihm dieser abscheuliche Mord?“

„Zum Glück nicht. Die Taube entflatterte ihm, als er sie schon in seinen Krallen hielt. Aber das Wunderbarste war —“

„Auch ein Wunder also? O, erzählen Sie doch!“

„Das Wunderbarste war, daß sich der Geier und die Taube plötzlich in menschliche Gestalten verwandelten. Der Geier in einen großen Herrn mit Stern und Ordensband —“

„Und die Taube?“

„In eine bezaubernd schöne Frauengestalt, die ich dem Engel der Barmherzigkeit geben möchte, wenn ich ein Maler wäre.“

Robert schwieg.

Prinzessin Olga blickte nachsinnend vor sich hin.

Alle drei dachten an einen und denselben Geier mit Stern und Ordensband und — als ob er auf den Flügeln ihrer Gedanken hergetragen wäre — plötzlich stand er selbst vor ihnen.

Es war der Ministerpräsident Graf von Sportheim, der entsetzt wie damals, im Gemache seiner Braut auf ein Krankenbett starrte.

Zwanzigstes Kapitel

Ueberraschungen.

Die Witwe Brunner erbebte ihrem allmächtigen Feinde gegenüber und senkte ihre Blicke zur Erde. Robert richtete die seinigen trotzig auf den Mann der seine Ehre verdächtigte, ihn wie einen gemeinen Verbrecher durch Häscher über die Straße führen ließ und die erste Scheidewand zwischen ihm und dem Mädchen seiner Liebe aufwarf, aber Olga erhob sich und trat dem Gewaltigen mit einem Stolze entgegen, den man in dieser sanften, herzensguten Dame gar nicht gesucht hätte.

Dem Minister gegenüber war sie Fürstin, wie sie den Kindern des Volkes gegenüber Bürgerin war.

„Herr Graf“ sagte sie nach kurzem förmlichen Gruße, wenn ich auch mit der steifen Etiquette in meinem Hause entschieden gebrochen habe, habe ich doch meines Wissens Niemandem das Recht ertheilt, unangemeldet bis in das Innerste meiner Gemächer vorzudringen.“

„Allerdings, Durchlaucht,“ antwortete der Minister mit gelähmter Stimme, unter der Wucht der Bestürzung; „aber die schöne Prinzessin von Suvarof müßte mir sehr gleichgiltig sein, wenn ich nach ihrem gestrigen Unfalle an dergleichen Förmlichkeiten denken könnte.“

„Ich schmeichle mir, viele Freunde zu besitzen, denen ich nicht gleichgiltig bin. Aber so sehr ich ihnen auch für ihre Theilnahme dankbar wäre, wenn mich ein Unfall beträfe, würde es mich dennoch sehr geniren, wenn sie alle ohne Anfrage mein Schlafgemach erstürmen wollten.“

„Ich war der Meinung, ein gewisses Vorrecht —“

„Hätten Sie das nicht, mein Herr,“ erwiederte die Prinzessin streng, „würde ich diesen Besuch als Abschiedsvisite gelten lassen und muß Sie daher sehr bitten, nicht zu vergessen, daß auch das

Vorrecht seine Grenze hat. Doch wir befinden uns ja in einem Ausnahmszustande, mit welchem die Herren Minister auch den Belagerungszustand rechtfertigen," fügte sie milder und mit Laune hinzu; „wir müssen uns also wohl fügen, meine Freunde, wenn wir nicht nach Paragraph so und so an Freiheit und Leben gestraft werden wollen."

„In diesem Ausnahmszustande hätte ich nur Ihren rebellischen Pferden den Prozeß zu machen."

„Sie sind gebändigt, gebändigter als alle deutschen Völker, Exzellenz. Doch ich vergesse ganz, Ihnen meine lieben Gäste vorzustellen. Die Försterswitwe Brunner und ihr Sohn, der gestern so muthig sein Leben wagte, um das meinige zu retten."

„Ich bin Ihnen sehr dankbar, Herr —"

„Robert Fox," fiel die Prinzessin dem verlegen stotternden Minister ins Wort, „ein Name, dem Sie guten Klang zugestehen müssen, wenn er bis zu den Ohren Euer Exzellenz gedrungen ist."

„Ei, wer sollte von Herrn Robert Fox und seinen freisinnigen Werken nicht gehört haben," antwortete der Minister mit ironischem Lächeln.

„Dergleichen freisinnige junge Männer sollten Sie um sich schaaren, Herr Graf. Sie bilden die beste Schutzmauer für lieberale Minister."

„Mir aus der Seele gesprochen, Durchlaucht.

Ich war auch schon früher entschlossen, den talentvollen jungen Herrn zu poussiren und ihm eine Karriere zu eröffnen, aber er ist ein wenig stolz, ja er hat sogar das Anstellungsdekret zerrissen, das ich ihm zugesendet."

„Die Hand war beschmutzt, aus der ich es empfing, und ich liebe Reinlichkeit, Exzellenz," bemerkte Robert ironisch.

„Ich trage Handschuhe," lächelte der Minister. „Vielleicht werden Sie das Dekret nicht zurückweisen, wenn ich es Ihnen persönlich überreiche. Ich habe nicht nur ein Unrecht zu sühnen, sondern bin Ihnen auch für die muthvolle That, die Ihnen Ihre Stirnwunde zugezogen," zu wärmsten Dank verpflichtet."

Das Herz der Witwe hob sich in rascheren Schlägen und ihre Augen leuchteten. Gott hatte ihrem Robert die Mutter zurückgegeben, sollte er ihm endlich auch das Vaterherz zuwenden?

Ach, die arme Frau ahnte nicht, daß dieses Vaterherz gerade in diesem Augenblicke, der sie zu so schönen Hoffnungen anregte, Gift kochte für den Sohn.

„Nun, Herr Robert Fox," frug der Minister lauernd, „welch' ein Schicksal hätte mein Dekret zu erwarten?"

„Exzellenz," antwortete Robert, entschlossen, das Dekret abermals zurückzuweisen; da fiel jedoch ein Blick auf seine Mutter, die mit nassen Augen bittend die Hände faltete, und rasch fügte er hinzu; „Ich nehme dankbar an, was mir Exzellenz bieten, meiner Mutter zu Liebe."

„Auch ein wenig mir zu Liebe!" schmeichelte die Prinzessin.

„Endlich auch sich selbst zu Liebe, um nicht einzig und allein aus der demokratischen Küche zehren zu müssen," sagte der Graf. „Wie gesagt, ich werde Sie poussiren und Ihnen eine Cariere eröffnen, junger Herr. Indeß kann ich Ihnen nicht verhehlen, daß man Ihnen von anderer Seite nicht eben kollegial entgegenkommen wird, ja ich fürchte sogar, daß Sie auf mächtige Feinde stoßen werden, die ich mit dem besten Willen nicht von Ihnen abwehren kann. Seien Sie auf der Hut, Herr Robert Fox!"

„Ich habe Muth," antwortete dieser, „und bin kein Neuling mehr auf dem Kampfplatze, Exzellenz."

„Also tapfer gestritten, mein Herr Ritter!" schloß die Prinzessin. „Und wenn die Uebermacht Sie zu erdrücken droht, werden Sie an mir eine Alliirte finden. Jetzt wollen wir unseren Patienten allein lassen. Wie er selbst gesteht, hat er wenig

geschlafen und muß nachholen was er in der Nacht versäumt hat. Aber träumen Sie mir nicht wieder vom Geier und der Taube, junger Herr!"

„Ich darf doch bei meinem Sohne bleiben, Durchlaucht?" frug schüchtern die alte Frau.

„Nein, Mütterchen, das erlaube ich nicht, denn ich will mir meinen Dienst als barmherzige Schwester nicht nehmen lassen. Ueberlassen Sie mir nur ohne Bangen Ihren Sohn, lange wird er sich ohnehin nicht mehr zurückhalten lassen. Uebrigens darf ich wohl nicht hinzufügen, daß Sie mir zu jeder Stunde willkommen sind und immer ein lieber Gast sein werden."

Die alte Frau umarmte glücklich und zufrieden, wie lange nicht, ihren Robert, und ein paar Minuten später saß sie im Wagen, der mit ihr die Straße hinabrollte.

Ihre Augen schwammen in Thränen, die ihr eine süße Hoffnung ausgepreßt.

Sie war so in Gedanken versunken, daß sie gar nicht merkte, wie der Wagen in viel kürzerer Zeit seinen Weg zurücklegte, als auf dem Herwege, und vor einem Hause Halt machte, das sich viel stattlicher ausnahm, als das bescheidene Häuschen, in welchem sie wohnte.

Ja, es befremdete sie nicht einmal, daß ihr ein alter schwarzgekleideter Herr aus dem Wagen

half, ihr artig den Arm bot, sie eine Treppe hinaufführte und eine große Doppelthüre öffnete, wie man sie nur an Herrschaftswohnungen sieht.

Jetzt erst orientirte sich die alte Frau.

„Oho," rief sie lächelnd, „Sie irren sich mein lieber Herr! Wir müssen viel höher steigen, denn ich wohne im vierten Stocke, gleich unter dem Dache, also dem Himmel nahe, wie sich's für mich geziemt. Aber wie ist mir denn? Die schöne breite Treppe, die hohen Thüren und Fenster — ah, das ist komisch, wir sind da in ein ganz fremdes Haus gerathen."

„Ei, nicht doch," antwortete der alte Herr, „es ist schon das rechte Haus, und wenn es Ihnen fremd erscheint, muß es Ihnen eine gute Fee oder Zauberin in den paar Stunden Ihrer Abwesenheit umgetauscht haben. Kommen Sie nur und nehmen Sie Besitz von Ihrer Wohnung, es wird sie Ihnen Niemand streitig machen."

Mit diesen Worten zog der alte Herr die widerstrebende Witwe in das Innere der Wohnung.

Die hellen freundlichen Zimmer sind mit blaßgrünem, perlgrauem und violettem Seidenstoff tapezirt, mit hohen glänzenden Spiegeln und geschmackvollen Möbeln geschmückt. Vom Gesimse der Fenster wallen weißgestickte Gardinen herab und der Fußboden ist mit weichen schwellenden Teppichen belegt, in welche Rosen gewirkt sind, so

natürlich, daß man ihren Duft einzuathmen glaubt.

Da gibt es auch einen Salon, in welchem man auf der Stelle einen Nobelball geben könnte; ein paar Schlafzimmer, so einladend, als ob sie für Braut und Bräutigam ausgestattet wären, auch ein Studirzimmer mit einem kunstvoll geschnitzten Schreibtisch und einer Bibliothek, deren sich kein Gelehrter schämen dürfte.

Und die Schränke!

Alle offen und überfüllt mit feinen weißen Linnen und Kleidungsstücken, ja sogar ein Silberschrank mit flimmernden kostbaren Geräthschaften und so voll, daß man kaum für den kleinen Finger ein Plätzchen finden könnte.

„Lassen Sie uns gehen," bittet ängstlich die Witwe, die kaum aufzutreten wagt, „die Herrschaft könnte nach Hause kommen und uns ausschelten, unserer Neugierde wegen."

„Die Herrschaft? O, die Herrschaft ist ja schon da."

„Schon da?"

„Allerdings! Blicken Sie nur in den Spiegel und Sie werden gleich die Hausfrau sehen."

„Ach, Herr, wie kann man nur so scherzen mit einer armen alten Frau?"

„Ich scherze nicht, Frau Brunner. Nehmen

Sie Alles, was Sie hier sehen, als Liebesgabe einer guten Fee, deren dienstbarer Geist ich bin."

„Ach, gehen Sie doch!"

„Nun, wenn Sie an keine Feenmärchen glauben, muß ich mich Ihnen schon als Haushofmeister der Prinzessin Olga von Suvarof vorstellen, die mir den Auftrag ertheilte, in aller Eile dieses Haus für Sie anzukaufen und auszustatten. Die Zeit war mir sehr kurz zugemessen Sie müssen daher schon Nachsicht haben, wenn es hier und da noch an Hausgeräthschaften fehlt."

„O mein Gott, mein Gott, wäre es denn möglich!" rief die alte Frau zwischen Weinen und Lachen. „Ein ganzes Haus mit diesem Reichthum —"

„Zu wenig, viel zu wenig! Das Leben meiner Gebieterin ist mehr als ein Königreich werth!"

„Und weiß denn das auch mein Sohn?"

„Nein, Frau Brunner. Die Prinzessin hat es nicht gewagt, ihm für die Rettung ihres Lebens mit mehr als Worten zu danken. Er würde jedes andere Zeichen der Dankbarkeit stolz zurückgewiesen haben."

„Ja, ja, das würde er gethan haben und er hätte Recht."

„Darum wendet sich die Prinzessin nicht an den Sohn, sondern an die Mutter, die nicht ver-

schmähen wird, was sie ihr aus gutem Herzen bietet."

„Aus gutem Herzen? O, aus bestem Herzen, denn wo gibt's ein Zweites, das ihm gleich?" rief die alte Frau schluchzend. „Sagen Sie diesem Engelskinde, daß ich ihm nicht mit Worten, sondern nur mit Thränen danken kann."

„Da käme ich schön an!" erwiderte der Haushofmeister. „So dankbar die Prinzessin auch selbst ist, weicht sie doch ängstlich jedem Danke Anderer aus, denen sie eine Freude gemacht hat. Lassen Sie diesen Eigensinn als Zartgefühl gelten und schonen Sie es, meine gute Frau Brunner. Zeigen Sie meiner Gebieterin ein heiteres Antlitz, das ist die einzige Dankbarkeit, die sie verlangt."

„Wenn ich nicht anders meinem Herzen Luft machen kann, werde ich für unsere Wohlthäterin beten, damit sie Gott vor jedem Herzeleid bewahre!" sagte die Mutter bewegt und dachte unwillkürlich an die Taube und den Geier, von welchen ihr Sohn geträumt.

Der Haushofmeister reichte ihr freundlich die Hand und entfernte sich, von ihren Segenswünschen begleitet.

Als sie allein war, konnte sie sich jedoch, trotz ihrer Rührung, nicht enthalten, mit weiblicher

Neugierde ihren Reichthum geschäftig zu mustern, der ihr, so zu sagen, vom Himmel gefallen war.

Sie fand Alles, was das anspruchsvollste Herz begehren konnte, sogar in einem Winkel eine „Unverbrennbare“ und daß diese nicht leer war, lesen wir aus ihren Augen, mit denen sie, vor neuer Ueberraschung fast regungslos, in die Schatzkammer starrt.

Wir ziehen uns zurück, um dieser Szene eine andere von minder gemüthlicher Natur nachzuschicken, denn der Erzähler hat, wie der Maler, die Aufgabe, in seinen Gebilden Licht und Schatten wechseln zu lassen.

Auch ist es uns sehr nothwendig, zu erfahren, was man im feindlichen Lager thut und treibt.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Nehmt ihn hin.

Die Stiftsdame sitzt an ihrem Schreibtisch. Sie hat drei, vier Abschriften von einem vergilbten Brief genommen, den sie jetzt in ein Kouvert schlägt und adressirt.

Einige Schritte hinter ihr lauert Herr Basilius, ihrer Befehle harrend.

In einem Fauteuil wiegt sich phlegmatisch Baron Münich, indem er den blauen Dampf seiner Zigarre Figuren spielen läßt.

Trotz dieser scheinbaren Apathie belauert er jedoch ebenfalls die Stiftsdame, und das Lächeln, das auf seinen Lippen spielt, verräth uns, daß er so ziemlich im Klaren mit ihr ist.

Aus dem ganzen Wesen der Maitresse, ihren tiefen Athemzügen, ihrem gerötheten Antlitz und ihrer hastigen Bewegung, mit der sie die Papiere untereinander wirft, ersehen wir, daß sie sich eben

in keiner beneidenswerthen Gemüthsruhe befindet.

„Wissen Sie, was dieses Kouvert umschließt, Hektor?“ frägt sie plötzlich den Baron.

„Ein Liebesbriefchen wahrscheinlich,“ antwortete dieser.

„Weit gefehlt, mein treuer Bundesgenosse!“

Es ist ein Sklavenbrief für den Herrn Premierminister, der seiner hyperliberalen Prinzessin zu Gefallen seine Fühlhörner plötzlich gegen Rom ausstreckt, ganz gegen meine Instruktionen, wohlverstanden!“

„Welche Kühnheit!“ erwidert der Baron sarkastisch.

„Meine Rosenketten scheinen ihm zu leicht geworden zu sein, nun er soll nebenbei auch die Eisenketten der Jesuiten tragen.“

„Seine Exzellenz sind also widerspenstig?“

„Wenn er es auch nicht ist, macht er doch Miene, es werden zu wollen. Hat er doch sogar Herrn Robert Fox wieder in den Staatsdienst aufgenommen.“

„Den Freigeist!“ rief Herr Basilius mit dem Schaudern des Gerechten.

„Wahrscheinlich auf Empfehlung der Prin-

zessin, der der junge Mann das Leben gerettet haben soll."

„Was kümmert das mich! der Herr Premier wußte, daß ich von dieser Anstellung abgegangen bin, weil sie meine Pläne durchkreuzt und dennoch, dennoch! Der spröde junge Herr ist also zu keiner Unterredung mit mir zu bewegen?"

„Zu keiner, meine arme Amalie," antwortete der Baron kläglich. „Eher gibt Ihnen ein Trappist ein Rendezvous. Ich habe die Ueberredungskunst des geriebensten Diplomaten aufgeboten, Alles umsonst!"

„Trotzdem er weiß, daß ihm seine Geliebte für immer verloren ist?"

„Trotzdem! Er verachtet Sie, meine liebe Freundin. Hat er sich doch nicht entblödet, Sie ein schamloses Weib, eine abgelagerte Maitresse zu nennen."

„Der Unverschämte!"

„O, warum gibt es keine Scheiterhaufen mehr!" zetterte entrüstet Herr Basilius.

„So nehmt ihn denn hin!" rief die Stiftsdame rasch entschlossen, indem sie Basilius den Brief reichte. „An den Herrn Rektor des Ordens der Gesellschaft Jesu!"

Flink und heimlich triumphirend entfernte sich Basilius.

„Es ist mein letzter Versuch!" hauchte die Stiftsdame vor sich hin. „Scheitert auch er, dann wehe ihm und mir!"

„Was hat denn Ihr kluges Köpfchen wieder ausgebrütet?" frug der Baron mit affektirter Gleichgiltigkeit, obgleich er vor Begierde brannte, seinen interessanten Bericht an den Minister so viel als möglich zu bereichern und Alles zu erfahren, was die Stiftsdame im Schilde führte.

„Nach dem, was Sie bereits erfahren," antwortete sie betonend, „müssen Sie ja errathen haben, welch' ein kostbares Dokument ich den Jesuiten zusandte."

„Doch nicht den gewissen Brief."

„Den Sklavenbrief für Se. Exzellenz, allerdings."

„Ach, ich verstehe. Der allmächtige Herr Ministerpräsident wird jetzt tanzen müssen, wie die Jesuiten pfeifen. Aber, mein liebes Kind, Sie haben ja die ganze Herrschaft über ihn aus der Hand gegeben."

„O, nicht doch! Ich habe Abschriften von dem Briefe genommen, die die Witwe Brunner als korrekt konstatiren muß. Uebrigens werden mir auch die Jesuiten das Original zurückstellen, wenn ich dessen bedarf."

„Ganz natürlich!" lächelte der Baron. „Aber

was hat denn dieser Vertrag mit Ihrer leidenschaftlichen Liebe gemein?“

„Die Jesuiten sind gewaltige Bundesgenossen.“

„Gewaltig genug, um Völker, aber nicht Herzen zu lenken.“

„Betrachten Sie einmal jenen kleinen Vogel, Hektor. Er war ein kleines, wildes, unbändiges Ding, als man mir ihn brachte. Einige Wochen im Käfig haben ihn zahm gemacht. Jetzt nascht er mir den Zucker aus dem Munde.“

„Hahahaha! Sie wollen ihn zur Liebe pressen lassen, wie die Engländer zum Flottendienst?“

„Leugnen kann ich indeß nicht, ich nähere mich einem Vulkan,“ fuhr die Stiftsdame mit finsterer Miene fort, „sollte man mich meuchlings in den Krater stürzen, werden Sie mich rächen, mein Freund?“

„I, das versteht sich ja, meine holde Amalie. Aber wer sollte sich gegen Sie aufzulehnen wagen? Gegen Sie, die man so allgemein liebt und verehrt?"

Der Baron sprach diesen Hohn in so liebenswürdiger Einfalt aus, daß er die Maitresse unmöglich stutzig machen konnte.

„Wir haben vor Kurzem die Erfahrung ge-

macht," fiel sie ihm bitter lächelnd ins Wort, „wie man mich liebt und verehrt. Einer hat es ausgesprochen und Tausende werden es ihm nachsprechen, wenn, wie ich befürchte, dieses Chamäleon von Minister seine Farbe wechseln sollte. Er erscheint mir seit einigen Tagen bedenklich schroff und frostig, als ob ich ihm minder gefährlich geworden wäre. Suchen Sie doch zu erforschen, ob ich mich irre, lieber Hektor."

„Und wenn er in der That, wie Graf Bismark sich mit einem Panzerhemd gegen ein Attentat seiner schönen Feindin gedeckt hätte?"

„Vor einem moralischen Attentat schützt weder Schild noch Panzerhemd. Ich wäre doch neugierig, zu hören, was die sittenstrenge Prinzessin von Suvarof dazu sagen würde, wenn ich ihr eine gewisse Geschichte erzählte?"

„Sie würde ihre Antwort in ein Körbchen legen und dem Herrn Bräutigam seine Entlassung geben."

„Dem Bräutigam würde man die Entlassung geben und der Minister würde sie nehmen müssen, wenn seine abscheuliche Jugendsünde publik würde."

„Das wäre noch die Frage, denn es gibt Minister, die eine gar zähe und dicke Haut gegen die Pfeile der Oeffentlichkeit haben," bemerkte der

Baron, indem er die Asche seiner Zigarre verwahrte und nach dem Hute griff."

„Wohin?" frug die Stiftsdame.

„Zu Sr. Exzellenz, um zu sondiren."

„Thun Sie das, mein lieber Hektor und verlieren Sie ja nicht die Witwe Brunner aus den Augen. Sie ist das Gespenst, mit dem wir dem Minister Schach bieten können, wenn er wirklich an Rösselsprünge denken sollte, und bringen Sie mir Rapport von Allem, was Sie erforschen, denn Sie wissen, daß mein Interesse auch das Ihrige ist, mein theurer Freund," schloß die Maitresse schmeichelnd, indem sie den Baron auf den Korridor hinaus begleitete.

Eine Stunde später kannte der Ministerpräsident diese ganze Unterredung, als ob er ihr von A bis Z beigewohnt hätte.

Mit dem Beseitigen Roberts begegnete die Stiftsdame seinem Plan, ja er erkannte es als Glückszufall, daß Sie ihm zuvorkam.

Jetzt blieb ihm nur noch die halbe Aufgabe: nach dem Sohne auch die Mutter verschwinden zu lassen.

„Man muß das Eisen schmieden so lange es warm ist," murmelte der Minister und gab Befehl, den Wagen vorfahren zu lassen.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Eine Rose aus dem Klostergarten.

Acht Tage mußte sich Robert die Pflege seiner wunderholden barmherzigen Schwester gefallen lassen, ehe sie ihm die Freiheit gab.

Während dieser acht Tage besuchte ihn sein Mütterchen fleißig, und man sah es der alten Frau an, daß sie etwas auf dem Herzen hatte, was sie gewaltig drückte, aber, eingedenk der Warnung des Haushofmeisters, wagte sie nicht, ein Wörtchen des Dankes auszusprechen für die wahrhaft fürstliche Bescherung, verhindern konnte sie es aber dennoch nicht, daß ihr Auge naß wurde, so oft sie in das reizende Antlitz der Prinzessin blickte, ja, daß es sogar überströmte, als sie mit ihrem Sohne aus diesem Tempel der edelsten Menschenliebe schied

Natürlich wurden sie nicht früher entlassen, bis ihnen fest eingeprägt worden war, sich ja recht oft wieder einzufinden, bei Androhung „sofortiger

Stellung", obgleich die Prinzessin kein Landesgerichtsrath war.

„Du wirst Noth gelitten haben die ganze Woche hindurch, in der ich mir auf der Bärenhaut so wohl gethan," äußerte Robert besorgt auf der Heimkehr, „denn ich habe Dir nichts als die magere Kasse eines armen Poeten zurückgelassen, meine gute Mutter."

Aber die alte Frau schüttelte den Kopf und lächelte verschmitzt wie ein Kind, dem der heilige Nikolaus die Schuhe mit Zuckerwerk angefüllt.

Indeß wurde es ihr doch ein wenig angst und bange, als sie die krause Stirn ihres Sohnes gewahrte, nachdem sie ihn in die prachtvolle Wohnung seines eigenen Hauses eingeführt und ihm mitgetheilt hatte, welch' ein liebliches Christkindlein ihnen alle diese Herrlichkeiten eingelegt.

Jetzt war erst recht Feuer im Dache!

Er polterte wie ein zürnender Kobold über seine hinterlistige Wohlthäterin, die ihm meuchlings ein ganzes Haus an den Kopf geworfen.

Nach und nach kühlte sich der Hitzkopf aber dennoch ab.

Er dachte daran, daß die Prinzessin von Suvarof mehr Millionen als er leere Taschen kommandirte, daß für sie ein paar Häuser weniger als für ihn ein paar Stiefel wären, und daß es

ihn, streng genommen, eigentlich nichts anginge, was sie seiner Mutter Liebes und Gutes gethan.

Auch war es wohl ganz was Anderes, Wohlthaten von der Prinzessin als der Stiftsdame anzunehmen, denn wer wollte nicht lieber einem Engel als einem Satan zu Dank verpflichtet sein?

So fand er sich endlich in sein Glück und blickte sogar lächelnd in die freudestrahlenden Augen seiner Mutter, die mit jugendlicher Rührigkeit alle ihre Schätze vor ihm auskramte.

Er fand den Reichthum zu groß und die Wohnung zu geräumig für zwei Leute. Unwillkürlich gedachte er wehmüthig einer geliebten dritten Person, die hier noch zur Dreieinigkeit fehlte.

Wo war, wo weilte seine arme Friederike?

Plötzlich erinnerte er sich an die gute Frau Susanne und ihr Versprechen. Vielleicht hatte sie schon in Erfahrung gebracht, hinter welchen düsteren Mauern das arme Kind ihre schöne Jugend vertrauerte.

Er eilte fort, seine alte Freundin aufzusuchen.

Sein Weg in die Vorstadt führte ihn dem Landesgerichtsgebäude vorüber.

Vor dem Thore setzte sich gerade ein Wagen mit weiblichen Sträflingen, von Polizeisoldaten eskortirt, in Bewegung.

Unter den größtentheils jugendlichen Unglücklichen machte sich auch eine aufgeputzte und geschminkte Person auffallend bemerkbar, die wie eine alte Hirschkuh weinte und von unserer lieben Straßenjugend mit lärmenden Halloh begleitet wurde.

„Kennen Sie die Alte, Herr Robert Fox?" frug diesen ein Affengesicht von Dienstmann, in welchem er den „schönen Toni" erkannte.

„Wie sollte ich?" antwortete der junge Mann.

„Es ist Frau von Mayer, die noble Kupplerin, in deren Wohnung ich einst, statt Ihrer, junger Herr, im dunklen Kämmerlein ein süßes Schäferstündchen feierte."

„Hat man der sauberen Person endlich das Handwerk eingestellt?"

„Man hat wohl müssen, obgleich sie sich hoher Protektionen erfreut. Sie hat nicht nur jungen Mädchen, sondern auch jungen genäschigen oder feilen Weibern ihre Kämmerchen geöffnet, und so hat es der Zufall wollen, daß ein vornehmer Wüstling seine eigene Frau Gemalin dort fand.

Statt sein Weib davon zu peitschen, hat er der Kupplerin einen Prozeß angehängt, dem sie auf ein paar Jahre ein stilles Familienleben unter den lieben Kindern in Neudorf verdankt.

Robert setzte seinen Weg fort und ahnte nicht, daß diese Verlorenen in einigen Stunden finden würden, was er so sehnsuchtsvoll und bis jetzt vergebens gesucht.

Als er in die Straße einbog, durch die sich seine Jugend so oft mit süßen Hoffnungen getragen, bemerkte er, daß sich vor dem Tischlerhause ebenfalls ein Volkshaufe gesammelt hatte.

Vorsichtig näherte er sich dem Hause und erblickte im Fensterrahmen des Entresols, hoch aufrecht stehend, eine lange, hagere weibliche Gestalt, in Trauerkleidern, nur Kopf und Nacken, wie Klosterfrauen, in einen weißen Schleier gehüllt.

Schaudernd erkannte Robert Friederikens Mutter, die offenbar vom religiösen Wahnsinn befallen, heftig gestikulirend, den Versammelten eine Strafpredigt hielt.

Unter den Anwesenden befand sich auch Herr Basilius, andächtig die Hände faltend und wie entzückt gen Himmel blickend.

„Was gibt es da?“ frug Robert die ihm Zunächststehenden.

„Eine Verklärte!“ antwortete ein altes Weib.

„Eine Verrückte!“ meinte ein Handwerker.

Frau Hartel hatte indeß eine kleine Pause gemacht und sich den Schweiß von der bleichen Stirne gewischt.

Robert blieb in sich versunken stehen, aber plötzlich fühlte er sich am Arm ergriffen und rasch ins Hausthor hineingezogen.

Es war Frau Susanne, die ihm zuflüsterte, ihr zu folgen, denn sie habe ihm gar wichtige Neuigkeiten mitzutheilen.

„Nun, was sagen Sie zu unserer armen Hausfrau?“ frug sie, nachdem sie den jungen Mann in ihr Zimmerchen geführt und vorsichtig die Thüre hinter sich geschlossen.

„Sie ist nicht das erste Opfer und wird leider auch nicht das letzte sein,“ antwortete Robert.

„Die Aerzte haben sie als blödsinnig erkannt und der Magistrat hat sie unter Kuratel gestellt. Zum Glück hat sie früher kein Testament gemacht, sonst hätten das artige Vermögen ganz sicher die Jesuiten erschnappt.

„Ob Mönche schnappen oder Nonnen, ist am Ende gleichbedeutend.“

„Aber Novizen sind noch keine Nonnen,“

erwiderte Frau Susanne, bedeutungsvoll schmunzelnd.

„So glauben Sie, daß Friederike noch das Kloster verlassen könnte?" frug Robert lebhaft.

„Ich glaube es nicht nur, sondern weiß es gewiß. Das hätte ich Ihnen schon vor einigen Tagen sagen können, aber der glückliche junge Herr war bei einer Prinzessin einquartirt, also nicht leicht zugänglich für arme alte Weiber."

„Sie wußten also —"

„Ob ich das wußte! Ich werde mich doch nach meinem lieben Robert umschauen, wenn ich weiß, daß er krank oder verunglückt ist."

„Unverändert meine treue Freundin!"

„Hätte ich mich etwa verändern sollen, weil Sie Ihr Leben wagten, um das Ihrer Nebenmenschen zu retten? Wenn Sie sich nicht den rasenden Pferden so muthig entgegengeworfen hätten, das ganze Gefährte wäre mit Mann und Maus dort in die große Kalkgrube gestürzt und zertrümmert. Aber gute Thaten finden ihren Lohn, fügte Frau Susanne lächelnd hinzu, indem sie eine Rose aus einem Blumenglase nahm und sie dem jungen Manne reichte. Was sagen Sie zum Beispiel zu diesem Lohn?"

„Eine Rose? Ei, wie artig Sie sind!"

„Das klingt zu kalt, wärmer, wärmer, jun-

ger Herr, denn die Rose kommt aus schöneren Händen, als den meinen. Sie ist in einem Klostergarten erblüht."

„Allmächtiger Gott, verstehe ich recht? Friederike —"

„Sendet Ihnen diese Rose und vielleicht auch ein paar Küsse dazu, wenn die Rosenblätter plaudern könnten."

„Wäre es denn möglich? Nein, nein, Sie täuschen mich, Frau Susanne."

„Warum sollte es denn nicht möglich sein? Ich muß schon Alles auskramen, was ich weiß, damit Sie nicht länger zweifeln, ungläubiger Thomas. Es war am Montag Abends, als ein junges Mädchen zu mir kam und mir ganz geheimnißvoll einen Gruß von Fräulein Friederike Hartel aus dem Kloster der Elisabethinerinnen brachte."

„Also ist sie dennoch in Wien."

„Freilich! Man hat uns mit der Abreise getäuscht, wahrscheinlich um Ihnen alle Nachforschungen zu verleiden. Nun erzählte mir das Mädchen, daß ihre Schwester Klara auch Novize in demselben Kloster sei und mit Friederike innige Freundschaft geschlossen habe. Sie hätten sich gegenseitig ihre Leiden geklagt, wie sie sich so unaussprechlich unglücklich fühlten und lieber tausend-

mal sterben wollten, als noch länger im Kloster bleiben."

„Was hält sie zurück? Selbst wenn sie schon eingekleidet wären und noch kein Gelübde abgelegt haben, können sie jeden Augenblick das Kloster verlassen."

„Ja, wenn es keine blödsinnigen Eltern gäbe! Man will die Mädchen zwingen das Gelübde abzulegen und würde sie in keinem Falle freiwillig entlassen. Darum sind sie entschlossen, zu entfliehen!"

„Zu entfliehen?"

„Und das morgen Nacht schon. Sie haben die Schwester Pförtnerin gewonnen, die ihnen die Pforte öffnen wird und in der Nähe wird sie Klara's Liebhaber mit einem geschlossenen Wagen erwarten."

„Und wohin wollen sie?

„Für's Erste über die Grenze, bis ihre pe sönliche Freiheit gesichert ist. Nach dieser vertraulichen Mittheilung frug mich das Mädchen, wo Sie zu finden wären und ob ich noch im freundschaftlichen Verkehr mit Ihnen stünde?"

„Und Sie antworteten?"

„Was hätte ich denn anders antworten können, als daß Sie noch immer mein lieber guter Robert sind, wie früher. Nun bat sie mich, Ihnen

diese Rose zu überreichen. Sie käme von Friederiken, die Sie sehnsuchtsvoll noch einmal zu sehen und zu sprechen wünscht, bevor sie scheidet."

„O, dann weiß sie endlich, daß ich unschuldig und von bösen Menschen verleumdet worden bin! Wann und wo kann ich sie wiedersehen?"

„Finden Sie sich morgen Samstag in der Mitternachtsstunde an der Taborlinie ein. Dort wird Sie Klara's Liebhaber mit dem Wagen und den beiden Flüchtlingen erwarten. Das Mädchen meinte, es könnte nicht schaden, wenn Sie sie bis an die Grenze begleiteten."

„O bis an die Grenze der Erde!" rief Robert mit leidenschaftlicher Wärme. „Ich werde meine Friederike nicht mehr verlassen und Sie auch nicht mehr meine theure Freundin. — Sie dürfen mir nicht mehr mit Noth und Sorgen kämpfen, denn es ist nicht mehr der arme Robert, der vor Ihnen steht. Ein Engel in Menschengestalt hat dafür gesorgt, daß er jetzt mehr als ein Stückchen Brod mit Ihnen theilen kann. Sie werden künftig unter einem Dache mit mir leben und mir eine zweite Mutter und meiner Mutter liebe Schwester sein."

Er drückte seiner alten Freundin eine Börse in die Hand und eilte davon, so glücklich, als ob

es gar kein Unglück mehr für ihn gebe auf der Welt.

Vielleicht hätte er die Rose nicht so feurig an Herz und Lippen gepreßt, wenn er gewußt hätte, in welchem Klostergarten sie gewachsen und durch welchen Schelm sie ihm gesendet worden war.

Wir werden es jedoch sogleich erfahren, denn Kraft unserer Allgegenwart schwingen wir uns zu den beiden Damen in den eleganten Phaeton, der da an uns vorüberfliegt, um hören zu können, was sie einander in die Ohren flüstern.

„Sehen Sie nur, wie renig er Ihre Rose küßt, gnädiges Fräulein!“ flüstert die Eine.

„Meine Rose? Ach, wenn er wüßte, daß sie von mir kommt, würden ihre Blüthen bald in alle Winde flattern,“ erwiedert beklommen die Andere. „Uebrigens scheinst Du die Rolle des Postillon d'Amour aus der Klosterzelle ziemlich geschickt gespielt zu haben.“

„Ist es aber nicht grausam, den hübschen jungen Mann in solch' eine Falle zu locken? Es ist kein Spaß, den Jesuiten in die Hände zu fallen.“

„Eben darum hoffe ich, daß er aus ihren Händen in meine Arme fallen wird.“

„Sie werden ihm alſo ſeine Freiheit wieder=
geben?“

„Allerdings! Aber trotz meiner dringenden Anfragen will man mir nicht ſagen, wohin man ihn zu führen gedenkt. Ich fürchte ein falſches Spiel. Um das zu vereiteln, wollen auch wir morgen Nacht eine kleine Spazierfahrt machen und dem Wagen an der Taborlinie von Ferne folgen, bis er ſein Ziel erreicht, und ich ſeinen Kerker zu finden weiß, wenn ich meinem lieben Gefangenen die Freiheit bringen will.“

Obgleich die beiden Damen ihre Schleier nicht lüfteten, wiſſen wir dennoch, daß es die Maitreſſe des Miniſters und ihre verſchmitzte Kammerjungfer Roſa waren, deren kurze Unterredung wir ſoeben belauſcht haben.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

Der Banknotenfälscher.

Gegen Abend des nächsten Tages war Robert reisefertig, denn er war fest entschlossen, Friederike nicht mehr zu verlassen, bis ihr Vormund ihr die gefahrlose Rückkehr und persönliche Freiheit gesichert hätte.

Natürlich hatte er seiner Mutter nichts verschwiegen von den Ereignissen des gestrigen Tages.

Die alte Frau freute sich herzlich, daß er so unverhofft dem Ziele seines sehnlichsten Wunsches näher gerückt war und dennoch zitterte sie für ihn.

„Sei vorsichtig, mein Sohn!“ warnte sie, „hüte Dich wegen Klosterfrevel!“

„Ich stürme kein Kloster,“ antwortete Robert lächelnd, „entführe auch keine Nonne, sondern geleite nur zwei Novizen, die kein Gelübde bindet und die Gott gefälliger zu sein glauben, wenn sie

sich seiner schönen Natur freuen, als hinter dunklen Klostermauern verkümmern."

„Und sie haben wohl recht, denke ich mir. Wer abgeschlossen hat mit dem Leben, alle Hoffnungen aufgegeben, keine Seele sein mehr nennt auf dem großen Erdenrund und von der Verzweiflung zum Selbmord getrieben wird, der möge umkehren vom Ufer des Stromes, und an eine Klosterpforte klopfen, um Ruhe zu suchen und Buße zu thun. Der hoffnungsvollen Jugend aber gehört die Welt und ihren Freuden entsagen, heißt die Gabe Gottes verschmähen und undankbar sein gegen die gütige Schöpfung."

Der junge Mann brach die Unterredung schnell ab, griff nach der Reisetasche und schloß die alte Frau liebevoll in seine Arme.

„Lebe wohl, meine gute Mutter!" rief er. „Auf baldiges Wiedersehen, und wenn es des Himmels Wille ist, führt Dir Dein Sohn auch eine Tochter in's Haus."

„O kommt, kommt, mein Herz hat Liebe genug für Dich und sie," schluchzte die alte Frau. „Gott segne Euch, meine Kinder, Gott segne Euch!"

Robert entfernte sich rasch.

Seine Mutter warf sich in einen Stuhl und weinte bitterlich.

Eine geheime Stimme mochte ihr sagen, daß

sie den Kelch der Leiden noch nicht ausgeleert hatte.

So saß sie eine Stunde vor sich hinstarrend und wollte sich eben erheben, um in ihr Schlafzimmer zu gehen, als an ihre Thüre gepocht wurde.

„Wohnt hier die Försterswitwe Anna Brunner?“ frug eine Stimme von Außen.

„Die wohnt hier allerdings,“ antwortete die Witwe befremdet, „aber was wünscht man noch so spät von mir?“

„Herr Robert Fox hat mich gesendet.“

„Gewiß hat er etwas vergessen,“ sagte die alte Frau, indem sie die Thüre öffnete.

„Nichts vergessen, im Gegentheil, etwas zu viel mitgenommen hat er in der Eile,“ entgegnete der eintretende Dienstmann, an dessen Pavians-gesicht wir abermals den „schönen Toni“ erkennen, „und noch dazu eine ganz artige Anzahl Austria-köpfe, wie Sie sehen, die einen armen Teufel wohl in Versuchung führen könnten,“ fügte er seufzend hinzu, indem er ein kleines und ein größer... Packet auf den Tisch legte.

„Das sind ja Banknoten!“

„Der junge Herr hat sich wahrscheinlich gedacht, er könnte zu fidel werden, wenn er zu viel Geld in der Tasche hat.

„Und was enthält denn das größere Paket?“

„Farben, Zeichnungen, Stampiglien, eine kleine Handpresse und anderes Zeug, das in die Druckerei gehört. Der Redakteur des „Blitz“ wird es morgen früh abholen lassen. Ihr Herr Sohn hat nicht daran gedacht, daß er das heute zu besorgen versprochen und noch heute Nacht den Krämer aus seinem Bette trommeln müssen.“

„Herr Dr. Donner wird ihm schon verzeihen, wenn er heute ein wenig zerstreut war. Habt Ihr schon Euren Botenlohn empfangen, mein Freund!“

„Den hat der junge Herr in der Zerstreuung natürlich auch vergessen.“

„Nun, nun, vergessen ist ja nicht immer verloren. Was habt Ihr denn zu fordern?“

„Hm, es ist eine rabenschwarze Nacht und ein tüchtiges Stück Weges von der Taborlinie bis daher,“ erwiderte der Dienstmann seufzend, indem er lüstern auf das Banknotenpäckchen blickte, es wäre nicht mehr als recht und billig, wenn Sie ein Bischen splendid wären, Frau Försterin. Ach, mit einem einzigen dieser Bilderchen wäre einem armen Mann geholfen, der ein krankes Weib und ein halbes Dutzend Würmer zu ernähren hat.“

„O, dann darf man nach der Taxe nicht fragen,“ sagte Frau Brunner theilnehmend, indem

sie zwei Banknoten aus dem Verbande löste und sie dem Dienstmanne reichte. Nehmt, armer Mann, es gibt Euch eine Frau, die auch erfahren hat, was Noth und Elend ist."

„Dank, tausend Dank!" rief entzückt der Dienstmann, indem er der Witwe die Hand küßte. Gott wird's vergelten, denn Wohlthun trägt Zinsen, sagt die Schrift."

Die Creatur des Ministers entfernte sich, und die alte Frau sollte gar bald erfahren, daß man auch der Schrift nicht Alles auf's Wort glauben darf. —

Wohlthun trägt zuweilen gar sonderbare Zinsen.

Lassen wir die Mutter indeß schlummern und folgen wir dem Sohne.

Der „schöne Toni" hatte Recht. Es war eine rabenschwarze Nacht, so rabenschwarz, wie sie sich die Diebe und die Verliebten kaum schwärzer wünschen können.

Und so schwarz wie die Nacht war auch der Wagen mit seinem Gespann und seinen Passagieren, der Robert dicht vor der Taborlinie in der Mitternachtsstunde erwartete.

„Ihr Name?" frug der Kutscher mit gedämpfter Stimme, als sich Jener ihm näherte.

„Robert Fox," lautete die Antwort.

„Flink in den Wagen. Dort können Sie ein anderes Frage- und Antwortspiel einleiten, wenn wir rückenfrei sind.“

Rasch schwang sich Robert auf den leeren Sitz im Wagen, zwei züchtig verhüllte Nonnen saßen ihm gegenüber.

„Friederike, meine theure innigst geliebte Friederike,“ lispelte er tief bewegten Herzens.

„Pst!“ warnten die Nonnen und der Wagen setzte sich in Bewegung.

Aber er rollte nicht allein die Fahrstraße hinab.

Etwa tausend Schritte entfernt rollte ihm ein anderer nach, ebenfalls geschlossen, wenn auch zierlicher und leichter gebaut als sein schwarzer, schwerfälliger Vorläufer.

In diesem herrschte Ruhe wie im Grabe, in jenem Geschnatter wie in einem weiblichen Erziehungsinstitut.

Warum nur das ängstliche Mädchen gar so stumm und bewegungslos blieb und nicht das leiseste Lebenszeichen von sich geben wollte?

Wenn sie sich auch noch nicht zum Plaudern herbeilassen wollte, so eine gewisse Begegnung der Füße oder einen sanften verstohlenen Händedruck hätte sie dennoch wagen können!

Selbst Romeo und Julie hätten in dieser

Finsterniß noch viel mehr gewagt. Zudem hatte der Wagen längst die Hauptstraße verlassen und einen Seitenweg eingeschlagen, wo man nicht nur von der ganzen Menschheit, sondern sogar von der ganzen Thierwelt abgeschlossen war.

„Sie scheint noch immer zu schmollen," dachte Robert, „aber nur Geduld sie wird es nicht lange mehr, und die Versöhnung wird dann um so süßer sein."

„Friederike," bat er nach längerer Pause wieder, „nur ein Wort, ein einziges Wörtchen, mein theures geliebtes Rieckchen!"

„Das süße Betteln schien endlich zu helfen. Beide Nonnen neigten sich langsam zu ihm hinüber, als ob sie ihm etwas ins Ohr flüstern wollten.

Aber in demselben Moment fühlte er sich kräftig ergriffen, wie in Schraubstöcke geknebelt und an Händen und Füßen gebunden.

Dann schlang man ihm ein Tuch um die Augen und warf ihn wie einen Wollsack auf seinen Sitz zurück.

Es waren weder weiche Katzenpfötchen, noch zarte Damenhändchen, sondern respektable Cerberusklauen, die so überraschend schnell und wacker mit dem jungen Manne fertig wurden.

Es waren folglich nicht verliebte Kloster-

frauen, die er entführte, sondern Kerle, wie die russischen Bären, die ihn entführten.

Nach diesem kurzen Passionsspiel hüllten sie sich wieder züchtig in ihr etwas derangirtes Nonnen-Habit und ließen sich wieder in schwesterlicher Vertraulichkeit auf ihre Polster nieder.

Jetzt hätte man allerdings Bären von Klosterfrauen unterscheiden können, denn der Mond durchbrach plötzlich in seiner ganzen blaßglänzenden Herrlichkeit das dunkle Gewölk, aber der himmlische Laternanzünder kam erst mit seiner Leuchte, als unser armer Robert geblendet war.

Wir jedoch sehen ganz klar und deutlich, daß die Gegend nicht eben paradiesisch ist, in der wir uns befinden.

Die Vegetation scheint der vorübergesprungen zu sein und nichts zurückgelassen zu haben, als dürres Strauchwerk, Moräste und mechancholisch quakende Frösche.

Doch halt, da links sehen wir auch ein Dutzend Hütten, das man mit gutem Willen ein Dorf nennen könnte, wenn es nicht einer Kolonie gar so ähnlich sähe, die irgend ein Kärrner für seine Hunde angelegt.

Aber eine schöne staatliche Kirche erinnert uns dennoch an Menschen. Sonderbar! Mitten

unter diesen Hundehütten eine so staatliche Kirche!

Etwa tausend Schritte rechts der Ortschaft, erhebt sich das Herrenhaus, das sich dicht an einen kahlen Felsblock lehnt.

Diesem massiven Gebäude lenkt der Wagen zu und als ob er dort erwartet würde, öffnet sich vor ihnen rasch das Hausthor, das sich in derselben Eile hinter ihn wieder schließt.

Gleichzeitig machte der Wagen der Stiftsdame, die den Andern nicht einen Augenblick aus dem Gesichte verloren hatte, nächst dem Dorfe Halt.

„Kennst Du dieses Nest, Jakob?" frug sie ihren Kutscher.

„Ei ja doch! Es heißt Sebaldi, wie eine Herrschaft, ein alter filziger Italiener, der dort in jenem großen Hause wohnt. So geizig der Kerl auch ist, hat er dennoch die schöne Kirche gebaut. Auch ein sehr splendider Herr Gevatter ist er, wenn sich ein Jude taufen läßt, oder Protestanten katholisch werden. Es gibt Juden, die dem reichen Pathengeschenk zu Liebe sich fünf, sechsmal taufen lassen haben."

„Und sind dennoch Juden geblieben."

„Aber einem Bettler gibt der Frömmler keinen Kreuzer und seinen armen Bauern nicht ein

Stück Brot, wenn er sie auch damit vom Hungertodte retten könnte."

„Vielleicht bekehrt der unsern Robert, was meinst Du Rosa?" frug die Stiftsdame lachend. „Ah, mir scheint gar, sie ist eingeschlafen? Man merkt's, daß sie nicht verliebt ist. Doch denken wir an die Heimkehr. Du kannst jetzt schon freier Deine Zügel schießen lassen, Jakob."

Noch in derselben Nacht, kurz vor der Morgendämmerung, wurde die Witwe Brunner geräuschvoll aus dem Schlafe geschreckt.

Man pochte an ihre Thüre und forderte Einlaß im Namen des Gesetzes.

An allen Gliedern zitternd, sprang die alte Frau aus dem Bette, warf sich schnell in ihr Hauskleid, zündete ein Licht an und öffnete die Thüre.

Ein Kommissär und zwei andere Beamte der Sicherheitsbehörde traten in das Zimmer.

„Frau Anna Brunner, Försterswitwe?" frug der Kommissär.

„Anna Brunner, stammelte die alte Frau."

„Wir bedauern, Sie aus Ihrer nächtlichen Ruhe stören zu müssen; aber wenn die Pflicht gebietet, heißt es gehorchen. Der Schriftsteller Herr Robert Fox ist ja wohl Ihr Sohn, Frau Brunner?"

„Mein Sohn, ganz recht. Aber er ist nicht

zu Hause, mein Herr. Gestern Abends hat er eine Reise angetreten."

„Eine Reise? So, so! Und wohin, wenn man fragen darf?"

„Ich weiß es nicht."

„Kurz vor seiner Abreise hat er Ihnen noch durch einen Dienstmann Geld zugesendet."

„Ja, mein Herr. Ein Päckchen Banknoten, hier ist es."

Die drei Beamten prüfen sehr aufmerksam die Banknoten, die ihnen die alte Frau mit heftig zitternden Händen überreicht.

„Zwei dieser Banknoten haben Sie dem Dienstmanne geschenkt, der sie Ihnen überbrachte?" frug der Kommissär weiter.

„Zehn Gulden, mein Herr, weil er ein armer Familienvater ist."

„Eine billige Wohlthat," bemerkte der Kommissär, ironisch lächelnd, „denn die Banknoten waren falsch, wie es Alle sind, die ich hier in Händen habe. Sie werden es daher gerechtfertigt finden, wenn wir zur Hausdurchsuchung schreiten."

Die Witwe stand wie zu Stein erstarrt da, während die Beamten die Laden und Fächer aller Schränke und Tische öffneten und durchsuchten.

Endlich fand der Kommissär auch das zweite Packet, das der Dienstmann der Witwe Brunner,

angeblich von ihrem Sohne, überbracht hatte und öffnete es.

Er fand eine kleine Banknotenpresse, Zeichnungen, chemische Präparate, halb vollendete Falsifikate u. s. w.

„Wenn ich auch noch nicht wüßte, wozu diese kleine Handpresse dient," bemerkte der Kommissär, „würden mir diese Zeichnungen und Ihre Bestürzung hinreichende Auskunft geben, meine gute Frau. — Hüllen Sie sich in ein Tuch oder einen Mantel und folgen Sie uns."

„O mein Sohn, mein Sohn!" lallte die Witwe, indem sie, wie Espenlaub zitternd, ein Tuch um ihre Schultern warf, „mein armer Sohn!"

„Es wäre kindlich von Ihrem Sohne gewesen, wenn er sich nicht allein durch seine Flucht dem Strafgericht entzogen, sondern auch an seine Mutter gedacht hätte."

„Strafgericht? Ja, ja, es gibt ein Strafgericht Gottes für Schuldige, nicht für Unschuldige mein Herr!" hauchte die arme alte Frau, indem sie dem Kommissär folgte, während dessen Begleiter die Thüre der Wohnung schloßen und unter ämtliches Siegel legten.

Nachdem man die Försterswitwe Brunner der Polizei eingeliefert hatte, ließ man die Tele-

graphen spielen und den entflohenen Banknotenfälscher Robert Fox steckbrieflich verfolgen, — aber natürlich fand man ihn nicht.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die Ueberläufer.

Ein kurzer Prozeß war der gegen die Försterswitwe Anna Brunner.

Es war nicht nur erwiesen, daß sie falsche Banknoten verausgabt, sondern man hatte auch eine Banknotenpresse, Falsifikate und Fragmente von Falsifikaten in ihrer Wohnung gefunden.

Sie behauptete, nicht ihr Sohn hätte sich durch die Flucht der Behörde entzogen, sondern seine Geliebte Friederike Hartel wäre mit einer andern Novize dem Kloster der Elisabethinerinnen entflohen und er habe ihnen nur das Geleit gegeben, um sie gegen Willkühr und Gewalt zu schützen.

Das erwies sich jedoch als unwahr, denn die Berichte lauteten: Aus dem genannten Kloster wäre keine Novize entflohen und Friederike Hartel befände sich in einem Kloster außerhalb der Residenz und denke gar nicht daran, eine Ausreißerin zu machen.

Die Försterswitwe Anna Brunner wurde mitschuldig der Banknotenfälschung erkannt und eines Morgens, in aller Stille, in die Strafanstalt nach Neudorf abgeführt.

Graf Sportheim triumphirte.

Die Zeugen seiner Schmach waren beseitigt und die Anklage nicht mehr zu fürchten.

An demselben Tage nun, den wir in diesem Kapitel durchleben, hatte er seinem jetzt ohnmächtigen Quälgeist einen Besuch zugedacht — es sollte seine Abschieds-Visite sein.

Die Stiftsdame war sichtbar aufgeregt, als sie den Minister empfing.

„Eben recht, Exzellenz!“ rief sie ihm lebhaft entgegen, „da habe ich ja ganz allerliebste Neuigkeiten erfahren!“

„Allerliebste Neuigkeiten? Kann ich davon auch ein wenig profitiren?“

„O, Sie werden Ihren Profit schon anticipirt haben, mein schlauer Herr Premier!“

„Sie schlagen da einen Ton an, der mich be-

stürzt macht, holde Amalie. Es ist Ihnen doch nichts Unangenehmes begegnet?"

„Mir nicht, aber einer Person, die mir sehr werth geworden ist, Exzellenz," erwiederte die Stiftsdame, den Minister scharf fixirend. „Sie erinnern sich doch noch meiner Patientin, der Försterswitwe Anna Brunner, für die ich mich aus besonderen Gründen sehr warm interessire."

„Die besonderen Gründe sind: ein interessanter Sohn."

„Das ist ein Grund und ich spreche von Gründen, zu denen gehört noch etwas mehr, als ein interessanter Sohn, wenn es auch nur ein interessantes Blättchen Papier wäre!"

„Sie werden mir wohl nicht grollen, wenn ich Ihnen wohlmeinend rathe, sich nicht mit fremden, sondern Ihren eigenen Angelegenheiten zu beschäftigen."

„Wie meinen das, Exzellenz?"

„Mein Kassier hat mir mitgetheilt, daß im Laufe dieser Woche mehrere Ihrer Anweisungen auf ziemlich bedeutende Beträge eingelaufen sind, mit dem naiven Postskript, daß ich die Garantie für diese Forderungen übernommen habe."

„Nun? was weiter?"

„Das ist ganz einfach Betrug, meine liebe

Kleine, denn ich weiß von dergleichen Garantien nichts."

„Nicht? Nicht? Und die Anweisungen?"

„Der Kassier hat sie zurückbehalten, aber natürlich nicht respektirt."

„Das heißt nicht gezahlt?"

„Nicht gezahlt, ganz recht, auf meinen Befehl."

„Ah, Exzellenz scheinen heute bei ganz besonderer Laune zu sein."

„In der Laune eines Mannes, der Ihrer müde geworden ist, liebe Kleine. Welke Blumen haben keinen Duft mehr für mich."

„Impertinent!" rief die Stiftsdame, kaum ihren Ohren trauend.

„Ich habe für diese kostspielige Passion meine Kasse geschlossen," fuhr der Minister unbarmherzig fort, „das ist allerdings traurig für Sie, liebe Kleine, aber verzagen Sie nicht und wenden Sie sich nur an den Armenvater Ihres Bezirkes, wenn Sie einer Unterstützung bedürfen."

„Hahahahaha, Sie sind toll mein Herr, rein toll, denn wenn Sie bei gesunden Sinnen wären, würden Sie solchen Scherz nicht wagen."

„Ei, wer sagt Ihnen denn, daß ich scherze?"

„Das liegt ja ganz nahe. Der Scherz ist billig, er kostet nur ein bischen Pöbelwitz, aber der

Ernst würde kostspieliger als alle Ihre Passionen sein."

„Und dennoch ist es vollkommen mein Ernst, mich einer süßen Last zu entledigen, die ich mir in einem Moment der unverzeihlichsten Dummheit aufgebürdet habe."

„Wohlan denn, Ernst gegen Ernst, mein Herr!" zischte die Stiftsdame zwischen den Zähnen. „Ich werde heute noch der Prinzessin Olga von Suvarof meinen Besuch abstatten."

„Zwischen zwölf und zwei Uhr bitte ich, denn früher oder später ist meine durchlauchtige Braut selten zu sprechen."

„Ah, Exzellenz scheinen Ihr edles Haupt jetzt bedeutend höher zu tragen. Ich begreife jetzt, warum das Gespenst gebannt werden mußte, das sich Anna Brunner nennt. Aber es gibt auch Gespenster von Fleisch und Blut, die ich gegen Sie in die Schranken stellen kann."

„Thun Sie das, meine Liebe. Aber merken Sie sich wohl, der Palast Suvarof ist für Sie ein Durchhaus. Das vordere Thor führt Sie in den Palast und das hintere in ein — Zuchthaus. Adieu, liebe Kleine!"

Ein lustiges Liedchen trillernd, entfernte sich der Minister.

Mit zuckenden, bebenden Lippen und flam-

menden Blicken, wollte sich die Maitresse ihm nachstürzen, und einer wilden Katze gleich, ihm die Augen auskratzen, da öffnete sich geräuschvoll die Seitenthüre und laut lachend trat der Baron von Münich in den Salon.

„Haben Sie gehört, Hektor?" frug die Stiftsdame keuchend.

„Jedes Wort, liebe Freundin."

„Was sagen Sie dazu?"

„Er hat Ihnen in etwas herber Form Ihre Entlassung gegeben."

„Was soll ich thun?"

„Was denn sonst, als sich rächen."

„Er drohte mir mit — mit — dem Zuchthause."

„Weil Sie sich seiner Vollmacht bedienten, Ihre Kasse zu füllen? Lächerlich!"

„Wenn ich nur die Witwe Brunner zu finden wüßte."

„Wir bedürfen Ihrer nicht. Der Brief des Herrn Grafen Sportheim genügt."

„Wenn ich nur das Original noch in Händen hätte."

„Sie haben es in bessere Hände gelegt."

„Glauben Sie, daß man es mir wieder ausliefern wird."

„Das nicht, aber ich bin überzeugt, daß man

es bei erster Gelegenheit benützen wird, den Minister zu stürzen."

„Die Gelegenheit wäre ja da, wenn Sie und Basilius mich heute zur Prinzessin von Suvarof begleiten wollten."

„Mit Vergnügen, liebe Freundin."

„Sie kennen den Inhalt des Briefes und den Schurkenstreich, den der Herr Graf von Sportheim einem Opfer seiner Verführungskünste gespielt."

„Wir werden den Commentar zu dem Briefe liefern, wenn es noch eines Commentars bedarf."

„Sprechen Sie mit Basilius, lieber Hektor."

„Ich bringe Sie Ihnen auf Cavaliersparole! Auf mich können Sie sich verlassen, denn ich stecke ja in Ihren Daumschrauben, kleine Barbarin. Auf Wiedersehen, meine reizende Freundin! Ehe Sie Toilette gemacht haben, stehen Ihnen Ihre Alliirten kampfgerüstet zur Seite."

Der Baron eilte davon und die Stiftsdame klingelte ihrer Rosa, um mit ihr bei der Toilette alle Cavaliere, Banquiers und Börsenmatadore die Revue passiren zu lassen, denn es mußte eine Wahl getroffen werden, es war ja eine Stelle vakant im Boudoir der Maitresse.

Der Treulose, dem sie einen Nachfolger zu geben wünschte, saß indeß neben seiner fürstlichen

Braut auf der Ottomane und war nie geistre freisinniger und für die Rechte des Volkes bege ter als heute, so daß ihn Prinzessin Olga bei liebenswürdig fand.

„Apropos Herr Graf," frug sie im Laufe des Gespräches, „wie sind Sie denn mit Ihrem jungen Concipisten zufrieden?"

„Ich habe deren viele, welchen meinen Sie Durchlaucht?"

„Wen denn sonst, als meinen muthigen Rossebändiger Robert Fox."

„Wie, Durchlaucht wissen noch nicht —"

„Was soll ich denn wissen? Ich habe ihn und seine Mutter noch nicht wiedergesehen, seitdem sie mein Haus verlassen haben. Mein Gott, Sie sehen mich so bestürzt an, ist der junge Mann vielleicht wieder erkrankt in Folge seiner Verwundung?"

„Wohl ihm, wäre er nur krank!"

„Also todt — todt?" — hauchte die Prinzessin.

„Todt für die Gesellschaft," antwortete der Minister düster. „Der Unglückliche ist dem Strafgerichte entflohen, weil er sich eines schweren Verbrechens schuldig gemacht."

„Eines schweren Verbrechens?"

„Der Banknotenfälschung."

„Robert Fox? Unmöglich, Exzellenz, unmöglich!“

„Leider wahr, Durchlaucht. Der junge Mann hat seine schönen Talente traurig verwerthet.“

„Und seine Mutter, seine gute Mutter?“

„Ist der Mitschuld an dem Verbrechen des Sohnes überwiesen und geständig.“

„O mein allmächtiger Gott, wie alt werde ich werden müssen, um endlich Menschen kennen zu lernen.“

„Eine unglückliche Leidenschaft hat den jungen Mann auf die Bahn des Verbrechens geworfen.“

„Wieder die Liebe also —“

„Zu einer listigen, prunksüchtigen, aber allerdings reizenden Dame. Vielleicht ist Euer Durchlaucht der Name Amalie von Horvath nicht ganz unbekannt?“

„Amalie von Horvath?“ frug die Prinzessin mit einem Seitenblick auf Se. Exzellenz. „So heißt ja, wenn ich nicht irre, die schöne Stiftsdame, welche sich der besonderen Protektion des Herrn Premierministers erfreut?“

„Erfreute, Durchlaucht, denn die Freude liegt hinter ihr,“ antwortete dieser. „Ich kann es leider nicht leugnen, ich habe mich der jungen Dame warm angenommen und ihres verstorbenen Vaters wegen, der mein Jugendfreund war, viel für sie

nichtswürdigen Zeilen zuzumuthen. Der Mann, der diese Abfertigung geschrieben, verdiente am Pranger zu stehen, statt dem Rathe der Krone zu präsidiren."

„Und das soll meine Handschrift sein?" bemerkte lächelnd der Minister, nachdem er den Brief durchlaufen, „Arme Kleine! Ich wußte wohl, daß Sie beschränkten Geistes sind, aber eine so plumpe Intrigue hötte ich Ihnen dennoch nicht zugetraut."

„Exzellenz haben allerdings das Recht, diese Handschrift nicht als die Ihrige anzuerkennen, aber es ist eine korrekte Abschrift des Originals, wofür ich Zeugen stellen kann, — genügen Ihnen die auch noch nicht, so werden Sie ganz sicherlich das Original selbst als corpus delicti gelten lassen müssen."

Ohne um Erlaubniß zu bitten, öffnete die Stiftsdame die Thüre und der Baron von Münich und Basilius traten in den Salon.

„Gütig wie Sie sind, durchlauchtige Prinzessin," nahm sie wieder das Wort, „werden Sie mir nicht grollen, wenn ich Ihnen meine Zeugen vorstelle. Der Herr Baron Hektor von Münich und der gute Herr Basilius, Vorstand eines frommen Vereines und mehreren andern anständigen Verbrüderungen."

„Auch päpstlicher Ober-Peterpfennigsammler," ergänzte der Letzte mit süßem Wohlgefallen und einer tiefen Verbeugung.

„Ehrenhafte Zeugen, deren ich nicht entbehren kann, obgleich ich mit meiner schweren Anklage heute nur vor dem hohen Gerichtshof eines milden Frauenherzens trete."

„Allerdings ehrenhafte Zeugen," bestätigte der Minister, „aber sie gehören der Partei der erbittertsten Gegner aller Fortschrittsmänner an, folglich stehen mir Feinde gegenüber, Durchlaucht."

„Der allmächtige Herr Fortschrittsminister," bemerkte die Stiftsdame ironisch lächelnd, „steht so erhaben über seinen Feinden, daß er unmöglich an den Versuch denken kann, ihre Zeugenschaft abzuschwächen, oder wohl gar zu verdächtigen."

„Im Gegentheil, schöne Schlange. Ich fordere die Herren selbst auf, weder hier noch nöthigenfalls in den Schranken des Landesgerichtes, von der strengsten Wahrheit abzuweichen."

„Machen Sie dieser peinlichen Scene ein Ende, Mademoiselle," ermahnte die Prinzessin ungeduldig.

„Wohlan denn," sagte die Stiftsdame zu den Zeugen gewendet, „der Herr Minister fordert die strengste Wahrheit, wir dürfen sie ihm nicht vorenthalten, meine Herren. Er hat die Abschrift

des Ihnen bekannten Briefes, wie wir vorausgesehen haben, zurückgewiesen und erinnert sich nicht, jemals etwas ähnliches an ein junges Mädchen geschrieben zu haben. Wir müssen dem Gedächtnisse Sr. Exzellenz zu Hilfe zu kommen suchen. Haben Sie doch die Güte, Ihrer Durchlaucht, der Prinzessin von Suvarof, das Original zu unterbreiten."

„Was wünschen Sie, mein Fräulein?" frug Basilius befremdet.

„Den Brief, den ich Ihnen am Letzten vorigen Monats gegeben."

„Am Letzten vorigen Monats?" wiederholte Basilius mit großen Augen und sanfter Stimme, „Sie irren, mein gutes Fräulein. Ich habe weder im vorigen, noch in diesem, noch irgend einem andern Monate Briefe von Ihnen empfangen. Ueberhaupt korrespondiren wir mit keinen jungen schönen Damen," fügte er gutmüthig lächelnd hinzu.

„Den Brief meine ich, den der Herr Graf Arthur von Sportheim in seiner Jugend an ein junges Mädchen, Namens Anna Fox, geschrieben und den ich in Ihre Hände gab."

„In meine Hände? Sonderbar! Das scheint ein Mißverständniß zu sein. Wenn etwas Wahres an der Geschichte ist, muß der Brief in andere

Hände gefallen, oder vielleicht gar verloren gegangen sein."

„Mir hat es ja geahnt," rief die Stiftsdame erregt, „daß auch ich vor einem falschen Spiel nicht gesichert bin, aber zum Glück habe ich auch dafür gesorgt, die markirte Karte bloßlegen zu können."

„Und Sie schweigen dazu, Hektor? Sie, der Sie mein ganzes Vertrauen besitzen und gegenwärtig waren, als ich diesem alten Heuchler den schmachvollen Brief übergab?"

„Ich war gegenwärtig? Wo war ich gegenwärtig?" frug ebenfalls mit naivem Befremden der Herr Baron.

„Wo? In meinem Boudoir, als ich den Brief unter Couvert legte."

„Merkwürdig!"

„Sie haben doch das Original gesehen, gelesen und oft genug besprochen mit mir."

„Ich? Auf Cavaliersparole, ich verstehe Sie nicht!"

„Was hat denn das zu bedeuten?" stammelte die Stiftsdame, jetzt in der That bestürzt.

„Es bedeutet, daß Sie selbst mit zarten Fingerchen die Karten zu einem falschen Spiel gemischt und damit verunglückt sind."

„Das sagen Sie mir, Sie?" rief die Stiftsdame plötzlich auf das Heftigste erregt und erbittert. „Zittern Sie vor mir, Verräther!"

„Zittern Sie vor Sr. Exzellenz, dem Herrn Premierminister, dem Sie alle seine Wohlthaten mit dem schmählichsten Undank lohnen!“

„Das ist zu viel! Betrüger, Wechselfälscher, ich überliefere Sie noch heute dem Criminalgerichte!“

„Sind Sie toll?“

„Was sprechen Sie da von Wechselfälschung?“ frug der Minister. „Wagen Sie noch eine neue Verläumdung?“

„Keine Verleumdung, Exzellenz. Der Herr Baron Hektor von Münich hat ein Accept auf zwanzigtausend Gulden mit Ihrer Namensunterschrift gefälscht!“ rief die von allen ihren Creaturen Verlassene schäumend vor Wuth.

„Ah, wirklich?“

„Der Bankier Liliensteiner war das Opfer dieses Betruges, obgleich er keine Ansprüche machte und mir den gefälschten Wechsel als kleines Zeichen seiner Dankbarkeit für hohe Protektion zur Uebergabe an den Premierminister anvertraut hat.“

„Ihnen anvertraut? Sie haben es aber für gut befunden, den Wechsel zu unterschlagen, anstatt ihn mir zuzusenden, Fräulein von Horvath?“ frug der Minister strenge.

„Allerdings befand ich das für gut, oder

vielmehr für klug, um wenigstens diesen Judas von Baron vernichten zu können."

„Das wird Ihnen ebenfalls nicht gelingen, denn die Unterschrift ist nicht gefälscht, sondern echt, mein Fräulein."

„Echt — echt? Sie erkennen die Unterschrift — als Ihre eigene an?"

„Soll ich sie etwa verleugnen? Es war ein Gefälligkeitsaccept, mit welchem ich diesem lockeren Herrn Baron aus einer augenblicklichen Verlegenheit half. Auch nehme ich für meine Protektionen keine Geschenke an und das Darlehen wäre längst gezahlt, wenn mir der Wechsel präsentirt worden wäre. Entfernen Sie sich, Mademoiselle, und erinnern Sie sich meiner Warnung: Der Palast Suvarof ist ein Durchhaus für Sie."

Wie eine Träumende blickte die Stiftsdame sinnverwirrt um sich her, zu wiederholten Malen fuhr sie sich mit der Hand über die feuchte Stirne, dann wankte sie todtenbleich und mit verzerrten Zügen zur Thüre hinaus.

„Ich danke Ihnen, meine Herren!" sagte der Minister artig, „Sie haben sich wenigstens heute als ehrliche Gegner bewiesen; wollte Gott, Sie stünden mir auch im Parteikampfe eben so wahr und ehrlich gegenüber."

Die ehrlichen Kämpfer verneigten sich in

tiefster Ehrfurcht vor dem Minister und der Prinzessin und folgten der aufgegebenen Maitresse, die jetzt allein, ohne Begleitung ihrer treulosen Zeugen nach Hause fuhr, und sich in ohnmächtiger Wuth wie eine Schlange, der man die Zähne gebrochen, in ihrem Wagen krümmte.

„Durchlaucht zürnen mir doch nicht, der unsauberen Scene wegen, die sich vor Ihren Augen abspielte?“ frug der Minister.

Die Prinzessin von Suvarof zürnte nicht, aber der Held dieser unsauberen Scene schien ihr auch nicht ganz sauber zu sein, weil seine Unschuld ein Heuchler und ein liederlicher Baron vertreten hatten.

Auch die Scene schien ihr noch nicht abgeschlossen zu sein — vielleicht konnte die Försterswitwe Anna Brunner sie zur Katastrophe führen.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Die Teufelsküche.

Bleich, keuchend und wie von einem bösen Geiste besessen, erschien die Stiftsdame wieder in ihrer Wohnung.

Jeder Blick war ein Dolch, mit dem sie um sich stach, und jedes Wort Gift, das sie sprudelte. So hatte sie ihre Rosa nie gesehen.

„Mein Gott, was ist Ihnen begegnet?“ frug sie endlich, als ihre Gebieterin zwischen Stechen nnd Sprudeln eine Pause machte und sich erschöpft auf den Divan warf.

„Ich habe vernichten wollen und bin selbst vernichtet!“ zischte diese.

„Vernichtet?“

„Die Schurken haben mich verrathen!“

„Der Baron?“

„Auch die alte Blindschleiche Basilius. Sie haben vor der Prinzessin umgesattelt und statt für mich für den Grafen das Wort geführt.“

„Nicht möglich!“

„Es ist sonnenklar, ich habe mich von seinen eigenen Spionen bedienen lassen.“

„Ach mein armes Fräulein!“

„Jetzt wird der Minister Revange nehmen, für meine Pressionen. Denke Dir, er hat mir sogar mit dem Zuchthause gedroht!“

„O heilige Madonna!“

„Und der Baron —“

„Der wagt es auch, Ihnen zu trotzen?“

„Der war gerade der Impertinenteste!“

„Trotz des falschen Wechsels?“

„Es ist kein falscher Wechsel mehr. Der Minister hat die Unterschrift als seine eigene anerkannt. Jetzt wird der Spitzbube von Baron nichts Eiligeres zu thun haben, als meinen quittirten ersten Sündenfall in die Zeitung drucken zu lassen.“

„In die Zeitung?“ schrie die Zofe entsetzt, „das ist noch schrecklicher als ins Zuchthaus!“

„Welch' ein pikanter Beitrag zur Chronique scandaleuse! Alle Welt wird sich lustig über mich machen und mit Fingern auf mich weisen, d. h., wenn man mich nicht in ein Loch steckt, wo ich Flachs spinnen, oder Wolle haspeln muß.“

„Sie Wolle haspeln! Man könnte Blut

weinen, wenn man daran denkt. — Aber Sie sind ja ganz unschuldig.“

„Unschuldig wie ein neugebornes Kind. Ich habe nichts gethan, als in des Ministers Namen Geld behoben, so oft ich Eins gebraucht habe, — aber wo gibt es eine Unschuld mit der ein Minister nicht fertig wird, wenn er will.‘

„Wird er denn wollen?“

„O, er sah ganz so aus, als ob er wollte. Ich bitte Dich, denke nach, liebe Rosa, was ist zu thun? Gibt's denn kein Mittel mehr, Seine Exzellenz, den Herrn Premierminister doch noch ein wenig einzuschüchtern?“

„Doch vielleicht! Ja, ja, so wird es geh'n!“

„Sprich, sprich, ich bitte Dich!“

„Befreien Sie Herrn Robert Fox!“

„Wie kann ich das?“

„Sie haben noch ein Paar von den gewissen Blättchen mit der Unterschrift des Herrn Ministerpräsidenten.“

„Wahrhaftig, Du hast Recht! Solch' ein Blättchen könnten wir in der Geschwindigkeit noch benützen. Aber ich fürchte, er wird mich dennoch nicht lieben, wenn er mir auch seine Freiheit verdankt.“

„Die Liebe ist jetzt Nebensache, die Hauptsache ist, daß Sie Se. Exzellenz so schnell als möglich einschüchtern lassen und dazu ist Herr Ro-

bert der rechte Mann. Er muß noch im Kerker erfahren, von welcher Seite ihm der neue Gewaltstreich gespielt wurde und der erste Gebrauch, den er von seiner Freiheit machen wird, ist, seine Mutter aufzusuchen und findet er sie, dann sind Sie Drei eine feindliche Großmacht, vor welcher der Herr Premier erzittern und erbeben wird."

„O, wie glücklich wäre ich, wenn Du recht hättest und ich mich an diesem Unhold rächen könnte! Aber vergessen wir nicht, daß man Robert als flüchtigen Verbrecher scheinbar verfolgen läßt. Er würde nur einen Kerker gegen den Andern vertauschen, wenn wir ihn befreien."

„Glauben Sie denn, daß der junge Mann in der That ein Banknotenfälscher ist?"

„Lächerlich!"

„Nun dann wird es ihm auch gelingen, sich zu rechtfertigen."

„Hast Du nichts Näheres über den Prozeß der Witwe Brunner in Erfahrung bringen können!"

„Nichts! Alles was ich weiß, ist, daß die alte Frau bei ihrem ersten Verhör ausgesagt haben soll: ein häßlicher Dienstmann habe ihr die falschen Banknoten und die Handpresse, angeblich von ihrem Sohne, überbracht. Natürlich findet man den häßlichen Dienstmann nicht, oder will ihn vielleicht nicht finden."

„Ein häßlicher Dienstmann?“ wiederholte die Stiftsdame, durchschauert von einer abscheulichen Erinnerung. „Hast Du den Dienstmann schon näher in's Auge gefaßt, der gewöhnlich dort vis-à-vis unter dem Hausthore lungert?“

„Den sogenannten „schönen Toni? Wie sollte ich denn nicht? Starrt er doch ganze Tage auf unser Fenster hinauf. Auch haben Sie mir ja selbst erzählt, daß Sie so unglücklich waren, anstatt mit Herrn Robert, mit dieser Vogelscheuche—“

„Wenn er es wäre!“

„Wir wollen ihn auf den Zahn fühlen.“

„Ich nicht! Mir ist es unmöglich mit diesem Menschen zu sprechen.“

„Das glaube ich, mein armes Fräulein,“ bemerkte Rosa bedauernd, indem sie das Lachen verbiß. „Ueberlassen Sie die Vogelscheuche nur mir allein. Den Männern ein Geheimniß zu entlocken, versteht Niemand besser als ich.“

„Suche zu erforschen, ob er der betreffende Commissionär ist und dann in wessen Auftrag er die falschen Banknoten in die Wohnung der Witwe Brunner geschwärzt. Merkst Du, daß wir auf der rechten Fährte sind, dann suche den Menschen für uns zu erkaufen, was Dir nicht schwer fallen wird, denn dergleichen Subjekte dienen heute Gott

und morgen dem Teufel, je nachdem sie der Eine oder der Andere besser bezahlt."

„Soll ich gleich jetzt —"

„Das hat Zeit bis morgen, heute haben wir was Wichtigeres zu thun. Sorge für Männerkleider. Wir wollen heute als junge Cavaliere einen Ausflug nach Sebaldi machen, um unsere Gefangenen zu amnestiren."

„Ach, das wird eine interessante Maskerade werden!" jubelte die lustige Zofe, die davoneilte, um dem Befehl ihrer Gebieterin augenblicklich Folge zu leisten.

Diese schickte sich indeß an, mit möglichst fester Hand den Freiheitsbrief für Robert Fox auf's Papier zu werfen, das bereits mit Namen und Siegel des Premier-Ministers gezeichnet war.

*
* *

Fast vier Wochen liegen hinter uns, seitdem wir den so grausam überlisteten jungen Mann zum letzten Male gesehen.

Wir verließen ihn, als der Wagen, in welchem er gebunden, geknebelt und mit verhüllten Augen wie eine leblose Masse lag, in den Schloßhof der Herrschaft von Sebaldi einlenkte.

Fünf Minuten später wurde er aus dem Wagen gehoben.

Er glaubte zu träumen und sich in das Zeitalter der „Brüder der rothen Erde“ zurückversetzt.

Zwölf dunkle Gestalten, mit Fackeln in den Händen, wie die Vehmrichter vermummt und verhüllt, hatten einen Kreis um ihn geschlossen.

Ihm gegenüber, ebenfalls im Kreise, stand der Dreizehnte der Vermummten, eine lange hagere Gestalt, die das goldene Kreuz an schwerer Kette, die sie am Halse trug, wahrscheinlich als Präses dieser unheimlichen schwarzen Gesellschaft oder als Hauptmann dieser Bande bezeichnete.

„Du bist also der Gotteslästerer, Klosterfrevler und Jungfrauenräuber, Bürschchen?“ begann der Lange mit schneidend höhnender Stimme, „Eine der Mistschaufeln, die das Feld der Schandpresse so fleißig düngen und lockern, damit es fruchtbar gedeihe und jeder Höllengeist in kurzer Zeit seine Garbe schneiden kann? Wirf noch einen Blick auf den Himmel, gegen den Du Dich schwer versündigt hast, — Du wirst ihn nicht mehr wiedersehen, Verfluchter!“

Unwillkürlich erhob der Gefangene das Haupt. Die Sterne funkelten freundlich wie immer — aber der bleiche Mond schien ihm heute wehmüthi-

ger als je zuzulächeln, als ob er ihm in der That Lebewohl sagen wollte für Zeit und Ewigkeit.

„Wie Du den Himmel aufgegeben, gibt der Himmel Dich auf! Wie Du Gott verleugnet, verleugnet Gott Dich, Verfluchter!“ fuhr der Lange mit erhobener Stimme fort. „Nimm Abschied von Gott, Himmel und Menschen, Du hast keinen Theil mehr an ihnen, ja selbst die Erde hat nur ein ungeweihtes Grab für Dich! Fahre hin Verfluchter! Du hast Dich dem Satan ergeben, er möge fortan Dein einziger Gefährte sein!“

Auf einen Wink des Redners warfen sich die Vermummten wie Höllengeister über den jungen Mann, zerrten ihn mit sich fort, im wechselnden Zickzack, durch viele enge dunkle Gänge, bis sie endlich eine kolossale Statue erreichten.

Diese durch einen Druck auf eine mechanische Feder in Bewegung gesetzt, drehte sich wie eine graziöse Tänzerin ein paar Mal um sich selbst, bis sich eine Fallthüre zeigte, die sie gedeckt gehalten.

Die Vermummten öffneten diese Thüre, und jetzt ging es über eine schmale Wendeltreppe hinab in die Tiefe.

Gegen fünfhundert Stufen mochten sie herabgestiegen sein, als sie in eine große ovale Wölbung anlangten.

Die Fackeln der Vermummten beleuchteten ringsumher Thüren, die mit grotesken Gruppen aus dem Höllenreich bemalt waren.

Man sah da Verdammte, die von Teufel mit glühenden Zangen gezwickt, geköpft, gehangen, geviertheilt und gerädert wurden.

Auf eine der Thüren hatte man die Teufelsküche gepinselt, in welcher ein paar Ketzer von Hexen in Oel gesotten und am Spieß gebraten wurden.

Während Robert seine Blicke in dieser wunderbaren Bildergallerie kreisen ließ, kam es ihm vor, als ob er hinter einzelnen Teufelsfratzen ein leises Aechzen und Wimmern hörte.

Aber es verlor sich schnell hinter dem Gesange, den die Vermummten plötzlich anstimmten.

Nachdem derselbe verklungen, nahm man dem Gefangenen den Knebel aus dem Munde und führte oder stieß ihn vielmehr in die „Teufelsküche."

So muthig der junge Mann auch war, entrang sich dennoch unwillkürlich ein Schrei des Grausens seiner Brust, als er diesen Kerker betrat. Wie der Moder des Grabes duftete es ihm entgegen.

Beim Scheine der Fackeln sah er das eckelhafteste Gewürm über die triefenden Mauern

kriechen und über den schlammigen Boden huschen.

In einem Winkel des Kerkers waren Geräthschaften aufgehäuft, die er auf den ersten Blick als Folterwerkzeuge erkannte, ja selbst die Bank, auf der er zu lagern verurtheilt war, glich mit ihren scharfen Spitzen, Kanten und Ecken auf's Haar dem berüchtigten Ruhebett der Inquisition.

Es fehlte nur der Inquisitor und der Henker mit seinen Knechten, um in dieser Folterkammer zu peinlichen Fragen aller Grade schreiten zu können.

Nicht das kleinste Fensterchen hatte dieser Kerker, — nur eine Mauerspalte über der Bank, nicht um dem Gefangenen Licht und Luft, sondern Brod und Wasser zuzuführen, mit dem er an jedem Morgen von unsichtbarer Hand versorgt werden sollte.

Er richtete Fragen an die Vermummten.

Sie hatten keine Antwort für ihn und zogen sich schweigend zurück.

Die Kerkerpforte schloß sich hinter dem Unglücklichen, und er sollte kein menschliches Antlitz mehr sehen und in ewiger Nacht, auf schlammiger Erde bei lebendigem Leibe vermodern.

Völlig betäubt und sinnverwirrt lehnte Robert seine glühende Stirne an die feuchte Mauer, und erst nach mehreren Minuten erwachte er aus dem Zustande physischer und moralischer Erschöpfung.

Sechsundzwanzigstes Kapitel.

Die Befreiung.

Wie sich einst die Vehmrichter, nach einem Akte der Gerechtigkeit, zu freien deutschen Männern, mit einem Reichsgrafen an der Spitze, entpuppten, — entpuppten sich die Vermummten Sebaldi's, nach dem Akte der Gewalt, zu Knechten, mit einem alten Frömmler an der Spitze, der, wie wir vom Kutscher der Stiftsdame erfahren haben, Gold für spitzbübische Renegaten, aber kein Stück Brod für seine hungerigen Bauern hatte.

Herr Ludovico von Sebaldi hatte vierzig

Jahre geschwindelt, betrogen und gewuchert, dann zog er sich mit seinem Raube von den Geschäften zurück.

Wie er, waren seine Diener, vormals italienische Vagabunden, Kerle wie die Banditen, in der einen Hand das Stilet, in der andern den Rosenkranz, um vor jedem Schurkenstreich alle Heiligen anzurufen, damit er glücklich gelingen möge.

Herr v. Sebaldi hatte sie aus Neapel mitgenommen, als er nach Oesterreich übersiedelte und das armselige Dörfchen an sich kaufte, dem er seinen Namen gab.

Robert Fox wurde Herrn v. Sebaldi nicht nur als Feind der Kirche, sondern auch als Feind des Staates geschildert und ihm demzufolge im Auftrage des Ministerpräsidenten eingeliefert.

Eine solche Empfehlung war hinreichend, ihm den gefährlichen jungen Mann als lebenslänglichen Hausgenossen zu bezeichnen und diese Frist nach Möglichkeit abzukürzen, war jetzt seine Aufgabe.

In dieser Fürsorge hatte man Robert in die „Teufelsküche“ einquartirt, die mitten im Sumpfe steckte und Miasmen entwickelte, die

den Auflösungsprozeß beschleunigen und befördern mußten.

Der Prozeß sollte aber dennoch hier nicht zum Abschluß kommen.

Eines Abends brachte ein geschlossener Wagen zwei Fremde aus der Residenz, die Herrn von Sebaldi in einer dringenden Geschäftsangelegenheit um eine kurze Unterredung ersuchen ließen.

„Sind es Priester?" frug Sebaldi den meldenden Knecht.

„Nein, Signor," antwortete der Gefragte. „Es sind junge Cavaliere, die ziemlich lüftig und windig ausschauen."

„Sage ihnen, ich empfange keine Gäste und mache keine Geschäfte mehr."

„Das habe ich ihnen bereits gesagt, Signor, aber sie ließen ein paar Worte von höherem Befehl fallen."

„Von höherem Befehl?"

„Spione sind sie nicht. Sie sind viel zu keck und brutal dazu."

„Laßt sie eintreten, — aber haltet Euch in der Nähe. Man kann nicht wissen, — es gibt heut zu Tage nicht nur in Italien Briganten."

Der Knecht entfernte sich und Herr von

Sebaldi steckte aus Vorsicht einen Revolver zu sich.

Nach einigen Minuten begrüßten ihn die Stiftsdame und ihre Kammerjungfer, die sich in elegante Stutzer metamorphosirt hatten.

„In welch' ein miserables Nest haben Sie sich da gebettet, mein Herr von Sebaldi!“ scherzte die Stiftsdame, „das heißt sich ja völlig aufopfern für die gute Sache.“

„Ich liebe die Einsamkeit und gute Werke kann man überall üben, meine Herren,“ heuchelte Herr von Sebaldi, „doch darf ich fragen, mit wem ich die Ehre —“

„Julius von Horvath, Ministerial-Sekretär und Ludwig von Frohmann, geheimer Agent Seiner Exzellenz des Herrn Ministerpräsidenten.“

„Ah, charmant! Und Sie wünschen?“

„Ihnen einen Gefangenen zu entführen, Herr v. Sebaldi.“

„Einen Gefangenen?“

„Den Hochverräther Robert Fox.“

„Und dergleichen Vögel suchen Sie bei mir?“ frug Sebaldi mit erheucheltem Staunen „Man hat sich einen Scherz mit Ihnen erlaubt, mein Haus ist weder eine Festung noch ein Strafhaus, meine guten Herren.“

„Wie ehrlich er das sagt, der alte Fuchs!“ rief die Stiftsdame lachend.

„Er traut uns nicht und hat Recht, wenn er vorsichtig ist,“ meinte Rosa, „denn wenn wir auch Gewerbefreiheit haben, ist zum Glück das Gewerbe der Kerkermeister ausgeschlossen, sonst würde jedes Haus im Lande ein Zuchthaus und ein Spitzbube des andern Kerkermeister sein.“

„Also ohne Umstände ans Tageslicht mit dem Maulwurf!“

„Meine Herren, ich bitte Sie, dem Scherz ein Ende zu machen.“

„Wohlan denn, im Ernst Herr Ludovico v. Sebaldi! Wir reclamiren den Gottesleugner, Banknotenfälscher und Hochverräther Robert Fox. Man findet diesen Capitalverbrecher in Ihrem Privatkerkerchen nicht sicher genug, er soll noch heute Nacht in ein Staatsgefängniß abgeführt werden.“

„Ich möchte doch wissen, welch' ein lustiger Vogel Sie in den April geschickt hat, meine Herren.“

„Dieser lustige Vogel ist der Ministerpräsident Graf Arthur v. Sportheim,“ antwortete die Stiftsdame mit fester Stimme. „Hier die

Handschrift des Herrn Ministerpräsidenten, die Sie vielleicht mehr als seine Gesandtschaft respektiren werden."

Mit diesen Worten überreichte die Stiftsdame dem Italiener die mit Namen und Siegel des Ministerpräsidenten unterfertigte Reklamation.

„Allerdings in Ordnung," bemerkte Sebaldi, nachdem er die Reklamation gelesen und Siegel und Unterschrift aufmerksam geprüft hatte.

„Wenn ich aber dennoch zweifeln sollte —"

„Dann, mein Herr, sind wir von Sr. Exzellenz bevollmächtigt, Ihnen Ihren Gefangenen mit Hilfe der Behörde zu entführen, der, wie gesagt, noch heute Nachts einem Staatsgefängniß eingeliefert werden muß."

„Mit Hilfe der Behörde?" rief Sebaldi entsetzt. „Ich wäre ein verlorener Mann; wenn die Polizei erführe —"

„Der Herr Minister wünscht Sie und die Geheimnisse Ihres Hauses zu schonen. Wenn er aber dennoch im Falle Ihres Widerstandes gewaltsame Maßregeln zulässig findet, müssen ihn wohl die wichtigsten Motive dazu bestimmen."

„Natürlich wird er, trotz Ihrer Jugend, Ihrer Verschwiegenheit versichert sein?"

„Wir gehören dem geheimen Kabinet Sr.

Exzellenz an, mein Herr," antworteten betonend beide Damen zugleich.

„Wohlan, ich füge mich, werde Ihnen den Mann ausliefern und Ihnen zu seiner Ueberwachung einige meiner Leute zutheilen."

„Wir wünschen alles Aufsehen zu vermeiden und haben für den Nothfall unsere Revolver, die den gefährlichen Patron überwachen werden."

„Das wird hinreichend sein," bemerkte Sebaldi lächelnd, „auch haben wir ihn auf eine Diät gesetzt, die ihn so abgemattet hat, daß er kaum mehr einer Fliege Widerstand zu leisten vermag. Ich werde sogleich Befehl ertheilen, ihn herauf zu führen."

„Wir bitten vielmehr, uns zu ihm hinunter zu lassen. Uns ist befohlen, ihm noch in seinem Kerker im Namen des Staates und der Kirche Bedingungen zu stellen, die sein Loos vielleicht mildern können, wenn er darauf eingeht."

Sebaldi klingelte. Einer seiner Knechte erschien.

„Roberto," befahl Jener, „führe diese Herren zu einer Besprechung mit dem Gefangenen in die „Teufelsküche" hinab. Er hat aufgehört, unser Kostkind zu sein und ist diesen Herren

auszuliefern, die für seine weitere Verpflegung sorgen werden.“

Der Knecht machte große Augen, aber er gehorchte, ohne lange zu grübeln, verließ mit den beiden Fremden das Zimmer, betheilte sie mit Fackeln und trat mit ihnen die uns schon bekannte Reise in die Unterwelt an.

Schweigend und bangend folgten die beiden unternehmenden Damen ihrem Führer, denn, wenn jetzt ein heimtückischer Zufall zum Verräther an ihnen würde, eine dieser unterirdischen Kerkerpforten hätte sich auch ihnen geöffnet.

Endlich erreichten sie die Wölbung und der Schließer öffnete Schloß und Riegel der „Teufelsküche.“

„Dort oben an der zweiten Treppe werde ich Sie erwarten,“ flüsterte er ihnen zu. „Wenn der Bursche etwa noch ungeberdig sein sollte, geben Sie mir nur ein Zeichen und ich werde ihm noch einen Marsch aufspielen zum Abschiede. Es fehlt uns nicht an Instrumenten in der „Teufelsküche.“

Der Knecht entfernte sich.

Die beiden Damen tauchten die schwere Thüre zurück und wurden fast zu Boden geschleudert von dem dicken erstickenden Dunst, der ihnen entgegenquoll.

„Menschen! Menschen!“ hörten sie es leise ächzen in der Tiefe des Kerkers.

„Halte Wache draußen, daß wir nicht behorcht und überrascht werden,“ befahl die Stiftsdame leise ihrer Zofe und trat allein, die Fackel vor sich hingestreckt, in den Kerker.

„Allmächtiger Gott,“ hauchte sie schaudernd, „vier Wochen in dieser Pestgrube und er athmet noch!“

Sie ließ die Thüre offen, um die Luft zu wechseln, obgleich dabei nicht viel gewonnen war, steckte die Fackel in eine Mauerspalte und näherte sich dem Gefangenen.

Dieser erhob sich halb von der Erde, auf der er zusammengekauert lag.

Seine Kleidung, eine Kruste von Schlamm und Schmutz, schlotterte auf einem Knochengerippe. Sein Antlitz war nicht mehr bleich, sondern bläulich grau, wie die Farbe der Verwesung. — Seine Augen schienen in blutrothe Ringe gefaßt zu sein und blickten stier in den Glanz des Fackelbrandes an der Wand.

Die vier Wochen hatten den blühenden Jüngling zum hinfälligen Greise gemacht.

„Was habe ich gethan? Gott verzeihe mir!“ hauchte die Stiftsdame, von tiefem Schmerz erfaßt, vor sich hin.

„Licht und Menschen!“ ächzte der Gefangene abermals.

„Und eine Freundin mit der Freiheit Hand in Hand,“ fügte jene mit gepreßter Stimme hinzu, indem sie ganz nahe zu dem Unglücklichen trat.

„Freiheit, Freiheit!“ lallte er und das heilige Wort fachte den fast erloschenen Funken seines Auges zur lodernden Flamme wieder an.

„Ja Freiheit! — Die Glückliche, die Sie der Mutter brachte, bringt Sie heute auch dem Sohne.“

Robert sprang von der Erde empor, ergriff den Arm der Stiftsdame und riß sie in den Lichtkreis der Fackel.

Dort starrte er sie einen Augenblick an, dann schleuderte er sie heftig von sich und schrie wie ein Wahnsinniger: „Die Ehre für die Freiheit? Der Diamant ist mir zu theuer, ich kaufe ihn nicht!“

Und aus dem Himmel seiner Hoffnung, sank er wieder auf die feuchte kalte Erde zurück.

Die Stiftsdame verhüllte weinend ihr Antlitz, aber schnell, als ob sie sich der Thränen schämte, die sie ehrten, erhob sie stolz das Haupt und erwiederte fast verächtlich: „Eitler Thor!

Nicht Liebe, sondern die Rache öffnet Dir die Kerkerpforte.“

Das Wort „Rache“ war ein Pfeil, der mitten ins Schwarze traf.

„Rache?“ wiederholte er dumpf und der letzte Tropfen seines Blutes schoß ihm ins Gesicht.

„Rache an Ihrem Feinde, der Ihretwegen auch der meinige ist,“ erwiederte die Stiftsdame, jedes Wort betonend, indem sie sich neben dem Gefangenen auf die feuchte Erde niederließ, „Rache an dem Verräther, der Ihrer Mutter unendliches Weh zugefügt, ihr ganzes Lebensglück zertrümmerte, sie jahrelang verfolgte und endlich als wahnsinnig erklären ließ, um sie in einer Zelle des Irrenhauses verkümmern zu lassen.“

„O meine Mutter, meine Mutter!“ ächzte der Gefangene athemlos.

„Rache an dem Manne, der ihr nicht nur die Ehre der Jungfrau, sondern auch die Ehre der Bürgerin raubte, der ihr und Ihnen ein schweres Verbrechen andichtete, um die Mutter in's Zuchthaus zu schicken und den Sohn in diese schauerliche Pestgrube zu versenken.“

„Wer, wer ist das Ungeheuer?“ frug der Gefangene athemlos.

„Sie sollen es kennen lernen, in seiner ganzen Erbärmlichkeit, damit Sie die Hand nicht zurückstoßen, die Sie zur Rache aus diesem grauenvollen Kerker führt," erwiederte die Stiftsdame nach kurzer Pause. „Sie erhielten vor einigen Jahren einen versiegelten Brief von Ihrer Mutter zugesendet, den Sie erst nach zurückgelegtem vierundzwanzigsten Jahre öffnen und lesen sollten."

„Gestohlen, gestohlen!" lispelte Robert.

„Der Dieb des Briefes war derselbe Mann, von welchem ich spreche, Ihr Vater, der in kurz nach Ihrer Geburt an Ihre Mutter schrieb. Hier ist eine Abschrift dieses Briefes — lesen Sie!"

Ja, das war leicht gesagt, aber die lange Nacht hatte die Augen des Gefangenen geschwächt und geblendet — er konnte nicht lesen.

Allerdings versuchte er es, nachdem er hastig das Papier ergriffen, das ihm die Stiftsdame hingereicht, aber traurig den Kopf schüttelnd, gab er es ihr mit zitternden Händen wieder zurück.

„Sie können nicht lesen, wohlan, so hören Sie denn, sagte sie und las wie folgt:

„Mein Schatz!

Es fällt mir nicht ein, zu leugnen, daß ich Ihnen die Ehe versprochen habe,

aber lächerlich ist es, so offenbar falsches Geld für baare Münze zu nehmen. Es ist das ein alltäglicher Köder, mit dem ein Cavalier ein junges hübsches Mädchen lockt und fängt. Ich habe lange genug versprechen und schwören müssen, bis Sie angebissen haben, meine kleine, spröde Anna. Ich will auch recht gerne glauben, daß ich der Vater Ihres kleinen Robert bin, aber was kann ich thun, als ihn ins Findelhaus schicken und ein Stück Geld opfern, um mich mit Ihnen abzufinden. Jedenfalls rathe ich Ihnen, sich des Bastards wie immer zu entledigen und die Hand des Forstgehilfen Brunner nicht zurückzuweisen, der Ihnen Ihre Mutterschaft nicht am Näschen ansehen wird. Wenn Sie einverstanden sind, kann ich dann auch noch fernerhin in seinem Revier zuweilen jagen. Convenirt Ihnen das auch nicht, will ich Sie in der Residenz placiren. Sie sind so hübsch, daß ich Sie meinen Freunden und Bekannten mit gutem Gewissen empfehlen kann. Einfältig ist es von Ihrem Vater, Sie dieser Kinderei wegen zu verstoßen. Hat sich der alte Narr vielleicht auch geschmeichelt, daß ich Sie zu einer kleinen Gräfin

erheben werde? Man bezahlt solch' ein Vergnügen mit einer Hand voll Banknoten, aber nicht mit seiner Ehre, mein Schatz. Ich habe mich amusirt, nichts weiter und wenn Sie klug sind, werden sich nach mir noch hundert Andere mit Ihnen amusiren. Damit ist unsere Correspondenz geschlossen, mit der Geldfrage haben Sie sich an meinen Kammerdiener zu wenden.

Graf Arthur v. Sportheim."

„Er — er mein Vater!" röchelte Robert mit verzerrten Zügen und flammenden Augen, die aus ihren Höhlen zu treten drohten.

„Ein Cavalier, der sich amusirte," lächelte die Stiftsdame. „Sind Sie bereit, mir zu folgen?"

„Fort, schnell fort!" antwortete er keuchend, indem er sich so rasch erhob, als ob eine wilde Leidenschaft seine gelähmten Glieder plötzlich wieder geschmeidigt hätte.

„So folgen Sie mir schweigend, bis wir dieses entsetzliche Haus im Rücken haben. Ein unvorsichtiges Wort könnte Ihnen die Freiheit wieder nehmen, die ich Ihnen erlistet habe, und mich mit Ihnen verderben."

Sie trat mit Robert in die Wölbung hinaus zu Rosa und befahl ihr, den Führer zu rufen, der sogleich erschien, ihnen schweigend vorausschritt und sie nicht eher verließ, bis der Gefangene zwischen den Revolvern der beiden jungen Herren im Wagen saß.

„Wohin?“ frug der Kutscher die Stiftsdame, als sich der Knecht zurückgezogen.

„In den Palast der Prinzessin v. Suvarof, flüsterte die Gefragte, und gleich darauf rasselte der Wagen dem armseligen Dorfe vorüber und der Fahrstraße zu.

Von Lauschern unbemerkt erreichten die beiden Damen mit dem befreiten Gefangenen den Palast, dessen Thor sich sogleich öffnete, als dem Portier der Name Robert Fox genannt wurde.

Es folgte nun eine geheime und lange Conferenz dort oben im Saale, denn der Morgen dämmerte schon, als die Stiftsdame mit ihrer Zofe den Palast verließ.

Robert war zurückgeblieben, abermals als Gefangener, aber als Gefangener einer Kerkermeisterin, deren Ketten alle Freiheitshelden tragen möchten.

Die liebenswürdige Kerkermeisterin war auch wieder barmherzige Schwester geworden,

aber eine barmherzige Schwester, die ihren Patienten wie der Geizige seinen Schatz vor aller Welt verborgen hielt.

„Auch die Prinzessin durchschaut jetzt das ganze schurkische Gewebe und ist von der Unschuld der beiden Leute so überzeugt wie wir," sagte die Stiftsdame freudestrahlend zu ihrer Zofe auf der Heimfahrt. „Wir müssen aber auch ihre Richter davon überzeugen können, damit der junge Mann sich ungefährdet und frei bewegen kann, sobald er wieder zu Kräften gelangt."

„Er wird seinem Herrn Papa scharf zu Leibe gehen."

„Vor Allem werde ich den Dienstmann ins Examen nehmen, sobald er seinen Posten bezieht."

„Im Falle er nicht der rechte Mann ist, wird er den Rechten wohl zu finden wissen."

„Das glaube ich auch. Aber ich fürchte nur, sie werden es nicht wagen, mit der Sprache herauszurücken, denn es bleibt doch immer eine kitzliche Sache, mit einer Exzellenz anzubinden."

„Ich werde Dir sogleich eine volle Börse und einen Theil meiner Diamanten geben, im Falle das Geld nicht hinreicht, ihr Geständniß zu erkaufen.

Sie hatten ihre Wohnung erreicht und fanden das Hausthor offen, obgleich der Tag anbrach.

„Laß uns jetzt eiligst die Toilette wechseln und während derselben wollen wir das Weitere berathen.

Die rachedürstige Dame sollte jedoch nicht mehr dazu kommen, die Toilette zu wechseln und mit ihrer Zofe zu berathen, denn in ihrer Wohnung fand sie ungeladene Gäste, die sie die ganze Nacht hindurch sehnsuchtsvoll erwartet hatten.

Es waren dieselben Herrn, die wir schon in jener verhängnißvollen Nacht in der Wohnung der Försterswitwe Brunner flüchtig kennen gelernt haben.

Man kündigte ihr ganz artig an, daß sie verhaftet sei.

Natürlich erhob sie ein Zetergeschrei und versuchte die Katze zu spielen, und dem Beamten die Augen auszukratzen, aber leider gelang ihr dies nicht.

Ihre Wohnung wurde geschlossen und sie selbst als eleganter Stutzer, in ihrem eigenen Wagen, dem Strafgericht eingeliefert.

Seine Exzellenz hatte wahr gesprochen.

Der Palast Suvarof wurde für die Stiftsdame Amalie von Horvath ein Durchhaus, das sie durch die Vorderthüre in den Palast und durch die Hinterthüre in ein Zuchthaus führte.

Siebenundzwanzigstes Kapitel.

Affe und Katze.

Graf Sportheim athmete leichter, als er auch seine ränkevolle unternehmende Maitresse hinter Schloß und Riegel wußte, und gedachte auch ihr einen kurzen Prozeß machen zu lassen.

Aber schon ein paar Stunden nach dieser Verhaftung athmete er wieder schwerer — denn schon in früher Morgenstunde erschien Sebaldi und berichtete mit finsterem Gesichte die Reklamation des Gefangenen.

„Zwei junge Herren, sagen Sie, hätten in der Nacht, und in meinem Auftrage den

Gefangenen reklamirt?“ frug der Minister höchst bestürzt.

„In Ihrem Auftrage!“

„Und das hat der alte Dummkopf geglaubt?“

„Ja wohl Dummkopf, sonst hätte er selbst die Vollmacht mit Ihrer Unterschrift und Ihrem Amtssiegel nicht respektirt.“

„Mit meiner Unterschrift und meinem Amtssiegel? Ah — zum Henker, den Streich hat uns das Fräulein Horvath gespielt!“

„Die Stiftsdame?“

„Sie war in Männerkleidern, als man sie heute Früh verhaftete. Auch hat sie mir früher Karten mit meiner Unterschrift abgeschmeichelt, um in meinem Namen gute Werke zu üben.“

„Um in Ihrem Namen Albernheiten zu begehen. Wie aber und von wem hat sie nur erfahren können, wohin wir den Gefangenen geführt?“

„Es wäre nothwendig für uns, zu erfahren, wohin sie ihn geführt?“

„Wir werden ihn finden, verlassen Sie sich darauf.“

„Ich fürchte, daß man jetzt auch den Weg in Ihre Kerker finden wird!“

„Schutt und Asche wird man finden!“ erwiederte Sebaldi dämonisch lächelnd, „denn in diesem Augenblick steht das Schloß an allen vier Ecken in Feuer und Flammen.“

„Und die andern Gefangenen — ?“

„Sie werden den Flammentod sterben, wie die Märtyrer der Christenheit,“ spöttelte Sebaldi.

„Sie sind entsetzlich!“ rief schaudernd der Minister.

„Der Zweck heiligt die Mittel,“ bemerkte eisig kalt Sebaldi.

„Besser wäre es,“ murmelte der Minister, düster vor sich hinbrütend, „Sie hätten den Feuerbrand einige Tage früher in Ihre Kerker schleudern lassen.“

„Zur Ehre des Herrn, fügen Sie hinzu! Ein Ketzer mehr wäre verbrannt!“

„Wenn der Bursche klug ist,“ bemerkte der Minister nach kurzem Nachdenken, wird er sich über die Grenze geflüchtet haben, denn ohne Zweifel wird ihn die verliebte Dame darauf aufmerksam gemacht haben, daß einem flüchtigen und steckbrieflich verfolgten Banknotenfälscher die Luft der Residenz nicht gut anschlagen könnte.“

„Wenn er sich aber dennoch hier zeigen sollte —“

„Dann wird es die Aufgabe der Polizei sein, ihn so schnell als möglich wieder verschwinden zu lassen.“

„So schnell als möglich, ehe er noch an eine Rechtfertigung denken kann“ warnte Sebaldi und die beiden Männer schieden so ziemlich beruhigt von einander.

Der Minister ließ seiner Maitresse aufs Schleunigste den Prozeß machen, wegen Betruges, Geldentlockung, Verleumdung und nebenbei auch wegen geheimer Verbindung mit einem Banknotenfälscher, um, wo möglich, zu erfahren, in welchem Schlupfwinkel sie denselben verborgen.

Bezüglich des ersten Theiles der Anklage reichte die Verhaftete mit ihren Vertheidigungsmitteln nicht aus, bezüglich des letzten Theiles bemerkte sie lakonisch: Herr Robert Fox werde sich zu rechter Zeit schon selbst der Behörde stellen, um sich zu rechtfertigen und die Polizei mit einer Teufelsküche bekannt machen, in welcher der Herr Minister sein edelstes Wildpret ablagert. Wolle man mehr von ihr erfahren, möge man ihr einen Vertheidiger geben und ein öffentliches Gerichtsverfahren anordnen.

Dazu kam es nicht und auch die Stiftsdame Amalie von Horvath wurde eines Mor-

gens vor Tagesanbruch in aller Stille in die Neudorfer Strafanstalt abgeführt.

„Glückliche Reise!“ rief ihr der kluge Ministerpräsident lächelnd nach, aber er wäre noch viel klüger gewesen, wenn er nicht ihr allein, sondern auch ihrer Zofe glückliche Reise nachgerufen hätte.

Diese war ganz desperat, daß man ihr ihr Fräulein genommen, — bewarb sich jedoch um keine andere Herrschaft, denn sie hatte sich ein artiges Sümmchen erspart und konnte einige Zeit privatisiren, um die Intrigue fortzuspinnen, zu der ihr das Fräulein den Faden zurückgelassen hatte.

Ihr erster Augenmerk war auf den „schönen Toni“ gerichtet.

War er wirklich der häßliche Dienstmann, der im Solde des Ministers der Witwe Brunner die falschen Banknoten in die Wohnung geschmuggelt hatte, dann reichten freilich ihre Mittel nicht hin, ihn zu bestechen, aber die Natur hatte ihr ja andere Mittel gegeben, mit denen man oft mehr erzweckt, als mit Gold und Diamanten.

Sie beschloß, mit ihm zu kokettiren.

Der Pavian lungerte auf seinem Eckstein, als er die Katze bemerkte, die sich schon eine

ganze Weile um ihn herumschlich, und ihm mit ihren Spitzbubenaugen auffallend freundlich zuzublinzeln schien.

Er fand es angemessen, zurückzublinzeln, wie ihm zugeblinzelt wurde.

„Schönen guten Tag, Herr Toni!" grüßte sie knixend.

„Auch soviel, schöne Mamsell!" dankte er galant.

„Wie oft ich Sie bedauert habe, denn Sie scheinen mir auch nicht zum Dienstmann geboren zu sein!"

„Je nun, Dienstmänner sind wir Alle."

„Das heißt, wie ein Philosoph gesprochen, Es geht Ihnen also so ziemlich gut?"

„Das könnte ich gerade nicht behaupten. Ein schlechter Posten das, und jetzt um so mehr, seitdem ich mein interessantes vis-à-vis verloren habe."

„Ah — Ste meinen mein Fräulein? Sie Spitzbube!"

„Wahrscheinlich hat es der schönen Dame in der Residenz nicht mehr recht gefallen wollen, denn sie hat eine längere Reise angetreten, wie ich höre."

„Zu dienen, nach Jerusalem auf unbestimmte Zeit."

„Oho — nach Jerusalem, über Stockholm wahrscheinlich?“

„Ich weiß es nicht. Die Reiseroute nach Jerusalem ist mir noch ganz unbekannt.“

„Aber wie gut Sie aussehen, Sie Schelm! Die Mädchen nennen Sie nicht umsonst den schönen Toni.“

„Ach nein! Damals, als ich Ihrem Fräulein das Gebetbuch zur Frau von Mayer nachgetragen hatte, haben Sie mich nicht schöner Toni genannt.“

„Nicht?“

„Damals fanden Sie, daß ich ein abscheulicher Pavian war, schöne Mamsell Rosa.“

„Damals haben Sie mich aber auch nicht schöne Mamsell Rosa, sondern eine wilde Katze genannt.“

„Ja, wir haben uns tüchtig gezankt, wir wissen ja, warum.“

„Im Grunde hat Ihnen mein Fräulein Unrecht gethan. Was können denn Sie dafür, daß sie Sie im Dunkeln für einen Anderen gehalten hat. Sie hat sich nur geärgert, weil Sie nicht gesprochen haben.“

„O, so ein Narr bin ich nicht!“

„Herr Robert Fox war allein der Schuldige. Wo nur der Unglückliche jetzt sein mag?“

„In Amerika wahrscheinlich. Wer hätte damals glauben können, daß der junge feine Herr ein Banknotenfälscher wäre."

„Es gibt Leute, die es auch jetzt noch nicht glauben."

„Wirklich?"

„Man glaubt vielmehr, daß nicht er, sondern Jemand Anderer den Dienstmann mit den falschen Banknoten und der Handpresse zur Försterswitwe Brunner geschickt hat."

„Was Sie sagen!"

„Wenn ich den Dienstmann fände und er mir die Wahrheit gestände, beim allgerechten Himmel, sein Lohn sollte königlich sein."

„Zum Beispiel?"

„Mein liebendes Herz schenkte ich ihm!"

„Sonst nichts?"

„Ist das nicht genug?"

„Es ist viel, aber lang nicht genug."

„O pfui! Also — Geld?"

„Für Geld Alles — für Liebe allein thut ein wackerer Dienstmann nichts!"

„Würden Sie den Dienstmann finden," frug Rosa, plötzlich von einem Gedanken ergriffen, „wenn Ihnen recht viel Geld geboten würde?"

„Vielleicht!"

„Und ihn dazu bestimmen können, ein ehrliches Geständniß, wenn es sein muß, selbst vor Gericht abzulegen?“

„Warum denn nicht? Aber man müßte erst versichert sein, daß es sich auch der Mühe lohnt, denn aufsitzen wird Ihnen kein wackerer Dienstmann, Mamsell Rosa.“

„Wer denkt daran? Ich kann Ihnen freilich keine Schätze bieten, aber der Herr Robert Fox hat eine hohe, sehr bedeutende Freundin.“

„Möglich! Aber es ist auch möglich, daß er einen hohen sehr bedeutenden Feind hat.“

„Kennen Sie die Prinzessin Olga von Suvarof?“

„Die Braut Sr. Exzellenz des Herrn Premierministers?“ frug der Dienstmann verblüfft.

„Ganz recht! Aber eine Braut ist noch keine Frau,“ antwortete Rosa geheimnißvoll, und selbst eine Frau liebt zuweilen, was ihr Herr Gemal haßt, Herr Toni.“

„Ja, ja, man hat Beispiele in der Geschichte.“

„Keine Skrupel also! Verscherzen Sie Ihr Glück nicht und folgen Sie mir.“

„Wohin?“

„Zur Prinzessin.“

„Wo denken Sie hin? Wenn mich Jemand sähe —“

„Dort steht ein geschlossener Fiaker — wir werden fahren.“

„Aber Sie wissen nicht —“

„Ich weiß, daß Sie ein kleiner Schelm sind, der großen Schelmen dient. Es liegt uns selbst daran, daß Sie Niemand sieht. Seien Sie unbesorgt und folgen Sie mir.“

„Halb zog sie ihn, halb sank er hin,“ und ehe er sich's versah, befand er sich an der Seite der Kammerjungfer im Fiaker und einige Minuten später im Vorzimmer der Prinzessin Olga v. Suvarof.

Rosa hatte ihn verlassen, um ihn zu melden.

Kaum fünf Minuten hatte er Zeit, zu überlegen, ob er lügen oder die Wahrheit sprechen sollte, als Rosa wieder erschien, ihn bei der Hand ergriff und ihn durch die Portiere und mehrere Zimmer in ein kleines Kabinet zog, dessen Thüre sie hinter ihm vorsichtig schloß.

Die Prinzessin saß an einem kleinen Tisch=

chen und spielte mit zwei Geldrollen, die vor ihr lagen.

Eine Minute ließ sie forschend ihre schönen Augen auf den Zügen des Dienstmannes ruhen, der verlegen seine Kratzfüße machte und wie das Thier, dem er so ähnlich sah, die possirlichsten Gesichter schnitt.

„Ich lese in Eurem Antlitz," begann sie mit sanfter, aber ernster Stimme, „Ihr dient einer bösen und ränkevollen Gewalt, mein Freund."

„Es ist mein Beruf, Jedermann zu dienen," stotterte der Dienstmann.

„Aber es ist nicht Euer Beruf, den Unschuldigen zu verdächtigen und gute Menschen ins Elend und Verderben zu stürzen. Antwortet, war es Herr Robert Fox, der Euch mit den falschen Banknoten zu seiner Mutter sandte?"

„Euer Durchlaucht, es ist —"

„Sprecht die Wahrheit und fürchtet Niemanden, selbst Se. Exzellenz den Herrn Ministerpräsidenten nicht!" fiel die Prinzessin dem Dienstmanne in's Wort, „Ihr habt keine Gefahr zu fürchten, denn ich werde Euch schützen."

Der Dienstmann kratzte sich aber dennoch

hinter den Ohren und wollte noch immer nicht mit der Sprache heraus.

„Der junge Mann, den man eines Verbrechens beschuldigt," fuhr die Prinzessin fort, „hat mir das Leben gerettet; ich will zum Dank ihm seine Ehre retten, und die ist mit einigen Goldstücken nicht zu theuer erkauft. Hier liegen tausend Dukaten, Fünfhundert sind auf der Stelle Euer, wenn Ihr mir die Wahrheit gesteht, und die anderen fünfhundert, wenn Ihr sie vor keinem Richterstuhl verschweigt. Sprecht, wer schickte Euch mit den falschen Banknoten zu der Witwe Brunner?"

„Da mag der Teufel lügen, wenn die Wahrheit so hoch im Curse steht!" platzte der Dienstmann heraus. „Nicht Herr Robert Fox, sondern der Herr Baron von Münich hat mich mit den Banknoten zu der alten Frau geschickt."

„Ah, der Herr Baron!" rief Rosa, „Ja, ja, der hat einen falschen Wechsel abzuarbeiten."

„Also nicht der Minister, sondern Einer seiner Creaturen," sagte die Prinzessin entrüstet.

„Er befahl mir, der alten Frau die beiden Packete im Auftrage ihres Sohnes zu überbringen und ihr was vorzulamentiren, damit sie

mir eine oder ein paar der falschen Banknoten schenke, die ich dann sogleich auf die Polizei tragen sollte, mit der Angabe, von wem ich sie empfangen habe."

„Der Herr Baron ist noch falscher als die Banknoten!"

„Und Ihr habt auch auf der Polizei ausgesagt, daß Ihr die Packete von Herrn Robert Fox empfangen?"

„Der Herr Commissär hat mich um nichts weiter gefragt."

„Auch Euch nicht zurückgehalten?"

„Im Gegentheil, er hat mich beinahe davongejagt."

„Der lockere Herr Baron hätte mich nicht zu dem schlechten Streich verleitet," bemerkte der Dienstmann blinzelnd, „aber ich wußte, woher der Wind wehte."

„Das heißt, Ihr wußtet, von wem der Herr Baron seine Instruktionen hatte, ich weiß es jetzt auch," erwiederte die Prinzessin, indem sie dem Dienstmanne eine der beiden Goldrollen reichte. „Nehmt mein Freund! Ihr habt die Hälfte Eures Lohnes verdient, es steht bei Euch, Euch noch in dieser Stunde auch in den Besitz der andern Hälfte zu setzen."

„Was habe ich zu thun, Durchlaucht?"

„Auf der Stelle mit mir zum Polizeiminister zu fahren, und vor ihm Eure Aussage zu wiederholen."

„In's Himmelsnamen denn, ich werde gehorchen, Durchlaucht. Wer A gesagt hat, sagt auch B, besonders wenn das Buchstabiren so gut bezahlt wird."

Die Prinzessin ließ den Haushofmeister rufen, und befahl ihm, den Dienstmann mit der Livree ihres Hauses zu bekleiden und ihren Wagen vorführen zu lassen.

„Wir fahren zu einer geheimen Audienz, darum ist diese Verkleidung nothwendig, um die Aufmerksamkeit der Spione des Herrn Grafen von Sportheim nicht auf uns zu lenken" schloß die Prinzessin. „Auch Sie werden uns begleiten Mademoiselle Rosa, um den Herrn Polizeiminister von dem falschen Spiel mit der Klosterrose in Kenntniß zu setzen."

„O ich werde mir kein Blatt vor den Mund nehmen, Durchlaucht."

Man meldete, daß der Wagen vorgefahren sei. —

Der Bediente, der der Prinzessin den Wagenschlag öffnete, war der Dienstmann, den man bereits in eine glänzende Livree gesteckt hatte.

Dann schwang er sich auf den Wagentritt und zehn Minuten später wurde die Prinzessin Olga von Suvarof Sr. Exzellenz dem Herrn Polizeiminister zur geheimen Audienz gemeldet.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Die lieben Kinder von Neudorf.

Die weiblichen Sträflinge im Gefangenhause zu Neudorf erfreuten sich eines Festtages, denn in der Klosterkapelle hatten zwei Jungfrauen das Gelübde abgelegt und sich unauflöslich dem Orden der „Frauen vom guten Hirten" einverleibt.

Unmittelbar nach dem feierlichen Gottesdienste, dem die Sträflinge beigewohnt, ließ sie die hochwürdige Frau Oberin mit Kaffee und Kuchen bewirthen.

Da erklang denn abermals beim Frühstück im großen Saale das schöne gemüthliche Lied, das

in Blaustrumpf der lieben Kinder von Neudorf gedichtet hatte:

Der Kaffee ist mein Vergnügen,
Mit dem ich mir was Gutes thu',
Wenn ich vier, fünf Schalen trinke,
Hab' ich wirklich schon genu,
Dann heb'n mer d'Schal'n in d'Höh'
Und singen: 's lebe hoch der Kaffee!
Dri, dri, dudel, dudel, dei!

Uns're Gesellschaft ist ziemlich groß,
Es hat eine Jede ein trauriges Loos,
Das Arbeiten wird uns zuweilen gar schwer,
Denn Manche ist krank, das ist ein Malheur,
Die eine hat dies und die And're hat das,
Eine Jede was And'res, eine Jede hat was!
Dri, dri, dudel, dudel, dei.

Wie klang es so rührend dieses „Dudeldudeldei," so harmonisch süß, als ob es Offenbach für eine große Familie Gallmeier komponirt hätte.

Groß war dieser Verein allerdings, den das Landesgericht aus allen Schichten der Bevölkerung zusammengewürfelt hatte.

Da gab es leichte und schwere Personen, Schwindlerinnen, Betrügerinnen, Diebinnen, Kupp-

lerinnen, Giftmischerinnen, Brandlegerinnen, Kindsmörderinnen und andere respektable Mitglieder der menschlichen Gesellschaft.

Sie Alle sangen, und „wo Sang erklingt, dort laß Dich ruhig nieder, denn böse Menschen haben keine Lieder."

Die G'schicht ist schön, aber wahr ist sie nicht," sagte Kaiser Franz, als er das Gedicht Ludwig Frankl's las, der das Leichenbegängniß eines armen verlassenen Mannes beschrieb, den Niemand zu Grabe begleiten wollte, bis der Kaiser selbst ihm endlich die letzte Ehre erwies.

Die G'schicht' ist schön, aber wahr ist sie nicht, rufen auch wir dem Dichter nach, der uns gerne glauben machen möchte, daß böse Menschen keine Lieder haben, denn wir haben schon manche Canaillie ganze Opernarien trillern gehört.

Man kann uns also nicht zumuthen, diese Nachtigallen im Strafhause für durchwegs gute und liebe Kinder zu halten, denn Damen wie Ebergenyi, Petersilka und andere Giftmischerinnen und Gurgelabschneiderinnen, die da ebenfalls ihr „Dudeldudeldei" singen, können doch unmöglich ganz unfehlbar sein.

Aber was geht's uns an!

Wir haben nur gegen den Ausspruch des Dichters protestirt, damit sich unsere Leser

nicht etwa im guten Glauben an ihn, hier im Strafhause häuslich niederlassen, im Wahne — fern von allen bösen Menschen zu sein.

Wir wissen allerdings aus trauriger Erfahrung, daß man unsere besten und edelsten Mitbürger in Ketten und Banden schlug, weil sie für die Freiheit ganzer Völker ihre persönliche Freiheit auf die Karte setzten und das Spiel verloren, aber dergleichen Opfer findet man in keiner weiblichen Strafanstalt.

Hier dient nicht die Politik, sondern irgend eine gemeine, selten edle Leidenschaft, als Pförtnerin. —

Wir finden in den Gesichtern dieser Hausgenossen List, Bosheit, Sinnenlust, Leichtsinn und Verworfenheit ausgeprägt, — aber hin und wieder blicken wir auch in ein Antlitz, das Elend und Unglück gebleicht, in ein Auge, das Reue und Buße getrübt und nur noch in Thränen glänzt.

Eine dieser Unglücklichen sehen wir, abgesondert von den Andern, in einem Winkelchen des Saales kauern.

Die arme Frau ist noch nicht weit über die Vierzig hinaus.

Es ist also nicht das Alter, sondern die Reue, oder der Kampf gegen das Schicksal, der sie zur Greisin gebeugt hat.

Eine junge Novize, schon im Ordenskleid der „Frauen vom guten Hirten," nähert sich der alten Frau und richtet theilnehmende und liebevolle Worte an sie.

Die Alte schweigt und versucht es, sie anzulächeln, aber es ist ein Lächeln, von dem das Herz nichts weiß.

Die Jungfrau ist bleich wie die Greisin — sie haben einander ihre Leiden nicht anvertraut, und nur ihr Beichtvater weiß, was ihre Wangen gebleicht.

Sie weilen erst seit einigen Wochen unter einem Dache. — Nonnen und Sträflinge lassen ihre Familiennamen zurück und bringen nur ihre Taufnamen in's Kloster und Strafhaus, — sie kennen daher einander nicht näher, und dennoch vereinigt eine Liebe ihre Herzen, die glückliche Liebe der Mutter und die ungückliche Liebe der Jungfrau.

Die Greisin ist Anna Brunner, die Novize Friederike Hartel, die Mutter und Geliebte Roberts, beide ihres Lebensglückes beraubt durch die traurige Macht der Verhältnisse.

„Heute über einen Monat werden Sie fröhlicher sein, hoffe ich, liebe Anna," sagt die Novize „denn dann feiere auch ich meine Vermälung mit dem Himmel."

„Wie könnte ich mich darüber freuen?“ erwiedert traurig die alte Frau. „Armes Kind, so schön und schon Lebewohl sagen allen Freuden des Lebens! Haben Sie denn Niemanden mehr auf der Welt, der Ihrem jungen Herzen nahe steht?“

„Niemanden!“ seufzte die Jungfrau.

„Keinen Vater?“

„Mein guter Vater ist bei Gott!“

„Keine Mutter?“

„Der Geist meiner armen Mutter ist mit ewiger Nacht umhüllt. Sie kennt ihre Tochter nicht mehr.“

„Armes unglückliches Kind! Auch keine Geschwister — keinen Freund?“

„Niemanden, — auch keinen Freund!“ hauchte die Jungfrau aus bewegter Brust.

In diesem Augenblick wurde ein Name genannt, der die alte Frau und die Jungfrau wie ein elektrischer Schlag traf.

Beide horchten athemlos.

Die lieben Kinder sangen nicht mehr, sondern theilten sich Abenteuer aus ihrem vielbewegten Leben mit.

Jetzt war Frau v. Mayer, die Kupplerin, hier kurzweg Brigitte genannt, die Erzählerin.

Sie hatte hier ihre talentvollsten Schülerin-

nen wiedergefunden und fühlte sich schon ziemlich heimisch in diesem Verein.

„Wie ich Euch sage, Kinder," fuhr sie in ihrer Erzählung fort, „ein Gebetbuch war's, mit dem dies Fräulein Amalie von Horvath, die schöne Maitresse des Herrn Ministers, Herrn Robert Fox, in den sie wahnsinnig verliebt war, in meine Wohnung — locken wollte, aber der junge Herr schickte ihr das Buch durch einen wahren Waldteufel von Dienstmann, der in dem dunklen Kämmerlein wahrscheinlich für den Erwarteten gehalten worden sein muß, denn das Pärchen wurde Arm in Arm von dem Minister überrascht, der von diesem Rendezvous durch seine Spione Wind bekommen hatte."

„O weh! O weh!"

„Das ist eine saubere Bescherung."

„Warum schickte denn der junge Herr einen Dienstmann?" frug eines der lieben Kinder. „Hat er sich denn nicht persönlich einfinden können zu diesem Rendezvous."

„Er muß entweder ein keuscher Josef oder ein Einfaltspinsel sein," meinte ein anderes.

„Nicht so laut. Schwester Friederike ist im Saale," warnte ein drittes.

„Ich kann Euch darüber keine Aufklärung geben. Wahrscheinlich hat der junge Herr schon

sein Schätzchen, dem er nicht untreu werden will."

„O, solche Liebhaber gibt's nicht mehr!"

„Oder er hat den Minister gefürchtet, der jedenfalls ein gefährlicher Nebenbuhler wäre."

„Das ist wahrscheinlicher."

„Sie soll aber dennoch später mit Herrn Robert Fox so ziemlich intim geworden sein," bemerkte eine verunglückte Dame der Demimonde, „ja sogar seine Mutter hat eine Zeitlang bei ihr logirt. Ich habe das aus guter Quelle, vom Baron Münich, der ein Jugendfreund der Maitresse des Ministers ist und täglich bei ihr aus und eingeht."

„Also hat ihr der Minister nicht nach dem Rendezvous den Abschied gegeben?"

„Im Gegentheil. Gerade nach dem Rendezvous ist sie bei ihm im Werth gestiegen und hat ihm fabelhafte Summen gekostet."

„Merkwürdig!"

„Stille! Die gestrenge Schwester Vibiana!"

„Wen bringt sie denn da?"

„Zuwachs wahrscheinlich."

„Nr. 13 in dieser Woche."

Eine bejahrte ernste Nonne trat mit dem neuen Sträfling an der Hand in die Thüre des Saales.

„Himmel, seh' ich recht?" flüsterte Brigitte, auf's Höchste erstaunt. „So wahr ich lebe, sie ist's! —"

„Wer? Wer?"

„Die Dame, von der wir soeben sprechen. Das Fräulein Amalie v. Horvath."

„Die Maitresse des Ministers?"

Die neue Hausgenossin war in der That die Stiftsdame, der man bereits die Haare kurz geschoren und die Kleidung der Sträflinge angelegt hatte.

Mehr noch überrascht als die plaudernden Weiber waren die alte Frau und die Novize von dieser Erscheinung. Wie bezaubert starrten sie auf sie hin.

Die alte Frau hielt sie für den Geist der Rache, der Mutter und Sohn nur vereinte, um sie grausam und erbarmungslos wieder zu trennen.

Die Jungfrau schauderte vor diesem bösen Dämon, der ihr das Herz des Geliebten geraubt.

„Wenn Sie die Abendglocke in die Kapelle ruft, meine Tochter," sagte die Nonne mit lauter feierlicher Stimme, indem Sie die Stiftsdame dem Kreise der Sträflinge näher führte, „werden Sie Gott um Kraft bitten zur Reue und Buße, um in christlicher Demuth und Ergebung die gerechte Strafe zu erdulden, die Ihnen für Ihre schweren Sünden der irdische Richter auferlegte."

„Schon gut!" antwortete die Stiftsdame kurz

und frostig. „Ich werde mit dem lieben Gott leichter fertig werden, als Sie mit mir.“

„Wie schnippisch sie ist!“

„Vielleicht glaubt sie, man habe sie auf einen Maskenball geführt.“

„Große Toilette hat sie schon gemacht zur Redoute,“ flüsterten spöttelnd die Sträflinge unter einander.

„Nach der Abendmesse wird man Sie mit dem Hausgesetz bekannt machen,“ bemerkte die Nonne mit bedeutungsvollem Lächeln. „Es befiehlt Gebet, Arbeit und Gehorsam. Vergessen Sie nicht daß Sie allen eitlen Tand von sich abgestreift und als büßende Magd in dieses Haus getreten sind. Wehe der Magd aber, wenn sie der böse Geist des Widerspruchs beherrscht und die Ruthe in der Hand der milde strafenden Mutter zum flammenden Schwerte wird!“

„Halten Sie mir keine moralische Vorlesung, meine liebe Nonne! Schade um jedes Wort, denn da in das linke Ohr geht es hinein und da aus dem rechten wieder hinaus.“

„Tochter Belials!“ rief die Nonne drohend und mit funkelnden Augen, „danke den Himmelsbräuten, die wir heute unserem Heiland zugeführt, wenn Dein Nacken nicht blutet unter der Geißel der strafenden Mutterhand. Schwester Friederike!“

Die Vorige verließ die alte Frau und näherte sich langsam der zürnenden Nonne.

„Dem Sträfling Amalie ist die Zelle Nr. 19 zugewiesen. Ihnen ist ihre Ueberwachung anvertraut.“

Die Vorige verneigte sich zum Zeichen des Gehorsams.

„Allmächtiger Gott, zu mir!“ hauchte die alte Frau erbebend.

Die Stiftsdame hatte Friederike nur flüchtig am Grabe ihres Vaters gesehen, aber die Züge ihrer glücklichen Nebenbuhlerin hatten sich mit Flammenschrift in ihr Gedächtniß gegraben.

Auch Friederike hatte das Antlitz der berüchtigten Dame nur einmal gesehen, damals als sie an der Seite Robert's die Fahrt in die Irrenanstalt machte, aber auch sie hätte es für Zeit und Ewigkeit nicht vergessen können.

Bestürzt blickte die Stiftsdame auf das arme Mädchen, dem sie durch die schmachvollste Intrigue den Vater und den Geliebten geraubt.

Aber es war nur ein Moment der Bestürzung, die plötzlich einer wilden satanischen Freude wich. —

Sie hatte die Witwe Anna Brunner erblickt und erkannt.

„Gefunden!“ zischte sie triumphirend zwischen

den Zähnen. „Gefunden! Das Ministerium Sportheim ist gewesen!“

„Sie werden mit Frau Anna eine Zelle theilen!“ nahm die Nonne wieder das Wort, indem sie auf die Witwe Brunner deutete.

„Mit ihr? Dank, Dank, hochwürdige Schwester!“ jauchzte die Stiftsdame. „Jetzt will ich beten, fasten, büßen, gehorchen und das beste liebe Kind von Neudorf sein!“

Alle blickten erstaunt auf die neue Hausgenossin. Sie wußten sich diesen plötzlichen Umsprung vom schroffen Trotz zum übersprudelnden Jubel nicht zu deuten.

„So, mein Kind, werden wir uns besser verständigen,“ schloß die Nonne. „Ich will Sie lieber ausgelassen fröhlich, als widerspenstig sehen, und hoffe, Sie werden unserer jungen Schwester Friederike keine Veranlassung zur Klage über Sie geben. Gelobt sei Jesus Christus!“

„In Ewigkeit!“ riefen die Sträflinge nach, auch die Stiftsdame rief sogar mit.

„Der Herr Minister ist ein ungeschickter Feldherr geworden,“ dachte diese. „Statt die feindlichen Kräfte zu zersplittern, vereinigt er sie, wenn er sie auch in eine Festung wirft. Aber eine starke Besatzung hat mit einem einzigen Ausfall schon manche Schlacht gewonnen. Wenn ich nicht irre,

hat man Sie Friederike genannt?" frug sie die Novize, die noch immer wie betäubt vor sich hinstarrte.

„Schwester Friederike," antwortete die Novize, ihren trüben Gedanken entrissen. „Wir sind hier Alle Schwestern und Töchter Einer Mutter, wie wir Kinder Eines Gottes sind."

„Ich werde also mit jener alten Schwester dort in Einer Zelle schlafen?"

„In Einer Zelle und ich ermahne Sie zum Frieden und zur Eintracht. Schwester Anna ist zur Einzelnhaft verurtheilt, aber unsere hochwürdige Mutter mildert zuweilen die Strenge der Gerechtigkeit."

„Zur Einzelnhaft?" sagte die Stiftsdame ironisch. „Auch die Gerechtigkeit ist vorsichtig in gewissen Fällen."

„Die alte Frau ist sanft und gut. Wir Alle glauben mehr an ihr Unglück, als an ihr Verbrechen."

„Vielleicht auch ein Opfer irgend einer Intrigue!"

„Gibt es denn so böse Menschen?"

„Ach leider ja!"

„Wie traurig die arme alte Frau ist! Wollen Sie sich nicht mit ihr zu befreunden suchen?"

„Wir sind befreundet."

„Sie mit ihr?"

„Ich habe zu viel gesagt. Bekannt ist wohl richtiger als befreundet."

„Vielleicht befreunden Sie sich hier mit ihr. Selbst Feinde versöhnen sich im Kerker. Es wäre ein gutes Werk wenn es Ihnen gelänge, die arme alte Frau ein wenig zu zerstreuen, wenn auch nicht aufzuheitern."

„Auch aufzuheitern hoffe ich, meine schöne Schwester Friederike," erwiederte die Stiftsdame, indem sie sich der Witwe näherte und ihr mit freundlichem Gruße die Hand bot.

Aber die alte Frau schauderte zurück, als ob ihr eine Hyäne die Pfote geboten hätte.

„O verachten Sie diese Hand nicht. Es ist zwar auch nur die Hand einer Gefangenen, aber sie ist dennoch noch immer stark genug, um Ketten zu brechen und Kerkerpforten zu sprengen."

Die Angesprochene saß mit gesenktem Haupte da und antwortete nicht.

„Ich sehe schon, ich muß eine Zauberformel sprechen, um von Ihnen an diesem traurigen Orte ein Willkommen zu gewinnen. Ich bringe Ihnen Gruß und Kuß von Ihrem Sohne."

Das war in der That eine Zauberformel, denn sie schnellte plötzlich das gesenkte Haupt der

Witwe empor, hob das Herz in rascheren Schlägen und beleuchtete das Auge mit magischem Glanze.

„Mein Sohn, mein Sohn!“ hauchte sie. „In welchem Kerker schmachtet er?“

„Auch seine Kerkerpforte hat diese Hand geöffnet.“

Und die alte Frau suchte jetzt die Hand, die sie früher verächtlich zurückgewiesen, streichelte sie und drückte sie dankbar an ihre Lippen.

Friederike beobachtete aus der Ferne die beiden Sträflinge, die ihrer Obhut anvertraut waren und blickte dieses Handkusses wegen zum ersten Male grollend auf die alte Frau.

Selbst die andern Sträflinge, die bis jetzt mit einander geflüstert, schien diese Huldigung zu befremden, die die sittenstrenge Schwester Anna einer Maitresse darbrachte.

Aber die glückliche Mutter dachte in diesem Augenblicke nur an ihren Sohn.

„Also frei — frei?“ lispelte sie.

„Frei, wenn er auch noch gezwungen ist, sich vor seinen Feinden zu verbergen.“

„Wo, wo verbirgt er sich?“

„Bei einer hohen Dame, die das Volk Engelherz nennt.“

„O meine edle Wohlthäterin!“ rief die alte Frau, bis zu Thränen gerührt.

„Sie wird Ihren Sohn beschützen, bis seine Unschuld erwiesen ist und seine Feinde gedemüthigt und entwaffnet sind.‘

„Und wem wird das gelingen?“

„Seiner hohen Beschützerin und — seiner Mutter.“

„Mir?“ frug die alte Frau erstaunt.

„Ihnen.“

„Hier im Kerker?“

„Sie werden ihn an der Hand Ihres Sohnes verlassen.“

„O mein Gott, sollte es wirklich —“

„Pst, man nähert sich uns. Genug indeß! Das Weitere wollen wir heute Abends in unserer Zelle besprechen.“

Es waren die Sträflinge Schwester Brigitte und Schwester Julie, welche zu der neuen Hausgenossin traten.

Frau Brigitte v. Mayer schien hier die Honneurs des Hauses zu machen.

„Da ich die Ehre hatte, Sie beide, meine Damen hin und wieder in meinen Appartements zu begrüßen,“ sagte sie mit feinem Lächeln, „geziemt es mir wohl, Sie einander vorzustellen, im Falle Sie als Stiftsdame und Ordensschwestern nicht schon alte Bekannte sein sollten.“

„Bis jetzt hatten wir noch nicht das Vergnügen —“

„Fräulein Julie v. Ebergenyi, Fräulein Amalie v. Horvath, nicht Viki v. Horvath,“ fügte die Kupplerin boshaft hinzu.

„Ich muß gestehen,“ sagte Schwester Julie, „daß wir außerordentlich überrascht waren —“

„Nicht alle Damen werden hier mit so großem Eklat angemeldet wie Sie, Fräulein v. Ebergenyi. Man hat es vorgezogen, mich so geheimnißvoll als möglich in dieses Stillleben einzuführen.“

„I nun, mit dem Stillleben darf man es nicht buchstäblich nehmen, denn die vielen Schwestern machen oft einen Lärm, daß man ganz betäubt von dem Geschnatter wird. Man hört da mitunter ganz erbauliche Geschichtchen und unterhält sich gar nicht übel. Auch mit den Nonnen sind wir so ziemlich zufrieden. Zu bedauern ist es nur, daß man nicht mehr für den Comfort für Damen unseres Standes sorgt. Es könnte gar nicht schaden, wenn wir uns an den Reichsrath mit der Bitte wenden, daß man uns erlaube Toilette zu machen, Cavaliere zu empfangen, musikalische Abendunterhaltungen und Kränzchen zu veranstalten. Mein Gusti soll verrückt sein, einen kleinen Sporn hat er immer gehabt — aber es wäre mir dennoch angenehm, mich hin und wieder

mit ihm zu unterhalten und ein kleines Tänzchen mit ihm zu machen. Wissen Sie nicht, wann uns der Generalinspektor wieder besucht, Schwester Käthchen?"

„Künftigen Samstag glaube ich," antwortete eine kleine Person mit blödsinnigem Gesicht, die die prätentiöse Giftmischerin, Schwester Käthchen, und der Gerichtshof Katharina Petersilka nannte, als Guillotine eines jungen Mädchens aus der Vorstadt bekannt.

„Ich will den Generalinspektor ersuchen, mir meinen Bösendorfer Flügel herführen zu lassen, ehe ich weitere Concessionen beanspruche. Apropos, ich empfehle Ihnen Schwester Käthchen zu kleinen Dienstleistungen. Sie ist ein sehr gutes, sittsames Mädchen, auf das Sie sich verlassen können."

Das Geschwätz der Schwester Julie unterbrach ein kurzes Glockenzeichen, daß die Sträflinge zum Abendgebet in die Kapelle rief.

Gleichzeitig erschienen mehrere Nonnen, um ihren „lieben Kindern" das Geleite zu geben, und einige Minuten später war der Saal geräumt.

In der Kapelle hörte man darauf einen Weiberchor, der selbst unsern Herrgott um sein Gehör bringen könnte, wenn er sich nicht die Ohren mit Baumwolle verstopft.

Nach dieser furchtbaren Zukunftsmusik und

der Abendmahlzeit, die der Schwester Amalie gar nicht recht munden wollte, wurde sie zur hochwürdigen Frau Oberin beschieden, die sie mit der Hausordnung bekannt machte, ihr mütterliche Lehren ertheilte und sie dann durch die Novize Schwester Friederike in die ihr angewiesene Zelle zunächst dem Refektorium führen ließ, wo sie bereits von der Mutter Roberts sehnsuchtsvoll erwartet wurde.

„Sie kennen jetzt die Hausordnung," sagte die Novize, „und wissen, daß Sie die Lampe auszulöschen haben, wenn die Abendglocke zur Ruhe ruft. Gute Nacht, der Herr segne Ihren Schlaf."

Nachdem sich die Novize in's Refektorium zurückgezogen, ließ sich die Stiftsdame auf die Bank zur Seite der alten Frau nieder, ergriff ihre Hand und drückte sie mit aufrichtiger Herzlichkeit.

„Vor Allem sollte ich Sie auf meinen Knieen um Verzeihung bitten," begann sie, „denn ich bin nicht ganz unschuldig an dem traurigen Schicksale, das Sie und Ihren Sohn neuerdings betroffen hat, meine arme Freundin."

„Gott vergebe Ihnen," erwiederte leise die alte Frau.

„Ich wurde von einer wilden, unbezähmbaren Leidenschaft beherrscht, wie Sie wissen. Ich liebte Ihren Sohn und wollte mir durch alle

Mittel Gegenliebe erlisten, ja endlich gar erzwingen.“

„Das Herz meines Sohnes ist nicht mehr frei.“ —

„Und es ist ein treues Herz, wie kein zweites in einer Männerbrust mehr schlägt. Leider habe ich es zu spät erkannt. Nachdem ich Alles vergebens versucht hatte, mich ihm zu nähern, machte mich der Zufall mit dem Geheimniß seiner Geburt und dem traurigen Ort bekannt, wo man seine Mutter verborgen hielt.“

„Im Irrenhause, o mein Gott im Irrenhause.“

„Ich ließ ihn davon in Kenntniß setzen, und was meiner Liebe nicht gelang, gelang der Kindesliebe. Sie führte ihn zu mir. Ich gab ihm seine Mutter wieder, aber er bot mir nur ein dankbares Herz für die Gabe.“

„Er wird seiner Friederike treu bleiben bis zum letzten Athemzuge.“

„Still,“ flüsterte die Stiftsdame aufhorchend, „mir war's, als ob ich's rauschen hörte vor der Thür.“

„Man hat die Fensterflügel des Corridors wahrscheinlich nicht geschlossen.“

„Robert kannte mich und meine Verhältnisse nicht,“ fuhr die Stiftsdame nach kurzer Unterbrechung in ihrer Beichte fort, „ich machte ihn glau-

ben, daß ich eine Verwandte des Ministerpräsidenten wäre. Ich sah mich ja gezwungen zu dieser Nothlüge, um meine Schande vor dem Manne, den ich so leidenschaftlich liebte, zu verbergen, sonst hätte er sich mit Verachtung von mir gewendet, statt mir seine Mutter zur Pflege anzuvertrauen."

„Sagen Sie, mit Mitleid und Bedauern."

„Aber die Wahrheit sollte ihm nicht lange verborgen bleiben. Sie erinnern sich noch jener fürchterlichen Nacht, in der er Sie noch krank und schwach aus meiner Wohnung führte."

„Es war die Nacht, in welcher Friederikens Vater starb."

„Auch der Tod dieses Ehrenmannes lastet auf meinem Gewissen. Um die beiden Liebenden zu trennen, ließ ich durch einen gewissen Basilius das Gerücht verbreiten, daß Robert mit mir in der vertrautesten Verbindung lebe —"

„Eine grausame Lüge, die den Vater tödtete — und fast das Herz der Tochter brach."

„Friederike zog sich aus Liebesgram in ein Kloster zurück und schon glaubte ich triumphiren zu können, aber ich irrte mich. Ich hatte nichts gewonnen, sondern Alles verloren durch das falsche Spiel. Wenn Robert mich wirklich nur bemitleidet hätte, jetzt verachtete er mich. Dennoch gab ich die

Hoffnung noch nicht auf. Was der List nicht gelang, sollte der Gewalt gelingen. Ich beschloß ihm die Freiheit zu nehmen, im thörichten Wahn, er würde sie mit seinem Herzen einlösen."

„Unglückliche, Sie waren es also, die ihn aus den Armen seiner Mutter riß?"

„Nein, meine arme Freundin, ein Anderer kam mir zuvor," antwortete die gestürzte Maitresse mit erhobener Stimme und flammenden Augen, „ein Ungeheuer, dem Sie die Zelle im Irrenhause und hier im Strafhause verdanken, — ein Scheusal, das Ihren schuldlosen Sohn zum Verbrecher stempelte um sich des eigenen Sohnes für immer zu entledigen."

Ein Schrei des Entsetzens entrang sich der Brust der armen Mutter und fand sein Echo in der Brust der Jungfrau, die bleich wie der Tod in die Zelle wankte und zu den Füßen der alten Frau in die Kniee sank.

„Mein Gott — mein Gott," lallte sie mit thränenerstickter Stimme, „wird mir unser Robert je verzeihen können?"

„Was — sagen Sie da?" frug bestürzt die Witwe.

„Errathen Sie nicht?" sagte die Stiftsdame. „Es ist die arme irregeführte Friederike, die zu Ihren Füßen liegt."

„O mein gutes betrogenes Kind!“ rief die alte Frau in höchster Aufregung, ihre Arme um den Hals der weinenden Novize schlingend, „Hier, hier müssen wir uns kennen lernen?“

„Der Herr sei gelobt, noch bindet mich kein Gelübde!“ sagte Friederike, mit einem frommen dankbaren Blick zum Himmel.

„Nicht?“ rief die Stiftsdame freudig überrascht. „O, dann ist es die gerechte Vorsehung, die uns hier zusammengeführt und Sie sind Ihrem Robert noch nicht verloren! Glauben Sie mir, ich fühle etwas wie Reue in meinem Herzen und werde mich nicht mehr unglücklich fühlen, wenn ich Sie mit ihm vereint und glücklich weiß.“

„Wie — wie kann ich ihn retten?“

„Er ist gerettet und im Hause der Prinzessin v. Suvarof geschützt und geborgen.“

„Verbergen muß er sich also dennoch?“

„Bis seine Unschuld erwiesen ist.“

„Wer kann, wer soll die erweisen?“ frugen die Witwe und die Novize zugleich.

„Wer? Der Räuber seiner Ehre selbst, Graf Arthur v. Sportheim.“

„Er — er?“ rief bestürzt die alte Frau.

„Er, und Sie werden ihn dazu zwingen, Frau Anna Brunner. Sie haben seine schmachvolle Vergangenheit als Waffe gegen ihn.“

„Was verlangen Sie von mir?“ erwiederte sie erbebend. „Er ist der Vater meines Sohnes.“

„Und welch' ein Vater! Schaudern Sie jetzt vor dem zurück, was längst beschlossene Sache war? Oder war jener abscheuliche Brief, dessen Siegel Robert erst nach seiner Volljährigkeit lösen sollte, etwas Anderes als eine Mahnung, einst Rache zu nehmen an dem Henker seiner Mutter?“

„Das wolle Gott verhüten!“ rief die alte Frau schaudernd. „Nicht zur Rache sollte der Brief den Sohn verleiten, sondern seine Mutter rechtfertigen und ihm den Weg zum harten Vater bahnen, um ihn zu versöhnen.“

„Und mit ihm die Friedenspfeife zu rauchen!“ höhnte die Stiftsdame, zu neuer Wuth entflammt. „Unglückliche, gerade dieser Brief ist es, mit welchem Sie sich und den Sohn dem Verderben geweiht. Der Minister muß gestürzt werden, wenn seine gewaltige Hand Ihnen nicht bis ans Ende Ihrer Tage das Mutterherz zerfleischen soll. Hier heißt es vernichten oder vernichtet werden, es bleibt Ihnen keine andere Wahl.“

„O mein Gott, erbarme Dich unser!“ jammerte die alte Frau.

„Er wird sich unser Aller erbarmen, wenn wir der Versuchung widerstehen,“ sagte Friederike mit einem Blick des Unwillens auf die Stiftsdame.

„Das Haupt trägt leichter an einem Unglück als das Herz an einer Sünde, und wenn mein Robert mich noch liebt, wird er nicht freveln gegen das vierte Gebot.“

Die Abendglocke erklang und gleichzeitig erlosch die kleine Lampe in der Zelle der beiden Sträflinge.

Mit ihrem dunklen Schleier verhüllte die Nacht das Antlitz der Stiftsdame, das die wilde dämonische Leidenschaft wieder bis zur Fratze verzerrte.

Sie hatte die Liebe gewaltsam aus ihrem Herzen gerissen, um einzig und allein der Rache zu dienen, und jetzt, so nahe am Ziele, schleuderten ihr diese Weiber mit dem Taubenblut in den Adern das vierte Gebot in den Weg.

Zähneknirschend warf sie sich auf ihr Lager, um ihren Ingrimm in dem Strohpolster zu verbeißen; indeß umschlang die Novize mit der herzlichsten Innigkeit die Mutter des verkannten Geliebten und flüsterte ihr eine gute Nacht und Vertrauen auf Gott zu, der Alles zum Besten lenken würde.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Die Liebe als Arzt.

Es ist noch früh am Tage, aber im Palaste Suvarof werden keine nächtlichen Orgien gefeiert. Hier steht man mit der Morgensonne auf und geht mit der Abendsonne zu Bette.

Das Dienstpersonale hat sich um zwei Personen vermehrt, um einen vierten Lakai und eine dritte Kammerjungfer.

Es sind der „schöne Toni“ und die pfiffige Rosa, die sich zu den Hausgenossen zählen, obgleich sie Beide überzählig sind.

Sie promeniren auf dem Corridor plaudernd auf und ab.

„Ich glaub's, daß es Ihnen hier gefällt, Herr Anton,“ sagte Rosa, „es ist doch ein wenig behaglicher, hier im Palaste in glänzender Livree herum zu stolziren, als im Kittel und nummerirter Kappe unter dem Hausthor zu stehen und auf Zehnkreuzer-Kundschaften zu warten.“

„Das will ich meinen!“ schmunzelte der Ex-Dienstmann, „man lebt ja hier wie ein Prälat. Man ißt und trinkt nobel, hat nichts zu thun und wird fürstlich bezahlt. Nur aus dem Neste zu flattern, trau ich mich nicht recht. Ich fürchte noch immer den Herrn Minister.“

„Man könnte uns auch plötzlich verschwinden lassen, ohne daß man weiß, wo wir hingekommen sind.“

„Wenn die Prinzessin nicht für uns gutgestanden hätte, säßen wir schon in einem Käfig, ich wegen der Banknotengeschichte —“

„Und ich wegen der Rose aus dem Klostergarten.“

„Ganz leer ausgehen werden wir nicht“

„Ein Bischen brummen wird man uns lassen aber so lange nicht, wie den saubern Herrn Baron v. Münich.“

„Mit dem hat man nicht lange Federlesens gemacht. Gleich nach unserem Verhör bei dem Polizeiminister hat man ihn verhaftet.“

„Wie gehts denn unserem Herr Robert?“

„Es sieht sehr bedenklich mit ihm aus. Sie haben ihn gar zu übel zugerichtet in ihrer „Teufelsküche.“ — Aber nicht das allein, auch an einer Gemüthskrankheit leidet er. Er phantasirt in Fieberhitze fortwährend von seiner Mutter und seiner Geliebten.“

„Weiß man denn noch immer nicht, wohin man die alte Frau und das Mädel expedirt hat?"

„Noch immer nicht. Sie sind für immer ihren Freunden unsichtbar, wie mein armes Fräulein." —

„So lange er am Ruder steht, allerdings, aber —"

„Nun? — Was wollen Sie sagen mit dem Aber?"

„Ich glaube mit seiner Herrschaft wird's bald ein Ende nehmen," flüsterte der „schöne Toni" geheimnißvoll. „Seine Anhänger fallen langsam von ihm ab und schlagen sich zur Opposition und alle Journale stimmen schon seinen Leichengesang an."

„Sie singen umsonst, denn so ein Minister hat ein zähes Leben und wenn nicht die Witwe Brunner —"

„Pst! die Prinzessin — !"

„Ah, die Empfangsstunde ihrer täglichen Gäste hat geschlagen," sagte Rosa, indem sie sich mit ihrem Gefährten ins Domestikenzimmer zurückzog, wo sie ihren Tritschtratsch fortsetzten, denn sie waren noch lange nicht fertig miteinander.

Die Empfangsstunde der täglichen Gäste der Prinzessin, deren Rosa gedachte, war die achte Morgenstunde, in welcher die schöne Fürstentoch-

ter persönlich ihre Hausarmen empfing und betheilte.

Wie der große Kaiser Josef, hatte auch sie einen Controllorgang, wo sie für jeden Bittsteller ein theilnehmendes Herz, ein tröstendes Wort und eine milde Gabe hatte.

Sie erschien, begleitet von ihrem Sekretär und Haushofmeister, auf diesem Gange, wo heute alle Plätze vergriffen waren.

Die Prinzessin machte ihre Runde.

Sie schien unter lauter lieben Bekannten zu sein, grüßte hier und dort freundlich, nickte Diesem und Jenem lächelnd zu, nannte Mehrere bei Namen sogar und erkundigte sich nach dem Wohlsein einzelner Mitglieder ihrer Familien, hielt wohl auch Manchem eine kurze Strafpredigt, der sich in seiner Desperation zu einem kleinen Exzeß hatte hinreißen lassen, aber wenn das reizende Mündchen auch schmollend seine Lippen aufwarf, hätte man für einen Kuß von ihnen zehn Jahre seines Lebens zahlen können.

Während sie nun die langen Reihen hinab von Einem zum Andern schritt, drückten hinter ihr ihre Begleiter Jedem Silbermünzen oder Banknoten in die Hand, mehr oder weniger, denn sie kannten ihre Leute und wußten, daß die Familienväter die Hilfsbedürftigsten waren.

Als die Prinzessin die letzte Reihe passirte, bemerkte sie ein junges blasses Mädchen, das sich schüchtern im Hintergrunde hielt und ihr ganz unbekannt war.

„Ei, welch' ein Madonnengesichtchen!“ rief sie ihren Begleitern zu, „Sie haben mir ja noch nicht mitgetheilt, meine Herren, daß meiner großen Familie ein so interessantes Mitglied zugewachsen ist.“

„Ich kenne das junge Mädchen nicht, Durchlaucht,“ antwortete der Haushofmeister.

„Auch ich sehe es jetzt zum ersten Male,“ sagte der Sekretär.

„Also eine Ueberraschung, und eine recht angenehme noch dazu,“ bemerkte die Prinzessin. „Kommen Sie doch näher, liebe Kleine,“ rief sie dem blassen Mädchen freundlich lächelnd zu, „und ganz ohne Scheu, denn wer meiner Hilfe bedarf, ist hier das Kind vom Hause.“

„Ich komme nicht, um mir eine Gabe zu erbitten,“ erwiederte das junge Mädchen befangen.

„Nicht! Ach, wie leid mir das ist!“

„Sondern ich komme, die Hand der hohen Dame zu küssen, die Gott als Schutzgeist aller Armen und Unglücklichen auf die Erde gesandt.“

„Ah — Sie wollen nicht von mir betheilt

sein, sondern mich selbst betheilen, mit einer Schmeichelei nämlich."

„Mit Thränen der Rührung in den Augen schmeichelt man nicht."

Die Hausarmen waren indeß betheilt worden und hatten sich stille zurückgezogen, denn für empfangene Gaben zu danken, war ihnen hier auf das Strengste untersagt worden.

Die Prinzessin war mit ihren vertrauten Beamten und dem jungen Mädchen allein.

Sie blickte in die schwimmenden Augen der blassen Jungfrau und sagte mit inniger Herzlichkeit:

„Wenn Sie mich nun schon zum Schutzgeist der Unglücklichen erheben, hätte ich beinahe den grausamen Wunsch, auch Ihr Schutzgeist zu sein."

„Sie sind es, denn sein Schutzgeist ist auch der Meinige!" rief das junge Mädchen heftig bewegt, indem es zu den Füßen der Prinzessin sank.

„Von wem sprechen Sie denn!" frug diese befremdet.

„Von dem Unglücklichen, Verfolgten, dem Ihr Haus zum schützenden Asyl geworden."

„Mein Gott, Sie sind —"

„Friederike Hartel."

„Die — die Klosterjungfrau?“

„Noch bindet mich kein Gelübde. Ich habe heute das Kloster verlassen.“

„Dem Himmel sei Dank!“ rief die Prinzessin freudig erregt.

„Das ist der rechte Professor für unsere Patienten!“ flüsterte der alte Haushofmeister der Prinzessin zu.

„Ich bin selbst der Meinung,“ antwortete sie lächelnd. „Aber wissen Sie wohl, daß wir Ihretwegen an alle Klosterpforten geklopft haben, mein Kind? Wo steckten Sie denn um's Himmelswillen?“

„Im Neudorfer Kloster der „Frauen vom guten Hirten,“ Durchlaucht.“

„Wenn ich nicht irre, ist das ein Kloster, das mit einer Strafanstalt verbunden ist.“

„Aus welcher ich tausend Grüße bringe.“

„Grüße? von einer Verbrecherin?“

„Von einer schuldlos verurtheilten alten Frau, Durchlaucht.“

„Gerechter Himmel, von —“

„Von Roberts Mutter, der Försterswitwe Anna Brunner.“

„O, diese Grüße sind nicht mit Gold aufzuwiegen!“ jubelte die Prinzessin. „Sie haben

unserem Patienten das Elixir des Lebens gebracht.“

„Ach mein Gott, er ist krank?“ frug Friederike besorgt.

„Nicht gefährlich, mein Kind. Man hat ihn mit einer Rose, angeblich von seiner Friederike gesendet, in einen Kerker gelockt, der nicht ganz mit Comfort ausgestattet war. Die Kerkerluft steckt ihm noch in den Gliedern, dennoch leidet er mehr an der Sehnsucht nach Ihnen und seiner Mutter, — aber die Hälfte dieses Uebels werden wir ja heute noch heben und die andere Hälfte wird mit Gottes Hilfe in kurzer Zeit gehoben sein.“

„Ich habe im Kloster Kranke an Körper und Seele pflegen und trösten gelernt, — o, wie glücklich wäre ich, durchlauchtigste Prinzessin, wenn Sie mir erlaubten, auch ihm als Krankenwärterin zu dienen.“

„Wie können Sie nur daran zweifeln, treulose Himmelsbraut?“ scherzte die Prinzessin. „Ich wollte heute um Professor Hebra senden, aber mein Herr Haushofmeister meint, die Liebe als Arzt wäre geschickter als er, und so wollen wir es denn mit diesem versuchen. Aber gar so unvorsichtig mit der Thüre ins Haus fallen dürfen wir denn doch wohl nicht, Sie werden

daher erlauben, daß ich unseren Patienten auf ihre Visite ein wenig vorbereite, mein lieber kleiner Herr Professor."

Die Prinzessin küßte die Stirne des schönen Mädchens, ergriff es bei der Hand und führte es durch mehrere Zimmer, bis sie vor der halb versteckten Thüre eines entlegenen Kämmerchens anlangten.

„Hier warten Sie ein wenig," flüsterte sie Friederiken zu. „Ich erlaube Ihnen sogar, zu horchen, wenn Sie neugierig sind."

Die Prinzessin trat leise in die Kammer und zog die Thüre hinter sich zu.

Ob Friederike das Ohr ans Schlüsselloch derselben legte, um in der That zu horchen, glauben wir nicht, verbürgen können wir uns jedoch nicht für sie.

Mit der Gesundheit Robert's sah es noch immer traurig aus. Wir finden ihn so bleich, matt und abgemagert auf seinem Krankenlager, daß der Koch in der „Teufelsküche" nichts an ihm verloren haben kann, denn er hätte ihn unmöglich als Wildpret auf die Hoftafel servi- ren können. Seine infernalische Majestät hätten nichts an ihm zu nagen gefunden.

Dennoch erglänzten seine Augen lebhaft,

als sie auf seine herbeischleichende, liebenswürdige Pflegerin fielen.

„Dank! Dank!“ lispelte er ihr entgegen.

„Dank? Ei, wofür denn schon wieder?“ frug sie, indem sie sich zu ihrem Patienten nieder ließ und ihm freundlich das Händchen reichte.

„Daß Sie mir den Professor nicht bringen, den Sie mir angedroht.“

„Scheuen Sie denn gar so die Gelehrten?“

„Ich scheue alle Menschen. Niemand darf erfahren, daß im Palast der hochherzigen Prinzessin von Suvarof ein Asyl für — Verbrecher ist.“ —

„Für Verfolgte, wollen Sie sagen. Uebrigens würde uns unser Professor nicht verrathen, wenn er auch nicht von Ihrer Unschuld überzeugt wäre.“

„Hat Baron Münich gestanden?“ frug Robert lebhaft.

„Noch leugnet er hartnäckig, aber ich hoffe, wir haben nicht lange mehr auf sein Geständniß zu warten. Beunruhigen Sie sich deshalb nicht und sagen Sie mir, wie es mit Ihrem Fieber steht, Herr Patient?“

„Der böse Gast hat mich so eben verlassen.“

„Sehen Sie, wie nothwendig uns ein gelehrter Herr Professor ist!"

„Nicht doch Durchlaucht, ich bitte."

„Wenn Sie auch bitten, Sie entgehen ihm dennoch nicht. Er ist Ihnen näher, als Sie glauben."

„Wozu bedarf ich seiner? Ich habe ja einen Arzt, der Todte auferwecken kann."

„O pfui! Ein Freigeist und an Wunder glauben!"

„An Wunder schöner Damen, glauben selbst die Ungläubigen."

„Wenn das der Professor gehört hätte, ließe er uns auf der Stelle davon."

„Desto besser!"

„Wer weiß! — Aber ich habe ganz vergessen, zu fragen, wie Sie geschlafen haben, junger Herr?"

„Durchlaucht wissen ja, ich schlafe nicht, ich träume nur."

„Wieder von einer schönen Klosterjungfrau, Ketzer?"

„Ach von ihr, nur von ihr und meiner unglücklichen Mutter. Noch immer kein Lebenszeichen von ihnen, Durchlaucht?"

„Es kommt darauf an, ob Sie tausend Grüße für ein Lebenszeichen halten?"

„Grüße?"

„Von Frau Anna Brunner an ihren geliebten Sohn Robert und ihre treuen Freundin Olga."

„O meine Mutter!" rief Robert bewegt. „Wo — wo gedenkt sie meiner?"

„Im Kloster der „Frauen vom guten Hirten."

„Also doch in einer Strafanstalt. Und wer war der Liebesbote aus dem Kerker?"

„Wer? Nun der Professor."

„O, welch' ein Scherz!"

„Ernst! Ernst! Ein gelehrter Professor hat ja auch in einem Kloster zuweilen zu thun, denn es gibt auch dort interessante Exemplare. Erlauben Sie mir Ihren Puls ein wenig, Herr Patient! Hu, wie der gallopirt! Ich fürchte, Sie sind noch zu schwach, eine kleine Erschütterung zu ertragen.

„Ich bin ein Mann, Durchlaucht!"

„Für mich hat das Wort nicht viel zu bedeuten, wir wollen aber hören, was der Professor dazu sagt."

Die Prinzessin eilte zur Thüre und öffnete sie.

Langsam trat Friederike in den Rahmen derselben, die Hände gefaltet, und das seelenvolle Auge, mit dem Ausdrucke innigster Liebe,

und Zärtlichkeit auf den kranken Geliebten gerichtet.

Dieser erhob sich — sein bleiches Antlitz färbte sich purpurroth — konvulsivisch erbebend starrte er auf die liebliche Erscheinung — der Name „Friederike!" entrang sich seiner stürmisch bewegten Brust — er breitete die zitternden Arme aus, wie um ein holdes Traumbild zu umfangen — aber die Arme sanken wieder und auch er sank bewußtlos auf sein Lager zurück.

„O allbarmherziger Gott, er stirbt!" rief Friederike herzergreifend, indem sie sich verzweiflungsvoll über den Ohnmächtigen warf.

„Nein, nein!" tröstete die Prinzessin, „Gott ist ein zu liebevoller Vater, um in diesem Augenblicke sein Herz zu brechen."

Sie ergriff ein Fläschchen und benetzte Stirn, Schläfe und Lippen des Kranken mit einer labenden Essenz und ihr Vertrauen auf die väterliche Liebe Gottes hatte sie nicht getäuscht.

Schon nach einigen Minuten erwachte Robert aus seiner Betäubung. Wie verzückt blickte er in das Antlitz der Geliebten und abermals glitt der Name „Friederike!" von seinen Lip-

pen, aber mit einem Tone, der ein ganzes Weltall voll Glückseligkeit in sich schloß.

„Kannst Du mir verzeihen, mein armer Robert?“ lispelte die Jungfrau, die abgezehrten Hände des Geliebten mit Thränen benetzend, böse Menschen haben meinen Vater getödtet — den Geist meiner Mutter in ewige Nacht gehüllt, und Dich verleumdet, um Dich aus meinem Herzen zu reißen. Ich habe wie Du gelitten, und dennoch bin ich allein die Schuldige. Vergib, Vergib!“

„Da bittet mich ein Engel um Verzeihung, der mir den blauen Himmel geschenkt,“ hauchte lächelnd Robert. „Nicht Verzeihung, Dank, Dank fordere von mir, mein geliebtes Mädchen, für das unaussprechliche Glück dieser Stunde.“

Die Hände, Augen und Herzen der Liebenden hatten sich wiedergefunden und die Prinzessin hatte sich leise zurückgezogen, damit sich auch die Lippen wiederfinden konnten.

Und die Lippen fanden sich, ohne sich lange zu suchen und wollten sich gar nicht mehr trennen von einander, aber da fuhr plötzlich eine böse Erinnerung wie eine Blitzstrahl zwischen sie.

„Du bist — Nonne, Friederike!“ rief Robert schaudernd.

„Ich wäre eine saubere Nonne!“ scherzte

sie. „Nonnen dürfen ja keine Männer küssen, mein Freund."

„Sie dürfen nicht, aber sie thun's zuweilen doch."

„Böse Junge, selbst auf dem Krankenbette. Viel gefehlt hast Du indeß nicht. Ich war die nächste Braut des „guten Hirten."

„Also gerettet?"

„Für Dich, mein Robert! Es war ein Glück im Unglück. Hätte man Deine gute Mutter und das Fräulein v. Horvath nicht in die Strafanstalt geschickt, würde ich wohl nie erfahren haben, welch' ein treues Herz Du bist und hätte ohne Zögern das Gelübde abgelegt."

„Ach, meine arme unglückliche Mutter!'

„Sie ist glücklich, seit dem sie weiß, welch' ein Engel Dich beschirmt.

„Und Deine Mutter, Friederike?"

„Mein Vormund hat sie in eine Privatheilanstalt für Geisteskranke gegeben," antwortete das Mädchen kummervoll. „Als ich gestern Abends ankam, war mein erster Gang zu ihr. Sie erkannte mich nicht, liegt den ganzen Tag auf den

Knien und hält sich für eine Heilige, von Gott gesandt, mit Feuer und Schwert die ganze Menschheit auszurotten."

„Geben die Aerzte Hoffnung?"

„Leider nein!" seufzte Friederike mit nassen Augen, „Sie ist unheilbar und dem Grabe nahe."

Die Liebenden theilten sich nun ihre gegenseitige Leidensgeschichte mit, die unsern Lesern bereits bekannt ist.

Wohl kochte das Blut zu Galle in den Adern des jungen Mannes, als er hörte, wie dieser alte Heuchler Basilius ihn verleumdet und verdächtigt hatte, um ihn aus dem Herzen der Geliebten zu reißen, — welch' ein abscheuliches Gewebe man um gute Menschen gesponnen, um sie der Begierde eines sinnlichen Weibes zu opfern und sie den Gewaltigen aus dem krummen Wege zu räumen, — aber er fühlte nur Abscheu und Verachtung für diese feilen Creaturen — hassen aus ganzer Seele, bis zur Vernichtung hassen, konnte er nur einen einzigen Menschen auf dieser großen Erde und dieser Eine war — sein Vater.

Der Sohn hatte nicht sich, sondern seine

Mutter an dem Vater zu rächen, der ihr für Liebe und Vertrauen mit Meineid, Hohn, Verrath, Tollhaus und Kerker gedankt.

„Hüte Dich!" rief Robert dumpf, nachdem sie ihre Mittheilungen geschlossen, und die ganze Glut korsischer Rache leuchtete aus seinen Augen, indem er die zwei Worte sprach.

„Wem rufst Du diese Warnung zu, mein Freund?" frug Friederike mit sanfter Stimme.

„Wem? Wem? — Kannst Du noch fragen Mädchen? Wem denn sonst, als jenem hohen Herrn, der sich amusirt, wenn er das Herz eines armen Mädchens bethört und bricht? Der mit ihr erst spielt, wie die Katze mit der Maus, ehe sie sie mit scharfen Krallen faßt und erwürgt?"

„Dieselbe Warnung rufe ich Dir zu, Robert hüte Dich!"

„Ei ja wohl muß ich diesen siechen Leichnam hüten, um einen Theil der Lebenskräfte wieder zu gewinnen, die er mir geraubt. Wäre ich minder auf der Huth, würde ich jetzt schon mein Gerippe zu ihm schleppen, aber meine Hand ist noch zu schwach, um ihm die Maske vom Gesicht zu reißen, hinter der er die ganze Schmach der Verworfenheit birgt."

„Du sprichst von Deinem Vater!"

„Entweihe diesen Namen nicht, Mädchen!



Kannst Du mir verzeihen? lispelte die Jungfrau.

Böte Graf v. Sportheim mir seine Güter, seine Gewalt und alle seine Ordenssterne für das Wort, ich müßte mich selbst verfluchen, wenn es über meine Lippen glitte!"

„Rege Dich nicht auf, mein Freund!" bat besorgt das Mädchen. „Vielleicht wirst Du milder denken, wenn Deine Mutter zu Dir spricht."

„Mutter! Mutter!" hauchte der Kranke, den die Aufregung auf sein Lager zurückgeworfen hatte. „Die ewige Gerechtigkeit hat die Thränen gesammelt, die dieser Mann aus den Augen meiner Mutter gepreßt!"

In diesem Augenblick öffnete sich leise die Thüre und das Gesicht eines lauernden Mannes zeigte sich, der die Kammer so vorsichtig wie der Fuchs den Taubenschlag beschlich.

Es war Herr Basilius, der ewig kriechende, lauernde Basilius. Wie ein Fuchs schlich er herbei und wie eine Katze davon.

Und wohin?

Man sollte glauben in das geheime Cabinet Sr. Exzellenz des Herrn Ministerpräsidenten — dem war aber nicht so.

Der Herr Premierminister stand nicht mehr auf festen Füßen.

Wohin ging also Herr Basilius?

In den Palast Suvarof zurück, aber nicht mehr schleichend wie ein vierfüßiger Hühnerdieb, sondern steif und fest wie ein zweibeiniges Gabelthier, so daß der fromme Herr beinahe einem Biedermanne glich.

Dreißigstes Kapitel.

Ein Jugendstreich des Ministers.

Mit einer gewissen Würde ließ er sich bei Ihrer Durchlaucht der Prinzessin Suvarof anmelden.

„Ignazius Basilius, wirkliches Mitglied mehrerer frommen Bruderschaften und Vorstand eines Bonifazien-Vereins," rief er mit aufgeblasenen Backen dem Diener zu.

„Schon gut!" antwortete dieser, indem er dem frommen Manne ein possirliches Gesicht schnitt und sich nicht von der Stelle rührte.

„Schon gut? Was heißt schon gut?" frug Jener verblüfft.

„Hier werden keine Peterspfenninge ausgetheilt. Wir wissen unsere Pfenninge besser zu verwenden."

„Ich komme nicht, um Peterspfenninge zu sammeln."

„Wenn Sie für sich eine Unterstützung erbitten wollen, kommen Sie morgen früh um 8 Uhr."

„Ich bin kein Bettler. Melden Sie mich."

„Lassen Sie mich ungeschoren. Unsere Prinzessin empfängt dergleichen Visiten nicht," erwiderte schroff der Diener und brummte etwas in den Bart, das nicht wie ein Compliment für den Vorstand des Bonifazien-Vereins klang.

„Was haben Sie da gemurmelt, Herr?" zürnte Basilius, roth wie ein Puterhahn. „Halb und halb habe ich verstanden, was Sie murmelten aber ganz, ganz will ich wissen, was Sie gemurmelt haben. Was murmelten Sie?"

Der Diener rieb seine Hände und warf verfängliche Blicke auf den Rockkragen des Herrn Basilius, aber zum Glück für denselben hüpfte Rosa den Korridor herab.

„Ah, Herr Basilius!" rief sie überrascht. Was führt denn Sie zu uns?"

„Eben recht, Mamsell Rosa,“ pfnauste der Gefragte, „Sie kennen mich und wissen, welch’ ein Ehrenmann ich bin.“

„Das will ich meinen! Und wer wagt es daran zu zweifeln?“

„Dieses Murmelthier, das mir Injurien zumurmelt, statt mich der durchlauchtigsten Prinzessin zu melden, der ich eine sehr wichtige Mittheilung zu machen habe.“

„Und solch’ einem Wohlthäter des Menschengeschlechts, der so edle Zwecke verfolgt, weisen Sie die Thüre, Herr Alexander?“ rief Rosa mit drolliger Entrüstung dem Diener zu. Beim allgerechten Gott, das hätte ich nicht von Ihnen geglaubt! Kommen Sie, Herr Bonifazien-Vorstand, ich werde Sie selbst der Prinzessin melden und nehme die Verantwortung auf mich.“

Nach einigen Minuten stand Herr Basilius der Prinzessin Olga v. Suvarof gegenüber.

„Was wünschen Sie, mein Herr?“ frug sie frostig.

„Euer Durchlaucht erinnern sich vielleicht,“ lispelte Herr Basilius sanft, „daß ich schon einmal so glücklich war —“

„Ja, ja, Sie waren schon einmal so glücklich, hier in meinem Salon mit einem Kavalier gegen Se. Exzellenz dem Herrn Premierminister

als Zeugen zu dienen," fiel ihm die Prinzessin sarkastisch ins Wort.

„Leider konnten wir damals nichts thun für die edle Dame," lächelte Herr Basilius. „Aber was damals krumm schien, hat sich plötzlich als gerade gezeigt."

„Ja, ja, heute gerade, was gestern krumm war, und morgen wieder krumm, was heute gerade ist, je nachdem es nothwendig, die Mittel zum Zweck zu heiligen. Wenn ich nicht irre, handelte es sich damals um einen abscheulichen Brief, den der Herr Ministerpräsident in seiner Jugend an ein armes Mädchen geschrieben haben soll."

„An Jungfrau Anna Fox."

„Verleumdung natürlich, denn ein Mann wie der Herr Graf v. Sportheim war keines so herzlosen Jugendstreiches fähig. Die undankbare Stiftsdame hat es gewagt, ihren Wohlthäter mit der Abschrift eines Briefes kompromittiren zu wollen, der ohne Zweifel nur in ihrer böswilligen Phantasie existirt."

„Irren ist menschlich, durchlauchtigste Prinzessin, und ich komme daher —"

„Um mir zu sagen, daß Irren menschlich ist? —"

„Wir haben uns damals Alle geirrt. Das Original jener Copie —"

„Das verloren gegangen sein soll —“

„Ist nicht verloren gegangen.“

„Nicht?“

„Oder vielmehr, es ist verloren gegangen und wieder gefunden worden.“

„In der Tasche des Barons?“

„Nein, in meiner Tasche, Durchlaucht.“

„Ah!“

„Die Stiftsdame hat mir in der That den Brief für Herrn Baron Münich übergeben, — aber ich bin ein alter Mann, — mein Gedächtniß ist schon etwas schwach, — ich steckte den Brief hier in meine linke Tasche und dort steckte er heute noch.“

„Der Herr Baron v. Münich leidet wahrscheinlich ebenfalls an einem schwachen Gedächtniß? Er wollte auch nichts wissen von dem Briefe.“

„Möglich! Sei dem aber wie ihm wolle. Als sich der Brief hier in meiner rechten Tasche vorfand, eilte ich damit auf der Stelle und in der höchsten Bestürzung zu Ihnen.“

„O welch' ein Barbar ist dieser Herr Graf von Sportheim!“ rief Herr Basilius schaudernd, indem er der Prinzessin den Brief überreichte. „Nicht nur ein junges Mädchen, das er zu Fall gebracht, auf so schmachvolle Weise abzufertigen, sondern auch, nach Jahren noch, mit beispielloser

Grausamkeit zu verfolgen und sie bei gesundem Verstande in ein Irrenhaus zu stecken —"

„In ein Irrenhaus?"

„Sie stäcke noch darin, wenn wir sie nicht befreit hätten."

„So? Thaten Sie das?"

„Aber die Unglückliche sollte sich nicht lange ihrer Freiheit erfreuen. Nicht nur sie, auch seinen eigenen Sohn ließ der hohe Herr mit einem schweren Verbrechen belasten —"

„Der Banknotenfälschung, sagt man."

„Und die arme schuldlose Frau in ein Strafhaus abführen. — Den Sohn aber, sein eigenes Fleisch und Blut, — höre es gerechter Gott im Himmel — ließ der Unmensch in einen grauenvollen Kerker, tief unter der Erde, versenken, wo er elend zu Grunde gegangen wäre, wenn nicht wir ihn der Gewalt des Tyrannen entrissen hätten."

„Was Sie doch für gute Menschen sind!"

„Und dennoch verkannt und verleumdet, das ist das Los des Schönen auf Erden!"

„Und wo weilt denn gegenwärtig dieser natürliche Sohn eines unnatürlichen Vaters?"

„Das weiß Gott allein!" heuchelte der alte Spion. „Wahrscheinlich verbirgt er sich in einem entfernten Winkel der Erde, bis seine Unschuld erwiesen ist und er sich wieder mit unbefleckter Ehre in seiner Vaterstadt zeigen darf."

„Seine Exzellenz, der Herr Ministerpräsident Graf von Sportheim," meldete ein Diener.

Herr Basilius machte einen Sprung, als ob ihn eine Tarantel gestochen hätte und wollte sich flugs aus dem Staube machen, aber daran wurde er zu seinem Entsetzen gehindert.

„Sie bleiben!" rief ihm die Prinzessin strenge zu und befahl dem Diener mit einem bedeutungsvollen Wink, dem Minister die Thür zu öffnen und sie Herrn Basilius zu schließen.

Dieser duckte sich zusammen, als ob er sich mit Haut und Haar in einen seiner Stiefel verkriechen wollte.

Graf von Sportheim trat in den Saal und grüßte artig und galant wie immer die schöne Dame, die er auch jetzt noch für seine Herzdame hielt, als sein Blick auf die zusammengekauerte Figur des Herrn Vorstandes des Bonifazien-Vereins fiel.

„Was sucht dieser Mann des Erbarmens hier?" frug er befremdet.

„Er sucht bei mir in Schwarz zu malen," erwiederte die Prinzessin lächelnd, „wenigstens hat er Ihr Brustbild, an das er sich gewagt, in sehr dunklen Farben gehalten."

„Ich verstehe Sie nicht, Durchlaucht."

„Man porträtirt auch mit Worten und zu-

weilen sprechend getroffen. Wollen Sie das interessante Familien-Gemälde aus dem Leben des Herrn Grafen von Sportheim nicht in seiner Gegenwart gefälligst noch einmal schildern, Herr Basilius?"

„Mir ist so übel, gnädigste Durchlaucht," stotterte der in die Enge Getriebene, „erlauben Sie mir gütigst in die frische Luft hinaus."

„Nur noch ein paar Minuten Geduld. Ohne Resultat der Mission darf ich Sie ja nicht entlassen."

„Wie? Warum ist dieser Mann zu Ihnen gekommen?"

„Um mir mitzutheilen, daß Sie eine Frau, die Sie einst als Mädchen verführten, in das Irrenhaus sperren ließen, weil sie Ihnen zu viel auf der Welt war."

„Ah — wirklich?"

„Zum Glück wurde die arme alte Frau aus der Zelle des Tollhauses entführt, ohne daß man sie jedoch vor Ihren fernern Verfolgungen schützen konnte."

„Allerliebst!"

„Hierauf hätten Sie ihr falsche Banknoten in die Hand spielen und sie als Verbrecherin in eine Strafanstalt schicken lassen."

„Und das Alles hat Ihnen dieser Herr mitgetheilt?"

„Noch mehr! Es wäre Ihnen nicht genug gewesen, die arme Frau, die Sie schmachvoll verrathen und um ihr ganzes Lebensglück betrogen, in's Elend und Verderben zu stürzen, sondern Sie hätten auch Ihrem eigenen Sohne die Ehre geraubt und ihn in dem grauenvollsten Kerker lebendig begraben lassen."

„Welche schurkische Verleumdung!"

„Keine Verleumdung, Excellenz!" rief die Prinzessin mit ernster scharfer Stimme, indem sie den Brief, den Sie empfangen, emporhielt, denn dem Manne, der diese Zeilen schreiben konnte, hat die Natur das Herz eines Tigers in die Brust gelegt."

„Der Briefsteller scheint eine Brust von Glas zu haben," meinte lächelnd der Minister, „aber wie hängt das mit dem abgeschmackten Märchen dieses erbärmlichen Patrons zusammen?"

„Excellenz scheinen mich noch immer nicht verstanden zu haben, oder nicht verstehen zu wollen."

„Es ist hier von keiner Fiction mehr die Rede," — nicht mehr von einer Abschrift, sondern von dem Original jenes Briefes, den der Graf Arthur von Sportheim an die unglückliche Toch-

ter des Forstwarts Jonathan Fox schrieb. Die Handschrift ist zu bekannt, um sie in Frage zu stellen, auch wenn der Brief nicht mit dem gräflichen Wappen gesiegelt wäre."

In höchster Bestürzung starrte der Minister auf das vergilbte Papier, er wollte sprechen, brachte jedoch nur unartikulirte Töne über seine Lippen.

„Excellenz werden somit überzeugt sein, daß das Fräulein von Horvath, so gravirt es immer sein mag, sich wenigstens nicht der Verleumdung und Ehrenbeleidigung schuldig gemacht," fuhr die Prinzessin fort. Jetzt erst sah der Minister ein, daß sein Glücksstern unterging.

„Ich will es nicht leugnen, Durchlaucht," sagte er mit möglichster Fassung, „daß ich mich einst, im jugendlichen Uebermuth, eines argen Fehltritts schuldig gemacht, den ich in meiner Stellung sorgsam vor der Welt zu verbergen suchen muß. Ich bin daher dem Herrn noch zu großem Dank verpflichtet, weil er diesen Brief, der mich in der That compromitiren könnte, nicht meinen Feinden, sondern der Dame meines Herzens überlieferte."

„Ich muß es leider dulden, die Dame Ihres Herzens zu sein," entgegnete die Prinzessin kalt und stolz, „aber zum Glück sind Sie der Mann

meines Herzens nicht und nie gewesen. Ich bedaure, auf die hohe Ehre Ihres Besuches in Zukunft verzichten zu müssen, Exzellenz. — Das Thor des Palastes Suvarof wird dem Minister und Grafen von Sportheim geschlossen bleiben, jedoch dem Vater nicht, wenn er von seinem Sohne empfangen zu werden wünschen sollte."

„Ah, — von seinem Sohne?"

„Der an der väterlichen Sorge beinahe gestorben wäre, wenn ihm der Himmel nicht Freundschaft und Liebe als barmherzige Schwestern zugewiesen hätte."

„Versteh' ich recht? Der Banknotenfälscher Robert Fox im Palaste Suvarof?"

„Aus dem Kerker in den Palast. Es haben schon Minister dergleichen Sprünge gemacht."

„Durchlaucht geben also einem flüchtigen Verbrecher Obdach?"

„Ich muß ja wohl, weil der junge Mann noch immer an den Folgen der väterlichen Liebe kränkelt, und ich ihn unter meiner Obhut am Besten geborgen weiß. Zum Glück hat sich ein sehr geschickter Arzt gefunden, der ihn bald wieder herstellen wird. Kennen Excellenz den berühmten Professor Liebe?"

„Ich habe nicht die Ehre."

„Eine Autorität, der ich es verdanken werde,

wenn ich mit meinem Patienten schon an einem der nächsten schönen Tage eine kleine Spazierfahrt machen kann."

„Eine Spazierfahrt zum Landesgericht."

„Wenn wir diesem gastfreundlichen Hause nicht das Lusthaus im Prater vorziehen."

„Durchlaucht werden auf diesen Ausflug mit dem steckbrieflich verfolgten Banknotenfälscher Robert Fox verzichten müssen, denn in der nächsten Stunde wird er verhaftet sein."

„Excellenz irren," antwortete die Prinzessin gelassen, „der steckbrieflich verfolgte Banknotenfälscher Robert Fox wird sich in der Residenz zeigen, wann und wo es ihm beliebt und Niemand wird es wagen, Hand an ihn zu legen."

„Wer wird es hindern?"

„Der Befehl Sr. Majestät des Kaisers."

„Des Kaisers?" frug der Minister bestürzt.

„Seine Majestät haben die Revision des Prozesses angeordnet und ihn dem öffentlichen Gerichtshofe zugewiesen. Ob der Angeklagte von diesem verurtheilt wird oder nicht, hat er auf freien Füßen abzuwarten."

„Das klingt ja im Ernste wie eine Kriegserklärung. Darauf war ich zwar gefaßt, aber nimmer hätte ich geglaubt, daß die freisinnige Prinzessin von Suvarof eine Waffe gegen mich

aus der Rüstkammer der Jesuiten beziehen würde."

„Sie meinen diesen Brief?"

„Er ist ein vergifteter Pfeil, der Ihnen und Ihrem Schützling gute Dienste leisten kann."

„Olga von Suvarof kämpft mit den Waffen der Meuchelmörder nicht!" sagte stolz und erhaben die Prinzessin, indem sie den Brief zerriß und dem Minister zuschleuderte, beruhigen Sie sich Excellenz! Der Brief wird der Welt nicht mehr erzählen, wie sich der Herr Graf Arthur von Sportheim in seiner Jugend amüsirte."

Dieser hatte den zerrissenen Brief eiligst aufgehoben und verwahrt und unwillkürlich entrang sich ein schwerer Athemzug seiner Brust."

Aber auch Herr Basilius, der noch immer in seinem Winkelchen kauerte, seufzte tief und schwer, als er das kostbare Stück Papier in der Brusttasche des Ministers verschwinden sah.

Es war ihm zu Muthe, wie dem geschlagenen Krieger, der seine Waffe zu den Füßen des Siegers niederlegt und sich ihm auf Gnade und Ungnade ergeben muß."

„Gehen Sie zum Teufel!" herrschte ihn der Minister an, und der fromme Vorstand des Bonifazienvereines huschte wie ein Kobold zur Thüre hinaus.

Finster grollend blickte der Minister vor sich hin. Er fühlte, daß er in diesem Augenblick eine fast lächerliche Figur spielte.

„Der unglückselige Brief kann Sie nicht mehr compromittiren, Excellenz," nahm die Prinzessin das Wort, „er war Ihnen auch nur in Händen der Stiftsdame gefährlich, weder Robert Fox noch seine Mutter, würden ihn als Waffe gegen Sie benützt haben, dennoch würde ganz sicher von anderer Seite dieses Briefes gedacht werden, wenn der Banknoten-Prozeß vor dem öffentlichen Gerichtshof zum Abschluß gebracht werden müßte."

„Kann ich's hindern?"

„Vielleicht! Excellenz haben schon schwierigere Processe in der Stille und ohne Eclat schlichten lassen. Ihr Wink würde genügen, Herrn Baron von Minich theilweise zum Geständniß zu bringen."

„Und dann?"

„Nun dann würde es heißen, der Herr Baron habe auf den jungen Mann einen Groll gehabt, und ihm den Streich gespielt, — um sein Müthchen an ihm zu kühlen."

„Sie meinen, der Herr Baron solle sich aus Gefälligkeit für mich, oder aus Schonung für

Ihre Schützlinge, eines Verbrechens schuldig bekennen, das er nie begangen hat?"

„Die Maske ist locker, Excellenz, Sie werden sie nicht mehr lange halten können. Lassen Sie sie endlich fallen."

„Haben Durchlaucht weitere Wünsche oder Befehle für mich?" frug der Graf frostig, indem er nach seinem Hut griff.

„Eine Bitte — die letzte, Excellenz."

„Ich höre."

„Verhindern Sie die Wiederaufnahme des Processes. Schonen Sie den Namen Sportheim, — geben Sie Herrn Robert Fox die Ehre und seiner Mutter die — Freiheit wieder!"

„Auf dem Paradeplatz wohnt die Gerechtigkeit, — Durchlaucht würden wohl thun, wenn Sie Ihre Wünsche direct an sie adressirten. Ihr gehorsamster Diener!"

Der Minister zog sich rasch zurück. Er hatte die letzten Worte mit seiner Verlobten gewechselt.

Einunddreißigstes Kapitel.

Eine Demission.

Die Prinzessin von Suvarof stand einige Augenblicke in Nachdenken versunken nnd bemerkte Rosa nicht, die leise die Portiere der Seitenthüre öffnete und in den Salon trat.

Die pfiffige Zose näherte sich ihrer schönen Gebieterin und erlaubte sich, zu husten, um ihre Aufmerksamkeit auf sich zu lenken.

„Ach Rosa, — ich habe vielleicht eine Thorheit begangen,“ seufzte die Prinzessin, ihren Gedanken entrissen.

„O, das ist gar nicht möglich, Durchlaucht!“ schmeichelte die Kammerjungfer.

„Vielleicht doch. Man hat mir das Original jenes Briefes geschickt, den ich in der Abschrift gelesen.“

„Nun, dann ist ja Alles gewonnen!“

„Ich habe den Brief nicht mehr.“

„Verloren?“

„So gut als verloren. Ich habe ihn dem Herrn Grafen zurückgegeben.“

„Ach mein Gott, — warum denn Durchlaucht?“

„Weil ich es verächtlich finde, mit einem Drohbrief Gerechtigkeit zu erzwingen, und weil ich einen alten edlen Namen achte, wenn ich auch den letzten Träger desselben verachten muß.“

„Das ist recht schön, aber ich weiß nicht, ob es auch so politisch ist, als schön.“

„Auch habe ich es verhindern wollen, daß der junge Mann dieses unlautere Zwangsmittel gegen seinen eigenen Vater benützt.“

„Aber es war das Mittel für den Sohn, von seinem Vater anerkannt zu werden.“

„Wie ich Herrn Robert kenne, bin ich überzeugt, daß er von diesem Vater nicht anerkannt zu werden wünscht. Nicht diese Anerkennung, ihre Ehre und Freiheit wollen Mutter und Sohn erkämpfen, und dazu bedürfen sie jenes abscheulichen Briefes nicht, sondern nur eines aufrichtigen Geständnisses des Baron von Münich, der noch immer leugnet, wahrscheinlich weil er den Minister fürchtet.“

„Was glauben Durchlaucht,“ rief Rosa lebhaft von einem Gedanken erfaßt, würde der

Baron noch länger leugnen, wenn er wüßte, daß er den Minister nicht mehr zu fürchten hat?"

„Ich glaube nicht."

„Oh, dann ist uns geholfen!"

„Wie das, liebe Rosa?"

„Die Geliebte unseres Herrn Patienten hat mir aus der Neudorfer Strafanstalt ein Schreiben des Fräulein von Horvath und einige Werthpapiere geschickt, die zu verbergen ihr gelang."

„Was nützen uns Werthpapiere?"

„Oh unter diesen Werthpapieren steckt zufällig Eines, das ganz werthlos ist und dennoch mehr Werth für uns hat, als alle Anderen."

„Doch nicht abermals ein Brief des Ministers?"

„Ist es Ihnen möglich, Durchlaucht, mir eine kurze geheime Unterredung mit dem Herrn Baron von Münich vom Herrn Polizeiminister zu erwirken?"

„Vielleicht. Ich will es versuchen."

„Wenn aber der Versuch mißlingt?"

„Dann wüßte ich abermals aus dem Cabinet des Polizeiministers den Weg in das Cabinet des Kaisers zu finden, d. h. wenn die geheime Unterredung, die Sie wünschen, sich mit meiner Ehre und den Staatsgesetzen verträgt."

„Verträgt es sich mit Ihrer Ehre und den

Staatsgesetzen, wenn man Jemanden sein Eigenthum zurückstellt?"

„Welche Frage!"

„Nun Durchlaucht, — das ist's, was ich beabsichtige."

„Ich zweifle nicht, daß Ihnen die Unterredung bewilligt werden wird, und darf Ihnen wohl nicht sagen, daß ich zu jedem Opfer bereit bin, wenn der Herr Baron der Wahrheit die Ehre gibt."

„Das ist nicht in den Wind gesprochen, Durchlaucht, aber gegenwärtig ist dem Herrn Baron Courage nothwendiger als Geld."

Die Prinzessin, rasch und energisch in Allem was sie unternahm, fuhr noch in derselben Stunde zum Polizeiminister und erlangte ohne Schwierigkeit für ihre Kammerjungfer Rosa die Erlaubniß, sich eine halbe Stunde ohne Zeugen mit dem Inquisiten Baron Hector von Münich im Visitenzimmer des Landesgerichtes besprechen zu dürfen.

Vor dieser Besprechung erbat sich Demoiselle Rosa eine andere, mit Dr. Lewing nämlich, einem begabten jungen Rechtsgelehrten, der in der Wiederaufnahme des Processes als Vertreter des Angeklagten bestellt war.

Der junge Advokat erklärte sich einverstanden mit diesem Versuche, der Wahrheit ihr Recht zu verschaffen, jedoch auch fest entschlossen, Rosa zu begleiten, um, im Falle der Herr Baron zu beichten geneigt wäre, einen neuen Umsprung von der Wahrheit zur Lüge zu vereiteln, den man bei dergleichen Charakteren immer zu erwarten hat.

Der Präsident des Landesgerichtes hatte zu dieser Besprechung das Zimmer der Vertheidiger angewiesen.

Als der Inquisit von zwei Aufsehern in dasselbe geführt wurde, war er nicht wenig überrascht, sich dem Vertreter und einer Dienerin der feindlichen Partei gegenüber gestellt zu sehen.

Der Herr Baron sah sehr angegriffen und verkommen aus, was kein Wunder war, denn die Untersuchungshaft verhält sich zur Strafhaft, wie das Fegefeuer zur Hölle und man weiß noch nicht recht, wo der Rost glühender ist, hier oder dort.

„Herr Baron," nahm Dr. Lewing nach artigem Gruße das Wort, „wir haben mit der Zeit hauszuhalten, dennoch erlaube ich mir, ehe wir zur Sache schreiten, dieser eine Bemerkung vorauszuschicken. Der Priester, der Arzt, und

der Advokat sind drei Männer, deren erste und heiligste Pflicht Verschwiegenheit ist."

„Oder sein sollte," meinte lächelnd der Baron.

„Ich zähle mich zu denen, deren Ohr eine Pforte des Grabes ist. Jedes Wort, das hier gesprochen werden wird, ist todt, wenn Sie ihm nicht selbst die Lebenskraft verleihen."

„Ich will es glauben, mein Herr. Aber ehe wir gebären, was begraben werden soll, wäre es mir sehr angenehm zu erfahren, wem ich die Ehre Ihres Besuches verdanke?"

„Es ist die Prinzessin Olga von Suvarof, die uns sendet, um eine unerquickliche Affaire wo möglich zum friedlichen Ende zu bringen."

„Also in einer Rechtssache! Zählen Sie auch Kammerjungfern zu Ihren Collegen, Herr Doktor?"

„Wenn ich auch kein Rechtsfreund sein kann, bin ich doch eine Rechtsfreundin," bemerkte Rosa spitz, „und als solcher ist mir der Friedensvertrag anvertraut."

„Sie haben wiederholt in Abrede gestellt," lenkte Dr. Lewing wieder ein, „daß der Dienstmann Anton Schroll von Ihnen die falschen Banknoten und die Handpresse empfing, um sie der Försterswitwe Anna Brunner, angeblich im

Auftrage ihres Sohnes Robert Fox zu überliefern. Das ist nun eine Unwahrheit, mein Herr. Sie waren es, der den Dienstmann zu diesem Schurkenstreich gedungen und zwar im Auftrage einer hochgestellten Persönlichkeit."

„Herr Doctor, ich bitte —"

„Apropos, eine Neuigkeit, die Sie interessiren dürfte, Herr Baron," fiel diesem der Advocat in's Wort. „Heute gegen Mittag hat der Herr Ministerpräsident Graf Arthur von Sportheim seine Entlassung eingereicht."

„Seine Entlassung?" rief der Baron erstaunt und mit ihm zugleich Rosa, denn auch für sie war dieses wichtige Ereigniß eine Neuigkeit.

„Durch seine Willkührherrschaft, die er sogar auf seine Maitresse übertrug, und andere eben nicht ganz fleckenfreie Charakterzüge, hat er die Gnade des Monarchen verscherzt. Er hat, wie mancher Andere vor ihm, der öffentlichen Meinung weichen müssen. Der Minister ist also nicht mehr zu fürchten, aber der Privatmann vielleicht."

„Ich habe weder den Minister, noch den Privatmann zu fürchten."

„Wie aber, wenn es dem Herrn Grafen einfiele, die Anzeige zu machen, der Herr Baron

von Münich habe ein Accept mit seiner Namensunterschrift gefälscht, um dem Herrn Baron von Liliensteiner eine bedeutende Summe zu entlocken?"

„Zum Teufel mein Herr, sind Sie hierher gekommen, mir Injurien zu sagen?"

„Ihnen die Wahrheit zu sagen, aber ich wiederhole Ihnen nochmals, unsere Worte liegen im Sarge, wenn wir von einander scheiden."

„Die Namensunterschrift, die Sie verdächtigen, hat Graf von Sportheim als seine eigene anerkannt."

„Möglich, aber ebenso möglich ist es, daß er heute oder morgen widerrufen kann, wenn Sie Miene machen, ihm nicht länger dienstwillig zu sein. Das ist es, was Sie fürchten, sonst könnten Sie unmöglich länger leugnen, daß Sie die Hand zu einer so schmachvollen Intrigue geboten haben."

„Sind Sie fertig, Herr Doktor?"

„Noch nicht!" antwortete Rosa, statt des Advokaten. „Das war das Geschäft, jetzt kommt das Vergnügen. Die Prinzessin von Suvarof ist zu jedem Opfer bereit, wenn Sie nicht länger lügen und die Wahrheit sprechen. Sein Sie klug! Sie können die Wahrheit nicht vortheilhafter losschlagen, als im Palaste Suvarof, und

wie ich die Ehre habe, Sie zu kennen, ist Geld in allen Taschen das höchste Vergnügen für Sie.

„Vergnügen im Kerker!"

„Sie werden allerdings keinen Orden für die Spitzbüberei mit den Banknoten bekommen, aber schaden kann es Ihnen wahrlich nicht, wenn Sie einige Zeit brummen müssen. Wenn Sie jedoch ausgebrummt haben, wird der Herr Baron von Münich ein so arrangirter Cavalier sein, wie er nie gewesen ist."

„Das klingt wie ein Bestechungsversuch, den ich nicht bewilligen kann," warnte Dr. Lewing.

„Ich glaube nicht, daß es gesetzlich untersagt ist, einen Schelm zu bestechen, um ihn zum ehrlichen Manne zu machen," bemerkte die Kammerjungfer.

„Mademoiselle Rosa, Ihre Zunge scheint recht fleißig über den Schleifstein gelaufen zu sein, seitdem wir uns nicht gesehen haben," entgegnete der Baron gereizt.

„Wenn Sie meine Zunge für ein Schwert halten, ist das Schleifen überflüssig, denn Feiglinge bekämpft man auch mit stumpfen Waffen.

„Feiglinge? Ich ein Feigling?"

„Ein Held sind Sie wahrlich nicht, dem Herrn Exminister gegenüber," lächelte Rosa, in=

dem sie das gefälschte Accept aus dem Portemonnaie zog, — aber ich bringe Ihnen hier ein Blättchen Papier, das Ihnen Muth machen dürfte."

„Ah — der Wechsel!" rief der Baron überrascht.

„Wollen Sie ihn als Friedensvertrag gelten lassen, wenn die Prinzessin von Suvarof die Kriegssteuer zahlt?"

„Verstehen Sie wohl, Herr Baron!" ergänzte Dr. Lewing, „man verlangt nur Wahrheit, d. h. ein aufrichtiges ehrliches Geständniß von Ihnen. Oder fürchten Sie noch immer den Grafen von Sportheim?"

„Wenn auch ihn nicht — seine Bundesgenossen."

Auch diese haben den gefallenen Minister verlassen.

„Und ihn verrathen. Der gewisse saubere Brief Sr. Excellenz, von dem früher Niemand etwas wissen wollte, hat sich plötzlich gefunden. Man hat ihn heute der Prinzessin von Suvarof zugesandt."

„Dann ist die Demission des Ministerpräsidenten eine Thatsache," rief der Baron entschlossen, Rechtsumkehrt zu machen. — Der

Kluge hält's mit dem, mit dem's am besten steht, ich halt's mit der Prinzessin von Suvarof."

Wer schickte also den Dienstmann mit den falschen Banknoten und der Handpresse zur Witwe Brunner?"

„Ich, ich Herr Doktor, ich, der Baron Hector von Münich."

„Auf wessen Veranlassung?"

„Auf — auf Veranlassung des Kammerdieners Jean Fripon."

„Das heißt auf Veranlassung des Kammerdieners Sr. Exzellenz des Herrn Premierministers Grafen von Sportheim?"

„Ja, ja, zehntausend Mal ja!"

Der Doktor rief einen der Aufseher und befahl ihm, dem Herrn Untersuchungsrichter den Inquisiten Baron von Münich zum Verhör anzumelden. Er sei bereit, ein Geständniß abzulegen.

Der Aufseher entfernte sich.

„Muß das gleich sein?" frug der Baron ein wenig kleinlaut.

„Allerdings gleich" antwortete Dr. Lewing. „Man muß das Eisen schmieden, so lange es warm ist."

„Und — der Wechsel?"

„Hier, Herr Baron," sagte Rosa, indem sie demselben das Falsificat hinreichte.

„Ich wünsche Ihnen Glück, Herr Baron. Sie haben den bessern Theil erwählt, das wird Ihnen zunächst den Vortheil bringen, während der weiteren Untersuchung auf freien Fuß gestellt zu sein, Caution in jeder Höhe wird die Prinzessin von Suvarof mit Vergnügen für Sie erlegen."

„Auf freien Fuß?" jubelte der Baron. „Das wäre Manna und Ambrosia! Die Untersuchungshaft hat der Teufel erfunden! Diese Haft zieht sich so in die Länge, daß man als Jüngling eingesperrt und nach der Untersuchungshaft als Greis mit schneeweißen Haaren schuldlos entlassen werden kann."

Der Aufseher meldete, daß der Herr Untersuchungsrichter den Inquisiten im Commissionszimmer Nr. 6 erwarte.

Dr. Lewing begleitete den Baron und Rosa verließ eiligst das Landesgericht, um der Prinzessin die frohe Kunde zu bringen, daß ihr Schützling bald ein Mütterchen in die Arme schließen werde.

Die Tinte war noch naß, mit welcher der Untersuchungsrichter das Geständniß des Baron von Münich zu Protocoll genommen hatte, als

Graf von Sportheim schon von dem fatalen Wendepunkt des Processes in Kenntniß gesetzt war.

„Also auch er! Alle meine Creaturen verlassen mich!“ seufzte er mit Franz Moor. „Aber dieser Elende soll nicht ungestraft an mir zum Verräther geworden sein.“

Er ließ unter den confiscirten Papieren der Stiftsdame Amalia von Horvath den gefälschten Wechsel suchen — natürlich fand man ihn nicht!

Selbst der Triumph einer kleinlichen Rache war ihm somit vereitelt.

Er rief seinen vertrauten Kammerdiener Jean Fripon und theilte ihm mit, was geschehen, und daß der Name Jean Fripon bereits in die Acten des Untersuchungsrichters gezeichnet sei.

„Ist es möglich?“ frug der Kammerdiener verdutzt. „Der Herr Baron hat also dennoch gestanden?“

„Dennoch! Auch hat er Front gegen uns gemacht.“

„Nur gegen mich, Exzellenz, denn es versteht sich von selbst, daß ich die ganze Last der Verantwortlichkeit auf mich allein nehme.“

„Sie wollen also meinen Namen aus dem Spiele lassen?“

„Können Exzellenz zweifeln?“

„Wie werden Sie dem ausweichen können? Mit welchen Motiven werden Sie Ihre Handlungsweise wahrscheinlich machen?“

„Eifersucht, Nebenbuhlerschaft oder etwas dergleichen. Ich werde sagen, auch ich liebte die Tischlerstochter und wäre des jungen Schriftstellers wegen von ihr zurückgewiesen worden, in Folge dessen ich Rache an ihm nehmen wollte und die Intrigue mit den falschen Banknoten eingeleitet hätte.“

„Bedenken Sie aber auch, daß man Sie zur Gefängnißstrafe verurtheilen wird?“

„Auf Lebenszeit nicht,“ lächelte der Kammerdiener. „Ich werde meine Freiheit wieder erlangen, und dann —“

„Dann wird Ihre Existenz für immer gesichert sein.“

„Ich kenne ja die Großmuth Euer Exzellenz.“

„Wenn Sie nun im Ernste entschlossen sind, der Ehre meines Namens ein solches Opfer zu bringen, wäre es dringend gerathen, dem neuen Anlauf des Prozesses zuvorzukommen und sich selbst dem Landesgericht zu stellen. Wo möglich, heute noch.“

„Auf der Stelle, Exzellenz. Ich werde Thränen der Reue vergießen, weil meine Rache

nicht nur meinen Nebenbuhler, sondern auch seine arme Mutter so empfindlich getroffen hat."

„Stellen Sie gleichzeitig die Bitte, daß der schuldlosen Frau so schnell als möglich die Freiheit wieder gegeben werde"

„Natürlich auch ihrem Sohne, im Falle er sich ebenfalls in Haft befinden sollte."

„Das nicht. Der junge Herr hat ein ganz artiges Asyl gefunden. Sie haben doch nichts dagegen, wenn ich die ganze Affaire, wie wir sie jetzt hier besprochen, durch die Tagesblätter bekannt machen lasse?"

„Ich glaube sogar, es wird nothwendig sein, um jeden Verdacht gegen Euer Exzellenz im Keime zu ersticken."

„So machen Sie sich denn auf den Weg, mein treuer Jean, und seien Sie versichert, daß Sie diesen Dienst, den Sie mir zu leisten im Begriffe stehen, nie bereuen werden."

„Ich eile, Exzellenz! Es ist jedoch möglich, ja sogar wahrscheinlich, daß ich nicht mehr zurückkehre."

„In diesem Falle vergessen Sie nicht, daß ich Mittel und noch Einfluß genug besitze, Ihre Haft so erträglich als möglich zu machen. Dennoch sage ich auf baldiges Wiedersehen."

Der Kammerdiener entfernte sich.

Eine seiner Creaturen war dem Minister treu geblieben, — sein Kammerdiener Jean Fripon.

Er hatte Wort gehalten und vor dem Strafgericht die Exzellenz ganz aus dem Spiele gelassen.

Aus Eifersucht habe er seinem Nebenbuhler Robert Fox den Streich gespielt, — behauptete er, — wozu ihm der Herr Baron v. Münich die Hand geboten habe.

Man gab der Försterswitwe Anna Brunner die Freiheit wieder, ihr und ihrem Sohne eine amtstrockene Ehrenerklärung und schickte den Baron v. Münich und den Kammerdiener in die Strafanstalt Suben, wo dem Einen die Prinzessin von Suvarof und dem Andern der Graf von Sportheim die Haft so „comfortable" als möglich zu machen wußten.

Wenn aber auch die Gerechtigkeit die Augen zudrückte, — die öffentliche Meinung hielt sie offen und Sr. Exzellenz des Herrn Premierministers wurde eben nicht mit Liebe und Verehrung gedacht.

Die Entlassung, die er eingereicht, wurde schnell und allergnädigst angenommen und man sagt, bei seiner letzten Auffahrt bei Hofe soll er

den Audienzsaal Sr. Majestät sehr düster und verstimmt verlassen haben.

Wie früher gesucht und geschmeichelt, wurde er jetzt vermieden und bespöttelt, wie gewöhnlich die gefallene Größe, aber für einen Mann, wie Graf von Sportheim, der nur im Ehrgeize lebte, waren dergleichen Kränkungen — Nägel zum Sarge.

Die Kammerjungfer Rosa und der „schöne Toni" wußten sich vor Gericht so einfältig und unschuldig zu stellen, daß sie, als blinde Automaten der Schuldigen, mit einem scharfen Verweise durchschlüpften.

Einunddreißigstes Kapitel.

Eine Flasche Tokaier.

Die Freuden des Wiedersehens, als Frau Anna Brunner ihrem Sohne wiedergegeben wurde, mögen sich unsere Leser gefälligst selber schildern.

Nicht der Sohn allein, — auch Friderike und die Prinzessin begehrten ihren Antheil an der Eroberung und die alte Frau wurde fast erdrückt von den sechs Armen, die ihre Rechte an ihr geltend zu machen suchten.

Wie die Prinzessin vorausgesagt, die Liebe hatte ihre Kunst besser verstanden, als mancher gelehrte Herr Professor.

Die Liebe der Jungfrau und die Liebe der Mutter brachten den Patienten schnell auf die Beine und bald führten Mutter und Sohn die liebliche Braut an den eigenen Herd, den ihnen die edelste Fürstentochter gebaut.

Aber der junge Mann war noch zu schwach, um schon den Weg zum Traualtar zu wagen.

Natürlich sorgte die Prinzessin auch für probate Mittel, ihn zu diesem Gange zu stärken und eines der probatesten Stärkungsmittel für Genesende ist bekanntlich auch ein echter unverfälschter Rebensaft.

Sie selbst empfing keine Gesellschaften, wie wir wissen, — ihr Haushofmeister hatte also auch mit Keller und Kellermeister nichts zu thun.

Dennoch sollte und mußte der Reconvalescent sein Fläschchen echten Tokaier täglich haben und dieses ließ die Prinzessin an jedem Morgen

aus der Hofapotheke beziehen, wo dieser edle Ungarwein bevorzugten Patienten als Medicament geliefert wird.

Der „schöne Toni“ war mit dem Auftrage betraut, diese süße Gabe der Liebe und Freundschaft täglich in Empfang zu nehmen und an seine Adresse zu liefern.

Eines Morgens trat er in die Hofapotheke und gleich nach ihm auch unser alte Bekannte Herr Basilius.

„Ach Herr Anton!“ rief er süß und freundlich. „Wie freue ich mich, Sie so gut placirt zu wissen! Ja, ja, im Palaste der Prinzessin von Suvarof, befindet man sich so wohl, wie sich die lieben Englein im Himmel befinden!'

„Das heißt, wenn man nicht hinausgeworfen wird,“ antwortete der frühere Dienstmann trocken.

„Wie geht es denn unserm guten genialen jungen Freunde Robert? Wahrscheinlich holen Sie Medicin für den armen Patienten?“

„Errathen Herr Basilius!“

„Ah Tokayer!“ schmunzelte dieser, indem er das Fläschchen beäugelte und gegen das Licht hielt, der ist gewiß echt, weil er aus dem Hofkeller kommt!“

„Allerdings keine Syrup-Suppe, wie sie uns in den Gasthäusern aufgetischt wird! Eher eine Kraftsuppe, denn in jedem Tropfen steckt ein Hercules," meinte der Herr Provisor.

„Ach Du lieber Gott," sagte Herr Basilius kläglich, „ich habe eine Tante zu Hause, die an Altersschwäche dahinsiecht! Vielleicht würde auch sie wieder neu gekräftigt, wenn Sie so freundlich wären, auch nur ein Fläschchen zu überlassen, meine Herren."

Man reichte Herrn Basilius die erbetene Flasche und es war rührend, wie der gute Neffe für sie dankte. Fast mit kindischer Freude verwahrte er das Elixir des Lebens.

„Viel Glück! Aber gegen Altersschwäche ist kein Tokayer gewachsen," meinte lachend einer der Pharmacenten.

„Wenn er das Uebel heben könnte, würde ein jeder Tropfen mit Ducaten bezahlt," ein Anderer.

„Kraft wird er Ihrer alten Tante nicht bringen, aber einen Rausch vielleicht," ein Dritter.

„Was alte Tante!" rief Anton, „seine alte Tante ist eine junge saubere Wirthschafterin, die er einmal mit echtem Tokayer ins Feuer bringen will!" Alle lachten.

„Immer lustig und guter Laune!“ sagte Herr Basilius, indem er mit dem schönen Toni die Apotheke verließ.

„Wohin gehen Sie, Herr Basilius?“ frug dieser, „Rechts oder Links?“

„Rechts, immer rechts!“ antwortete der Gefragte.

„Wäre es denn nicht besser, wenn Sie links gingen?“

„Warum?“

„Weil mein Weg rechts führt und wenn man uns so miteinander gehen sieht, könnte man auch mich für einen Bonifazienbruder halten, was mir nicht sehr schmeichelhaft wäre.“

„O gottlose Jugend! Selbst das Heiligste lästert sie!“

„Sagen Sie mir doch Herr Basilius, wie geht es zu, daß man einen so alten durchtriebenen Spitzbuben, wie Sie, noch immer frei herumlaufen läßt?“

„Ei, ei, junger Mann, ich lasse mir schon einen Scherz gefallen, aber zu weit darf er nicht getrieben sein.“

„Sie meinen, ich scherze, wenn ich Sie einen alten durchtriebenen Spitzbuben nenne? Ich gebe Ihnen mein heiligstes Ehrenwort, daß ich Sie ganz im Ernste dafür halte.“

„Ah, — wenn Sie Ihr Ehrenwort geben, dann ist es was Anderes. Apropos, wann ist denn die Hochzeit Ihrer Durchlaucht der Prinzessin von Suvarof und Seiner Exzellenz des Herrn Exministers Grafen von Sportheim?"

„Ich weiß es nicht, aber wahrscheinlich an demselben Tage, an welchem der Doktor Martin Luther vom Papste heilig gesprochen werden wird."

„Der Himmel möge uns in Gnaden bewahren!"

„Auf Wiedersehen, Herr Anton, auf Wiedersehen!"

Der Vorstand des frommen Bonifazien-Vereines verließ den ehemaligen Dienstmann, und dieser machte noch einen Seitensprung in's Gasthaus „zur goldenen Eiche," wo er täglich ein Gläschen Wein zu trinken pflegte, ehe er das Elixir aus der Hofapotheke in die Wohnung der Witwe Brunner trug.

Am nächsten Morgen war er ebenfalls auf dem Rückwege aus der Apotheke, als sich ihm wieder Herr Basilius zugesellte.

Der alte Herr war heute besonders guter Laune. Er scherzte, lachte und machte seine Späßchen, harmlos natürlich, wie sie auch die

frommen Hirten guter Schäfchen zuweilen zu machen pflegen.

Eines dieser Späßchen war auch, daß er dem schönen Toni die Weinflasche aus der Tasche stipitzte — sie jedoch neckend und lachend wieder zurückstellte, als jener böse werden wollte und sich dergleichen Späße verbat.

Sie plauderten nicht lange miteinander, denn Anton gab dem alten Heuchler kein Gehör und war froh, als er ihn angebracht hatte und wieder bei seinem Gläschen im Gasthause saß

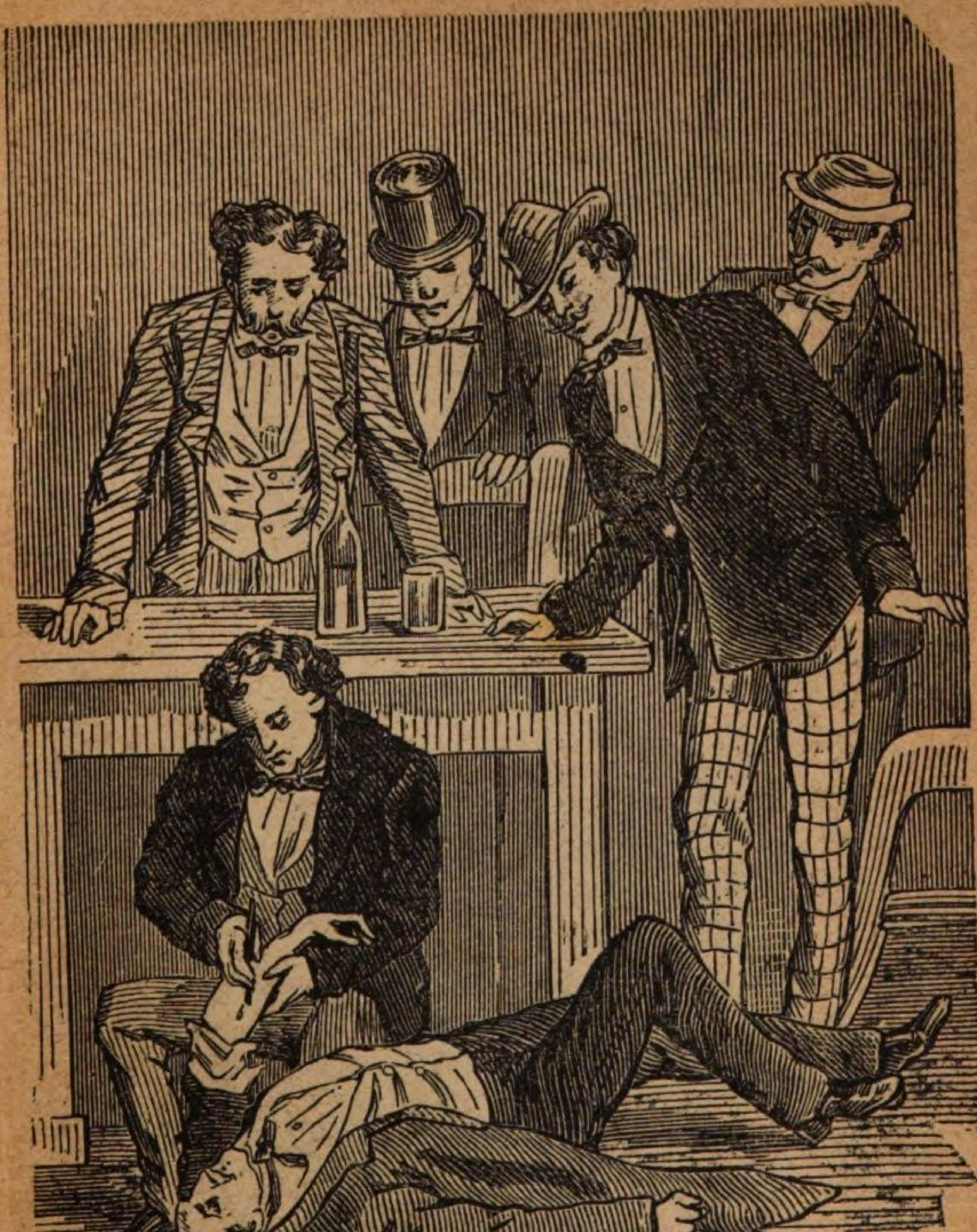
„Was nur der Kerl von mir will?" grollte er vor sich hin. „Schon seit einigen Tagen ist er mir nachgeschlichen und sogar in der Apotheke hat er schnüffeln müssen, welche Medizin ich kaufe. Wahrscheinlich will er von mir erfahren, was man in unserem Palaste oder im Hause der Frau Brunner thut und treibt und ob Herr Robert mit seinem neuen Werke bald fertig ist. Da ist er aber an den Unrechten gekommen. Ich bin zu lange selbst Spion gewesen, um die Schnüffelnasen nicht zu kennen und vorsichtig zu sein. Wenn er sich mir wieder nähert, schüttle ich ihn von mir ab, wie daß Roß die Bremse, denn wenn man mich oft in seiner Gesellschaft sieht, könnte man mich auch für einen Bonifazier halten, und ich will lieber Spitzbube, als solch ein Mur-

melthier sein. — Teufel, der Wein ist sauer und fade wie Gurkenwasser, — der in meiner Tasche wird allerdings süßer sein."

Er zog das Fläschchen aus der Rocktasche, ließ die kostbaren Perlen spielen und murmelte lüstern: — „Ich wünschte, ich wäre selber Reconvalescent, um durch solche Tröpfchen gestärkt zu werden. Feuer muß der edle Ungar haben, das sieht man ihm an der Farbe an. Ah — schau einmal! Da hat sich der Lack vom Korke gelöst, merkwürdig, das heißt, einen Menschen, der noch in seinem ganzen Leben keinen Tokaier gekostet hat, offenbar in Versuchung führen. — Kellner, ein Liqueurgläschen! Ich muß Magentropfen einnehmen, die mir der Doktor verschrieben hat."

„Den Abgang kann ich ja durch Wasser ergänzen," fuhr der Naschkater in seinem Selbstgespräche fort, nachdem man ihm das Stengelgläschen gebracht, das er verlangte, „und wenn sie die Mischung merken, i nu, so kann ja die Hofapotheke oder der Hofkellermeister gepantscht haben, es mag ohnehin oft genug geschehen. Warum muß ich es denn gerade gewesen sein?"

So seine Skrupel bemäntelnd, hatte er das Gläschen mit dem edlen Ungarwein gefüllt und leerte es bis zur Neige.



Er ist todt! riefen die Gäste.

„Ah, das laß' ich mir gefallen!" rief er behaglich schnalzend. „Wie das duftet und den Magen kitzelt! Wenn ich Kaiser wäre, nicht einen Tropfen gäb' ich in die Hofapotheke, und tränke meinen guten Wein selber."

Er griff nach der Wasserflasche, um wohlfeil zu ersetzen, was er gestohlen hatte, aber plötzlich zog sich seine Hand krampfhaft zusammen, das die Flasche zersplitterte und mit seinem Antlitz ging eine schauerliche Veränderung vor.

Es färbte sich dunkelblau, seine Lippen legten klappernde Zähne blos und seine Augen, von dicken blutrothen Rändern umkränzt, drängten sich grauenhaft aus ihren Höhlen.

So stand er ein paar Sekunden zum Entsetzen aller Anwesenden da, dann brach er mit einem markerschütternden Schrei in sich zusammen.

„Er ist todt!" riefen die Gäste.

Die Gäste und Kellner eilten herbei, unter Ersteren auch ein Arzt, der ihm schnell eine Ader öffnete, aber die Wunde gab kein Blut, der Unglückliche ächzte nur ein einziges Wort, den Namen Basilius, dann ließ er den Kopf auf die Brust sinken und war eine Leiche.

Einige meinten, ein Schlagfluß habe ihn getödtet, aber der Arzt wollte diese Meinung nicht theilen.

„Der Mann hat sich vergiftet," sagte er, indem er an dem Gläschen roch, dessen Inhalt Jener geleert hatte.

„Unmöglich!" wiedersprach der Zahlkellner, „der schöne Toni war zu lebenslustig, um sich zu vergiften."

„Nun, so ist er vergiftet worden."

„Aber von wem? Er saß ja ganz allein an dem Tischchen."

„Jedoch den Wein hat er mitgebracht. Er nannte ihn Magentropfen."

„Saubere Magentropfen das!"

„Nannte er nicht den Namen Basilius?"

„Ja, ja, Basilius!"

„Man wird ja erfahren, mit welchem Basilius er Umgang gehabt hat."

„Es ist ein herrschaftlicher Diener."

„Ich kenne ihn," sagte der Zahlkellner wieder. „Er war früher Dienstmann, dann ist er Lakei der Prinzessin von Suvarof geworden."

Ein Polizeikommissär, denn man herbeigerufen hatte, nahm ein kurzes Protokoll auf, dann ließ er die Leiche in das allgemeine Krankenhaus überführen.

Auch das Fläschchen Tokaier und die Gläser aus welcher der Unglückliche getrunken hatte nahm er ihn gerichtliche Verwahrung.

Bei der chemischen Untersuchung des Getränkes stellte es sich heraus, daß dasselbe mit einem vegetabilischen, schnell wirkenden Gifte gemischt war, es war jetzt die Aufgabe der Behörde, zu ermitteln, ob hier ein Mord oder Selbstmord zu constatiren sei.

Die Assistenten in der Apotheke beschrieben den Mann, der mit dem Diener der Prinzessin von Suvarof dort zusammengetroffen und wie sie sich erinnerten, von diesem „Herr Basilius" genannt worden sei.

Dieser Herr Basilius hätte sich, angeblich für eine alte Tante, auch Eines jener Tokaierfläschchen erbeten, die nach laufenden Nummern vergeben wurden.

Nun erwies es sich, daß die letzte Nummer heute dem Diener Anton und die vorletzte gestern dem besorgten Neffen der alten Tante zugetheilt worden war und gerade diese Flasche war es, aus welcher der Bediente den Tod getrunken hatte.

Die beiden Fläschchen mußten also vertauscht worden sein.

Als die Prinzessin von Suvarof von allen diesen Umständen Kenntniß erhielt, rief sie bestürzt: „Das galt abermals meinem armen Freunde Robert! Wer hat seinen Mörder gedungen, der eigene Vater?"

Durch die Prinzessin wurde die Behörde auf den rechten Basilius hingewiesen, — man fahndete nach ihm, aber Herr Basilius war so spurlos verschwunden, als ob ihn der Erdboden verschlungen hätte.

Vielleicht war er nach Rom gepilgert und als frommer Bruder in irgend eine Kutte gekrochen, — möglich war es aber auch, daß man ihn in irgend eine „Teufelsküche' gesteckt, oder ins bessere Jenseits befördert hatte, wo es weder Polizei noch Ketzer gibt.

„Der Mohr hatte seine Schuldigkeit gethan, der Mohr konnte gehen. Er hatte seine Schuldigkeit gethan und dennoch war abermals eine schwarze That mißlungen.

Es verbeitete sich das Gerücht, der frühere Premierminister Graf von Sportheim habe seinen natürlichen Sohn Robert Fox durch Meuchelmord beseitigen lassen wollen.

Die entrüsteten Arbeiter, die ihren jungen Freund und Vertreter noch immer liebten und verehrten, verbanden sich zu einer Art Lynchjustiz gegen die gefallene Größe.

Nach der Beerdigung des „schönen Toni," die gegen Abend stattfand, rotteten sich ein paar Hundert dieser Richter in Jacke und Blouse zusammen und walzten sich, wie eine drohende La-

wine, die Straße hinab, dem Palaste des Grafen von Sportheim zu.

Der stolze, kräftige Mann war im Sturze von der Höhe völlig zusammengebrochen.

In einer Spanne Zeit hatte er den Riesensprung ins Greisenalter gemacht.

Den Kopf auf den Arm gestützt, saß er, in düsteres Hinbrüten versunken, am Fenster, als eine Scheibe desselben klirrend zusammenbrach.

Der erste Steinwurf hatte das Signal zum Tumulte gegeben.

„Hoch Robert Fox!“ donnerte es aus hundert Kehlen, „Hoch unser Freund und Bruder, Hoch!“

Jetzt erst blickte der Graf auf die Straße hinab, und bemerkte die drohende Volksbewegung vor seinem Palaste.

„Ah — das gilt mir!“ lächelte er bitter, „der große Volkstribun hat seine Brüder Arbeiter gegen mich gehetzt, — eine Rache, die des Pöbels würdig ist.“

Die Stimmen erklangen von Sekunde zu Sekunde lauter höhnender, trotziger.

Der Portier hatte in aller Eile das Hausthor geschlossen und die Diener des Hauses standen bestürzt und zitternd im Hofraum.

Es war kein treuer Diener seines Herrn unter ihnen, — sie dachten Alle nur an sich, nicht ein Einziger an ihn.

Die Exzellenz, da oben in dem glänzenden, prachtvollen Salon, mußte wohl schon wissen, wie von aller Welt verlassen sie war.

Die Straßenpolizei ermahnte die Tumultanten vor dem Palaste zur Ruhe.

„Lasset uns in Ruhe, Ihr Herren!“ rief ein Schlosser, seinen wuchtigen Hammer schwingend, „Wir denken nicht daran, Revolution zu machen, denn wir achten Regierung und Gesetze. Aber wenn die Gerechtigkeit auf beiden Augen stockblind sein will, müssen wir ihr unsere gesunden Augen borgen.“

„Und gesunde Fäuste!“ brüllten Andere.

„Wir haben es hier nur mit einem Vater zu thun, dessen väterliche Zärtlichkeit die Gerechtigkeit nicht bemerken will.“

„Mit einem Vater, der seinen braven Sohn, einen wahren Freund des Volkes, meuchlings ermorden lassen will.“

„Nachdem er ihn in einem schauerlichen Kerker fast verhungern ließ.“

„Wer es ehrlich mit dem Volke meint, hält es mit uns!“

„Und hilft uns, oder hindert uns wenigstens nicht, einem solchen Vater die schwarze Seele aus dem Leibe zu rütteln.“

„Vorwärts, vorwärts, das Thor gesprengt! Das Volk sitzt heute zu Gericht und der Minister auf der Bank der Angeklagten!“

„Auf der Armensünderbank!“

So fluchend und tobend drängte sich der wilde Haufe gegen das Hausthor, und schon fiel der erste gewaltige Hammerschlag des Schlossers auf dasselbe, da rief plötzlich eine helle klangvolle Stimme „Halt!“ aus der Mitte des Volkes, und eine bleiche Gestalt erschien, wie ein zürnendes Gespenst, auf der Terasse des Palastes.

„Hurrah, Robert Fox! Unser Führer und Freund!“ jubelten die Arbeiter.

„Euer Führer und Freund gewesen, wenn Ihr nicht ablaßt von einem Beginnen, das ich aus tiefster Seele verachten und verabscheuen muß!“ antwortete Robert, denn es war in der That unser Held, der so bleich und erregt auf der Terrasse erschien.

„Er hat Sie unschuldig eingekerkert.“

„Sie meuchlings ermorden lassen wollen —“ murmelten die Arbeiter.

„Wäre dem auch so, wie Ihr sagt, wer hat

Euch zu seinen Richtern und meinen Rächern berufen?“

„Unsere Liebe zu Ihnen, Herr!“

„Fluch dieser Liebe, wenn sie Euch verleitet, ein Verbrechen zu begehen. Wahr ist es, der hohe Herr dieses Palastes ist herzlos und hat mich und meine gute Mutter verfolgt im ungerechten Hasse, ja uns sogar schuldlos Freiheit und Ehre geraubt und ich selbst war entschlossen, meine unglückliche Mutter an ihm zu rächen, Mann gegen Mann, — aber drei Engelherzen haben mich milder gestimmt und belehrt, daß dieser hohe Herr, wenn auch aller Gewalt und Macht enthoben, dennoch unantastbar für mich ist.“

„Er ist sein Vater!“ murmelten die Arbeiter.

„So sehr er mich aber auch haßt und verfolgt, meine Freunde,“ fuhr Robert mit erhobener Stimme fort, „er ist es nicht, dem ich diese sieche Gestalt verdanke, — nicht er hat jenen Gifttrank für mich gemischt, denn mit den Giftmischern und Folterknechten der „Teufelsküche“ hat Graf Arthur von Sportheim nichts gemein.“

„Seht, meine Freunde, ich bin noch krank und matt, der Arzt hat mir strenge geboten, das Zimmer zu hüten, aber einer meiner Collegen hat mir heute mitgetheilt, wozu Ihr Euch entschlossen. Da bin ich denn, trotz der Thränen meiner Mutter und Braut, ja mit Gefahr meines Lebens,

dem Krankenlager entsprungen, um Euch an einer Gewaltthat zu hindern, die Euch und mir wahrlich keinen Segen gebracht hätte."

„Wir danken Ihnen Herr, wir danken Ihnen!" riefen gerührt die Arbeiter, und der Dank kam aus dem Herzen, dafür sprach die Thräne, die in manchem Auge glänzte.

„Oft, sehr oft haben wir mit einander gesprochen," fuhr Robert fort, „wir haben die Worte nicht auf die Wage gelegt, aber uns dennoch stets in den Schranken des Gesetzes gehalten. — Versprecht mir, sie auch ferner nicht zu überschreiten."

„Nie, nie, wir versprechen es!"

„Jetzt sind wir wieder die Alten, meine Freunde! Doch genug jetzt! Die Angst um Euch hat mir mein bischen Kraft wieder aufgerieben, Ihr werdet mir wohl mit ein paar Armen aushelfen müssen, um mich nach Hause zu führen, wenn ich nicht unterwegs zusammenbrechen soll."

Alle Arbeiter drängten sich um den jungen Mann. Der Schlosser und ein Tischlergeselle waren die Glücklichen, denen es gelang, sich seiner Arme zu bemächtigen.

Gerne hätten sie ihn nach Hause getragen, wenn er es gelitten hätte, aber begleiten mußten sie ihn Alle, das ließen sie sich nicht nehmen.

Der Zug, der fast einem Leichenzug glich, hätte die Witwe Brunner und Friederike zu Tode erschreckt, wenn ihnen das lärmende Vivat vor dem Hausthore nicht die Beruhigung gegeben hätte, daß ihr Liebling wohlbehalten wieder heimgekehrt sei.

Aber eine tüchtige Strafpredigt mußte er sich dennoch gefallen lassen.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Schluß.

Graf von Sportheim saß noch immer, vor sich hinbrütend am Fenster, wo wir ihn verlassen haben.

Er hatte jedes Wort gehört, was da unten auf und neben der Terasse gesprochen wurde und das harte spröde Stück Marmor links in der Brust schien sich erweichen zu wollen.

Was dieses Herz sprach, waren nicht Worte des starren Stolzes, den das Schicksal gebrochen.

„Er hat Recht," sagte er vor sich hin, „ich habe mit Folterknechten und Giftmischern nichts gemein. Ich habe ihn mir aus dem Wege schaffen, aber nicht foltern lassen wollen. Ich hätte ihn mit eigenen Händen tödten können. Und dennoch schien mir sein bleiches Antlitz zuzurufen: Du hast nicht mich, sondern meine Ehre meuchlings ermorden lassen wollen. O, warum löschte gerade er den Feuerbrand des Gesindels? Ich hätte ihn lieber selbst mit dem Feuerbrand in der Hand an der Spitze der Mordbrenner gesehen!"

Das war jedoch nicht mehr sein Wunsch, sondern der Wunsch des verscheuchten Dämons, der selbst auf der Flucht noch gegen den Menschen kämpfte.

Abermals schwieg der Graf und starrte vor sich hin.

Die Gedanken kreuzten in seinem Gehirn, bis endlich einer der Gedanken allen anderen den Weg abschnitt und den Vorsprung abgewann.

Rasch erhob er sich, sein Auge funkelte wieder, es war ihm, als ob sein Haß alle Flüche der Erde sammelte, um sie nicht mehr auf den Sohn, sondern auf seine Feinde zu schleudern!

Auf sie, für die er sich geopfert und die ihm mit Arglist und Verrath dafür gedankt.

„Dem Himmel sei Dank," sagte er, „noch kann ich mich rächen! Meine Tage sind gezählt, meine Macht ist gelähmt, meine Kraft gebrochen, aber ich werde triumphirend sterben, wenn ich ihnen einen mächtigen unversöhnlichen Feind hinterlasse, der gegen sie kämpfen wird bis zum letzten Athemzuge!"

Er setzte sich an seinen Schribtisch, ordnete seine Papiere, schrieb die ganze Nacht hindurch und die Morgensonne fand ihn noch, wie ihn der Abendstern gelassen.

Endlich hob er sich, rief einen Diener, übergab ihm ein Billet an die Prinzessin von Suvarof und befahl ihm, nicht ohne Antwort zurückzukehren.

„Was wird sie, was die Welt, was er dazu sagen?" murmelte er vor sich hin, als er wieder allein war. „Die Prinzessin wird sich einverstanden erklären und mir zum ersten Mal ein freundliches Gesicht zeigen. Ein Theil der Welt wird mich verhöhnen, ein anderer mir zujubeln, was kümmern mich jedoch noch Hohn und Jubel? Ich zähle mich zu den Verstorbenen und habe kein Ohr mehr für die Kritik der Welt. Und er? Ich fürchte, er wird verächtlich von sich werfen, was ich ihm

biete. O diesen Triumph wollen wir dem jungen Herrn vereiteln! Hat man mir auch die Gewalt genommen, ist mir doch noch ein wenig List geblieben."

Der Diener meldete, daß die Prinzessin bereit sei, Se. Exzellenz den Herrn Grafen von Sportheim zu empfangen.

„Den Wagen," befahl der Graf, und einige Minuten später war er auf dem Wege zum Palaste Suvarof.

Es fand eine lange und geheimnißvolle Berathung zwischen der Prinzessin und dem Exminister statt und Niemand fühlte sich unglücklicher als die Kammerjungfer Rosa, weil sie von der ganzen Unterredung nicht ein einziges Wörtchen erlauschen konnte.

Ganz verblüfft stand die neugierige Zofe auf dem Corridor, als der Graf das Boudoir der Prinzessin verließ und von ihr mit außerordentlicher unerhörter Freundschaft entlassen wurde.

Was hatte das zu bedeuten?

Sollte sich die Prinzessin dennoch zu einer Verbindung entschlossen haben, die ihr wie das gelbe Fieber verhaßt war?

Es war ein Räthsel, das die sonst so scharfsinnige Mamsell Rosa nicht zu lösen vermochte.

Einige Stunden später verließ Graf Arthur v. Sportheim mit seiner ganzen Dienerschaft die Residenz, ohne Abschiedsvisiten zu machen, ja, ohne irgend Jemand wissen zu lassen, wohin er sich zurückzuziehen gedenke.

Man zerbrach sich auch seinetwegen nicht die Köpfe. Er war ein vergessener Posten, Niemand kümmerte sich mehr um ihn.

Noch an demselben Tage hatte die Familie Brunner die hohe Freude, die Prinzessin Olga von Suvarof als Gast zu empfangen.

„Ei, unser Patient schon am Schreibtisch?" rief die Prinzessin überrascht. „Ihr Glück junger Herr! Wehe Ihnen, wenn ich Sie wieder fiebernd im Bette gefunden hätte, was nach Ihrem gestrigen Exzeß zu erwarten war."

„Es kann aber dennoch nicht schaden, Durchlaucht, wenn Sie ihm eine recht ernste Strafpredigt halten," sagte Friederike, „der böse Mensch! Und so davon zu laufen, in Nacht und Nebel hinaus! Er hätte sich ja den Tod holen können."

„Ich habe ein Unglück verhütet, Durchlaucht werden mir nicht zürnen."

„O doch, doch! So ganz ohne Strafe kommen Sie mir nicht davon."

„Durchlaucht werden mich doch nicht in die „Teufelsküche" schicken?"

„Ich werde Sie vielleicht noch empfindlicher strafen, denn ich bin entschlossen, Ihnen Ihre Mutter zu entführen."

„Einer solchen „Jungfrau zum guten Hirten" vertraue ich sie ohne Bangen an."

„Ah, der junge Herr glaubt vielleicht, ich wäre gesonnen, nur eine kleine Spazierfahrt mit seiner Frau Mama zu machen? Da irren Sie jedoch, mein Herr Patient. Vor Ende der Woche werden Sie sie schwerlich wiedersehen."

„Ach, mein Gott, wollen Sie denn eine Reise um die Welt mit meiner Mutter machen, Durchlaucht?" rief Robert tragikomisch.

„O nein, nur einen Ausflug auf eines meiner Güter, und ich bedarf einer geduldigen Reisegefährtin, die mich ungehindert plaudern läßt."

„Sie plaudern so reizend, Durchlaucht, daß ich Sie bis ans Ende meiner Tage plaudern hören könnte."

„Schmeichler! Mit Ihnen bin ich fertig. Sie sind der Angeklagte und müssen sich die Strafe gefallen lassen, die ich Ihnen diktire. Was sagt jedoch meine liebe Freundin, Frau Brunner? Werden Sie mir kein Körbchen geben?"

„O Durchlaucht, wie können Sie fragen? Ich fürchte nur, daß eine alte einfache Frau —"

„Fürchten Sie vielleicht, daß Sie sich langweilen werden?“

„O nicht doch, ich hoffe sogar, daß Sie sich vortrefflich unterhalten werden, liebe Frau Brunner —“

„Durchlaucht beschämen mich. Nicht ich, Sie haben Langeweile zu befürchten an der Seite einer Frau, die so trübsinnig ist, daß sie fast das Lächeln vergessen hat.“

„Nun vielleicht lächeln Sie doch ein wenig, wenn wir heimkehren. Geschwinde Abschied genommen. Einen Kuß dem Sohne und einen dieser hübschen entsprungenen Klosterjungfrau, der wir die Vormundschaft über diesen leichtsinnigen jungen Herrn übertragen wollen. Erlauben Sie ihm ja nicht, wieder den Volkstribunen zu spielen, so lange er noch zum Zimmerarrest verurtheilt ist.“

„Er hat mir versprochen, gehorsam zu sein und uns nie mehr solche Angst zu machen, wie gestern Abend,“ antwortete Friederike.

„Dann wollen wir hoffen, daß er auch halten wird, was er versprochen hat. Also geschwinde einen kurzen und herzlichen Abschied, meine Freunde.“

Herzlich war der Abschied allerdings, wenn auch nicht so kurz, wie die Prinzessin wünschte.

Aber alles nimmt ein Ende auf der Welt, leider auch die Umarmungen derer, die unserem Herzen lieb und theuer sind.

Prinzessin Olga und die alte Frau schieden, um sogleich den Reisewagen zu besteigen.

Bald hatten sie die Stadt im Rücken und nun fing die reizende Fürstentochter zu plaudern an. —

Sie schien heute bei besonders guter Laune zu sein.

„Wissen Sie meine liebe Freundin," sagte sie im Laufe des Gespräches, „daß ich Sie eigentlich zu einem kleinen Familienfeste führe?"

„Zu einem Namensfeste?"

„Nein, zu einer Hochzeit."

„Durchlaucht vermählen sich?"

„Bewahre ich habe meinen Bräutigam einer andern Braut cedirt."

„Einer andern Braut?"

„Ja meine liebe Freundin. Der Herr Graf Arthur von Sportheim heiratet — Frau Anna Brunner, geborne Fox."

„Allmächtiger Gott!" rief die alte Frau aus und sank erbleichend auf den Wagensitz zurück.

„Mein Gott, wie unvorsichtig ich bin!" rief die Prinzessin besorgt. „Warum habe ich sie nicht

vorbereitet? — Erholen Sie sich, meine liebe Freundin! Fassen Sie sich!"

„Welch' ein grausamer Scherz!" hauchte die alte Frau, indem sie die Augen aufschlug.

„Kein Scherz! Ernst, meine theure Freundin."

„Der Ernst wäre noch grausamer als der Scherz."

„Ich weiß es wohl, daß Sie geringen Werth darauf legen, nach so vielen traurigen Jahren eine begüterte Gräfin v. Sportheim zu werden und einem Manne die Hand zu reichen, der Ihnen bis jetzt ein böser Dämon gewesen, aber — Sie haben einen Sohn —"

„Sein Sohn!"

„An ihm will der Vater endlich sühnen, was er an Ihnen verbrochen. Unser Robert darf künftig nicht mehr erröthen, wenn man ihn um den Namen seines Vaters fragt."

„Er hatte nie zu erröthen!"

„Auch Sie nicht, meine arme Freundin, der Mann allein, dem Ihr liebendes Herz einst Vertrauen schenkte, welches er so schmachvoll mißbraucht hat. Aber er ist jetzt selbst unglücklich und will im Unglück sühnen, was er im Glück verbrochen, — eine gute Christin darf ihn daran nicht hindern."

„Aber hätten Durchlaucht nicht früher mit meinem Robert —"

„Wie ich Ihren Robert kenne, hätte er seinem Herrn Papa die Grafenkrone zu Füssen geschleudert, wenn sie ihm angetragen worden wäre. Das habe ich dem Tollkopf unmöglich machen wollen. Wenn seine Mutter aber eine Gräfin v. Sportheim ist, wird er sich in sein Schicksal fügen müssen, dem er nicht mehr ausweichen kann, ohne seine Mutter zu betrüben."

„Und der Graf, sein Vater?"

„Wenn ich recht verstanden habe, hat er im Sinne, eine große Reise anzutreten, sobald er diese Gewissensschuld an Sie und Ihren Sohn abgetragen hat," antwortete die Prinzessin nachdenkend, „meinen ernsten Fragen ist er ausgewichen, wie er wahrscheinlich auch Ihnen und Ihrem Sohne ausweichen wird nach der Trauung."

Die Reisenden hatten indeß die reiche Herrschaft Sportheim erreicht und wurden am Thore des Schlosses von der Dienerschaft des Grafen erwartet und ehrfurchtsvoll empfangen.

Die Prinzessin umarmte die zitternde alte Frau auf das Herzlichste, sprach ihr Muth zu und übergab sie zwei Kammerfrauen, die sie in ein geschmackvolles und elegantes Boudoir führten, um sie bräutlich zu schmücken.

Wie ein Opferlamm duldete die alte Frau Alles, was über sie verhängt wurde.

Nachdem man ihre Toilette beendet, führte man sie in den Empfangssaal.

Hier wurde sie vom Grafen, den Zeugen, der Prinzessin und einigen anderen Damen, dem Pfarrer und Notar der Herrschaft, ernst und feierlichst empfangen.

Die Prinzessin schritt der alten Frau entgegen, ergriff ihre Hand und führte sie dem Grafen zu.

Dieser, in feinem glänzenden Staatskleide, geschmückt mit den Ordenszeichen aller Souveräne, blickte der alten bleichen Frau einige Sekunden stumm in's Auge, dann sagte er milder als er in seinem Leben je gesprochen: „Vergib und vergesse, meine arme Anna! Erlaube dem Greise, das Wort zu lösen, das er als Jüngling Dir im Angesichte Gottes gegeben. Der Notar der Grafschaft hat Papiere in Bewahrung, die meinem Sohne Namen und Erbe zusprechen. Und jetzt mit Gott — zum Altar!“

Nach der Trauung zog sich der Graf zurück und am nächsten Morgen fand man ihn — als Leiche in seinem Bette.

Ein getheiltes Gerücht durchlief Stadt und Land. Der eine Theil wollte wissen, der Herr Exminister sei durch Selbstmord gestorben, der An-

dere, er habe sich im Fallen das Herz gebrochen, vielleicht hatten beide Theile nicht Unrecht.

Die Frau Gräfin v. Sportheim w r zum zweiten Male Witwe — einige Stunden nach der Trauung geworden.

Der Mann, der ihren Augen so viele bittere Thränen erpreßte, nahm ihre letzten milderen Thränen in sein Grab.

Der Tod des Vaters versöhnte auch den Sohn.

Nach seiner Genesung feierte er ein fröhliches Hochzeitsfest mit seiner lieben Friederike. Freisinnige Journalisten und Männer des Volkes waren die Gäste des Mannes aus dem Volke.

Friederike besuchte ihre arme Mutter fast täglich im Irrenhause. Das unglückliche Opfer erkannte erst in ihrer Todesstunde ihre Tochter wieder.

Und die lieben Kinder von Neudorf?

Die Haft der Stiftsdame Amalie von Horvath wurde bedeutend abgekürzt. Gegenwärtig kann man sie als Gemahlin des Herrn Baron Moses Aron von Liliensteiner an jedem Abende in einer Loge des Operntheaters bewundern.

Die Prinzessin Olga von Suvarof vermählte sich, ihren hohen Anverwandten zum haarsträuben-

den Entsetzen — mit einem jungen bürgerlichen Manne.

Frau Susanne fühlt sich sehr behaglich im Palaste des jungen Herrn Grafen von Sportheim.

Der Herr Baron von Münich ist durch die Großmuth der Prinzessin ein ganz arrangirter Cavalier, auch der Kammerdiener Jean Fripon ist im Testamente des Exministers nicht vergessen worden.

Robert, der früher Verfolgte, ist jetzt ein Gesegneter Gottes und der Menschen.

E n d e.

Der Falschmünzer.

Novelle.

1.

„Cousinchen," rief der junge Gardist Charles Bagnères, „Cousinchen sehen Sie mich an! Giebt's in ganz Paris einen schönern Mann als mich? Lächeln Sie nicht — meine Wangen — meine Augen — mein Wuchs — wie ich jetzt vor Ihnen stehe, schön und blühend, glaube ich schwerlich, daß irgend ein junger Mann mir gleich kommt."

Bagnères stand kerzengerade vor dem Mädchen und verwandte keinen Blick von ihr. Sie aber lächelte noch immer und maß den jungen Mann mit ihren blauen Augen.

„Und was soll dies Alles, lieber Cousin? dergleichen Reden sind mir äußerst neu, und da ich gesunde Augen habe, so finde ich die Erklärung Ihrer körperlichen Vorzüge ganz überflüssig."

„Lachen Sie nicht, Cousinchen, Sie wissen noch nicht, was ich sagen will. Wollen sie mich anhören?“

„Wohlan! ich bin gespannt.“

Der Gardist zog seine weißledernen Handschuhe aus und näherte sich seiner Cousine.

„Das ich schön bin, Cousinchen, müssen Sie selbst eingestehen, nun aber geduldig zugehört. Sie sind 20 Jahre alt, Sie sind reich, steinreich. Der Ruf Ihres Reichthums hat sich in ganz Paris, ja in Frankreich verbreitet, aber wer, theuerste Cousine, kam bis jetzt, Sie heimzuholen? Nicht wahr, es waren zwar reiche, sehr reiche Kaufleute, aber dies ist auch Alles, was man von ihnen sagen kann.“

Die junge Dame, welche bis jetzt gleichgiltig zugehört hatte, ward neugieriger: „Ei, lieber Cousin, Sie haben etwas auf dem Herzen?“

„Nun wohl, es thut mir leid um Sie. Ich habe Ihre Herrn Freier beobachtet, was sind es für Menschen? Ich glaube, Alle leben für nichts, als für ihr Geld. Sie kennen kein Vergnügen, keine Zerstreuung, ihre ganze Lust besteht in dem Anhäufen von Geldsäcken und darum glaube ich, die Geldlust hat sie auch zu Ihnen getrieben. Sagen Sie nun selbst, glänzend erzogen, freie Herrin Ihres Vermögens,

würde nicht jeder Zwang Sie unglücklich machen? Reichen Sie nun einem solchen Geldmenschen Ihre Hand, werden Sie dann Tage verleben, wie bisher? Ihr Gatte wird Dukaten zählen, Sie erhalten eine bestimmte Summe zur Haushaltung, die Zahl der Soireen wird festgesetzt und wenn Sie sich einbilden, frei zu sein und zu handeln — nicht mit einem Schritte dürfen Sie die vorgesteckten Grenzen des Herrn Gemals überschreiten."

„Ein schönes Bild meiner Zukunft," unterbrach ihn die Cousine, „fahren Sie fort."

Charles entgegnete: „Das Porträt ist vollendet, erlauben Sie mir nun ein anderes zu beginnen. Was meinen Sie, bestes Cousinchen, wär' es nicht weit gescheidter, wenn Sie einen armen Menschen mit Ihrer Hand beglückten?"

„Was bedeutet das, Cousin, woher bei Ihnen diese Weisheit und Ueberlegung? Einen armen Menschen beglücken! Schön, wirklich ganz vortrefflich und der Himmel müßte eigentlich eine solche That belohnen; aber, mein Bester, ich wage Ihnen ins Angesicht zu behaupten, hunderte von Beispielen haben gelehrt, daß diese aus dem Staub Erhobenen weit ärger mit dem erhaschten Reichthum wirthschafteten, als jene Goldmenschen. Anfangs schmeichelnd

und unterthänig, fallen Sie bald aus der Rolle und kränken und vernachlässigen die, der sie ihr Glück verdanken. Mein lieber Cousin, so will ich mich nicht aufopfern, einem armen Menschen, der mich später für meine Güte in den Staub treten würde, meine Hand zu geben.“

Eifrig erwiederte Charles: „Wenn er nun aber dankbar, wenn er überhaupt ein ganz anderer Mensch ist, der nicht Goldhaufen zu sammeln denkt, der Alles um sich froh und lustig sehen will? Genug! ich bin es selbst, der Ihnen seine Hand anträgt. Nur Ihren Wünschen, Ihrer Freude will ich leben, und bedenken Sie nur, Cousinchen, gibt's wohl in ganz Paris einen hübscheren Menschen als mich?“

Er nahm eine Stellung an, die sein in der That imponirendes Aeußere noch mehr hervorhob. Diesen äußeren Vorzügen hatte er es zu danken, daß er, der einzige nicht Adelige, in die Garde aufgenommen war, das hatte ihn stolz gemacht.

„Sie haben Unrecht,“ sprach die Cousine, „wenn Sie meinen, es komme Alles auf ein hübsches Gesicht an. Ja, wie ich noch klein war, da hegte ich den Wunsch, einen hübschen Mann zu bekommen, seitdem aber habe ich wohl gesehen, wie nicht immer ein schönes Gesicht ein

gleiches Gemüth verkündet. Aber auch das angenommen, müßte nicht mein Mann eine entsprechende geistige Bildung besitzen? Diese — Verzeihung, Cousin — fehlt Ihnen — und Sie sind auch nicht einmal im Stande, mir dafür einen höhern Rang zu bieten. Ihr Aeußeres hat Sie bevorzugt, doch nicht so, daß ein Avancement denkbar wäre. Einem bloßen Gardisten kann ich meine Hand nicht reichen, und wenn Sie diese Uniform mit Civilkleidern vertauschen, und durch mein Geld sich zu etwas erheben, was bieten Sie mir dann, Cousin?"

„Den schönsten Mann in Paris," rief Bagneres. „Die Augen aller Damen sind auf mich gerichtet, Sie werden der Gegenstand des allgemeinen Neides sein, man wir uns Bälle und Feste geben, ganz Paris wird von dem schönen Paare sprechen. Und ich, ich werde rastlos bemüht sein, Ihre Tage zu Freudentagen zu machen, Spiel und Jubel, Lust —"

„Halten Sie ein, Cousin! Den Neid der Frauen will ich sehr gern entbehren; Zerstreuungen und Lustbarkeiten können und sollen nicht alle Stunden des Tages füllen, geschweige die Jahre eines ganzen Lebens. Wenn aber Stunden kommen, wo sich das Herz nach Stille und

Einsamkeit sehnt, was kann mir ein Mann bieten, der, wie Sie, nur dem Vergnügen lebt?"

„Theuerste Cousine," bat Charles, „ich bin noch jung; fort mit der Uniform, ich werde meinen Geist ausbilden, ich werde das zu erreichen streben, was mir noch fehlt, um Ihrer vollkommen würdig zu sein."

„Lassen Sie das endlich, Cousin, Sie mögen den Willen haben, aber ich habe noch andere Gegengründe, die ich nicht anführen mag — bleiben Sie ruhig Gardist, behalten Sie ruhig die schöne Uniform und ich will die Mutter bitten, Ihre Zulage noch zu vermehren. Vielleicht vergessen Sie dann, ferner um meine Hand zu werben."

Aber noch dringender entgegnete der Abgewiesene, „wahrhaftig, ich hätte nicht geglaubt, daß Sie aus bloßem Stolz meinen Antrag verwerfen würden. Es steht in Ihrer Macht, mich völlig glücklich zu machen, wie edel, wie vortrefflich handelten Sie, ja Cousine, gewiß, gewiß!"

„Schweigen Sie endlich," sprach diese unwillig, „es ist nicht Stolz — doch still, ich höre die Mutter."

Vagneres Blicke ruhten immer glühender

auf der Cousine. „Nein, nein, ich muß Ihre Gründe hören.“

„Nun denn, Sie wollen es! Einem Verschwender, einem Spieler werde ich nie meine Hand reichen! Für die Zukunft, wie sie mich dann erwartet, kann der thörichte Ruhm, den schönsten Mann zu besitzen, keinen Ersatz geben.“

Sie hielt inne, denn die Mutter trat ein. Charles verbarg seinen Aerger und verneigte sich tief vor der Tante, diese hatte ein Schreiben in der Hand.

„Ei, Charles, wie lange bist Du nicht bei uns gewesen, doch jetzt — ich wette —“

„Und wenn es so ist,“ bat die Tochter, „Du gewährst mir die Bitte, nicht wahr Mütterchen, Du legst ihm noch zu? Er wird auch dann nicht wieder in solche Verlegenheit gerathen.“

„Du bist sehr vorschnell, Claris. Charles, Charles, es sind Briefe über Dein Betragen eingelaufen — hätte nicht dieses Schreiben aus Lyon mich so freudig gestimmt, ich müßte ein sehr ernstes Wort mit Dir reden. Doch nun mag es gut sein, geh' auf mein Zimmer und lies jene Briefe, der Cassier wird Dir das nöthige Geld geben und die Zulage sollst Du auch haben! Aber höre Charles, noch Eins. Es

ist auch ein Schreiben von einem Offizier da — bist Du gezwungen, Deine Uniform abzulegen, Dein Regiment zu verlassen, dann wisse, sind Dir die Thüren meines Hauses für immer verschlossen! —"

Bagnéres ging, die Tante wandte sich zu Claris: „Komm, mein Kind, ich habe Dir wichtige Dinge zu sagen."

2.

Vor einer Masse aufgehäufter Goldstücke saß der junge Kaufmann Lassaly in seinem Comptoir zu Lyon. Das Haupt auf die Hände gestützt, starrte er nach dem blanken Golde, und seine Stirn zog sich in Falten. Plötzlich sprang er auf, stieß mit der einen Hand die Goldstücke vom Tische, mit der andern Hand riß er die Schnüre seiner polnischen Kurtka auf, lief unruhig im Zimmer umher, rang die Hände und schien zu verzweifeln. Da trat ein junger Mann herein, Lassaly erschrak und nahm sich zusammen.

„Was bringst Du mir?"

„Ich bin bringe Dir nichts mein Lieber, als die Nachricht, daß die Geschäfte herrlich gedeihen, und daß an der letzten Schiffsladung ein Bedeutendes gewonnen ist. Du bist ein Kind des Glückes, und wenn auch die Leute sagen, Du ständest mit dem Bösen im Bunde, der jedes Mißlingen von Deinen Unternehmungen abwende, so spreche ich nur, Du bist ein Kind des Glücks!"

Lassaly bebte zusammen; er hielt sich an einen Stuhl fest, und seine Augen ruhten starr auf dem jungen Manne.

„Was sagen die Leute? ich stände mit dem Bösen im Bunde? Albernes Gerede, Jules!"

Er scharrte mit den Füßen die auf der Erde liegenden Goldstücke zusammen, und verbarg dabei sorgfältig sein Gesicht, aber das Zittern seines ganzen Körpers konnte er nicht verbergen und Jules erschrak.

„Mein Gott! aber Du bebst ja wie Espenlaub! und die Goldstücke liegen auf dem Boden, als wärst Du wirklich im Stande, sie durch ein Wort aus der Erde zu zaubern! Beim Himmel! fast fängt mich zu grauen an. Doch nein, ich bin kein Kind der Furcht! Andree, steh' mir Rede, Du bist ein guter Mensch und wenn sich auch Deine Stirn so oft in Fal-

ten zieht, wenn Du auch die Oerter der Lust und der Vergnügungen meidest, und wie von einem unheimlichen Einfluß ergriffen scheinst — — ich spreche nur: Du bist ein Kind des Glückes.“

Bei diesen Worten bebte Lassaly zusammen in seinem Lehnstuhl, aber bald sprang er auf und hielt Jules fest, welcher bereits die Thüre geöffnet hatte. „Du gehst, Jules, Du kannst mich verlassen, Du, der dem albernen Geschwätz der Leute keinen Glauben schenkt?“

Jules kehrte zurück und faßte freundlich seine Hand: „Nein, ich glaub' es nicht. Der böse Dämon, den die Leute sich erfinden, das ist ihr Gewissen. Ich glaube auch, daß ein gutes Verhängniß über uns waltet und Dir Dein Glück gibt. Aber wenn ich Dich so bestürzt sehe unter den Goldhaufen, wenn ich Dich erbleichen sehe bei der Nachricht, daß das schlechteste Geschäft einen glücklichen Erfolg hatte, wenn Du selbst vor Deinem Glücke zurückbebst, dann möge mir Gott verzeihen, wenn ich ganz irre werde. Andree, Andree, sprich, was beschwert Dein Herz? warum zieht sich Deine Stirne so in Falten?“

Lassaly umarmte seinen Freund. „Jules — Gott ist mein Zeuge, mein Gewissen ist rein,

mein Gemüth ist fromm, mein Glück allein macht mich zittern!"

Jules blickte ihn ernst an. „Das ist doch seltsam!"

„Das macht mich bestürzt im Kreise der Fröhlichen, das furcht meine Stirne. O Jules, bin ich denn wirklich ein Kind des Glücks?"

„Kenne ich nicht Deine ganze Lebensgeschichte? oder hast Du mir vielleicht Etwas verheimlicht?"

„Ich weiß nichts weiter, als daß es kaum fünf Jahre sind, als ich noch ein armer Handwerksbursche in einer kleinen Provinzialstadt war, daß mein Prinzipal stets sagte: Mein Sohn, ich bin nicht so eigennützig, Deinem Glücke im Wege zu stehen; es ist, als würde der Vorrath meiner Waare bedeutender, als füllten sich die Tonnen und Fässer, die Kisten und Schachteln, ohne irgend einen Zukauf! Als würde Alles schwerer und größer an Maß und Gewicht! Und das Geld häuft sich auch wie unerklärlich. Geh' mein Sohn, dies große Gedeihen vermehrt meine Zufriedenheit nicht, vielmehr es macht mich bangen. Geh', mein Sohn, nach einer großen Stadt und mache dort Dein Glück!"

Jules hörte ihm mit Staunen zu. Lassaly fuhr fort:

„So kam ich nach Lyon, es sind heute drei Jahre! Mein Prinzipal hatte zwar ein bedeutendes Geschäft, aber eines Tages sprach er etwas, was mir klang, wie die Rede des Kaufmanns aus der Provinzialstadt, und zum ersten Male bebte ich, und meine Glieder zitterten, denn es überkam mich ein Grauen vor mir selbst. Was er aber sagte, klingt noch in meinem Ohre: Mein Sohn, verlange keinen Gehalt von mir, meine Casse steht Dir offen, meine Geldsäcke sind für Dich unversiegelt, betrachte mein Haus und mein Vermögen wie das Deine. Als ich hierüber erschrack, sprach er weiter, was zitterst Du? scheint Dir wunderbar, was ich sage, oder schenkst Du meinen Worten keinen Glauben? Ich bin nicht so blind, daß ich nicht sehen sollte, wie unter Deinen Händen mein Handel zu seiner Blüthe gelangt ist, wie meine Speicher und Waarenlager angehäuft sind, wie mein Name gewichtvoll geworden ist durch Dich. Die Menge der Goldsäcke mehrt sich unzählbar, meine Fahrzeuge durchschiffen ganz Frankreich, meine Waare geht fast durch ganz Europa, und meinen Namen sprechen sie an allen Börsen. Genug, mein Andree, komm hinauf in den großen Saal, in

Gegenwart aller meiner Leute, meiner Handlungsgehilfen und Buchhalter, Geschäftsfreunde und Anverwandten, will ich Dich zu meinem Compagnon ernennen. Er umarmte mich und wir gingen hinauf. Doch Du bist selbst zugegen gewesen bei dem Jubel. Wie die Champagnerpfropfen flogen, wie das Lebehoch erschallte, wie mich Alle umarmten, wie die Menge die Straße vor unserm Hause füllte." Jules nickte mit dem Kopfe.

„Es sind heute drei Jahre."

„Aber mir schien Alles wie ein schreckhafter Traum, wie ein Mährchen, welches ein grausiges Ende nehmen müsse. Und während ich mich bei meinem guten Prinzipale bedankte, wurde mein Herz von einer unsäglichen Angst zusammengepreßt.

Er hielt inne. Jules lächelte.

„Sonderbare Furcht, ich will Dir diese Angst verscheuchen und diese Grillen, Du sollst heiter werden wie ich."

Lassaly hörte nicht auf seine Worte, und athmete tief und beklommen.

„Jules, ich habe ganze Goldsäcke unter Arme verstreut. Ich habe Menschen aus ihrem Elende befreit, indem ich ihnen ungezählt ein Vermögen spendete, das ein Fürst anzunehmen sich

nicht gescheut hätte! Aber meine Zufriedenheit kehrt nicht wieder, meine Angst schwindet nicht. Darum erbebe ich, wenn Du mich ein Kind des Glückes nennst!"

Jules entgegnete: „Und dennoch nenne ich Dich ein Kind des Glückes, und Dein Mährchen wird nicht traurig enden, obschon Trauer und Freude zuweilen eng mit einander verschwistert sind. Sieh her!"

Er zog aus einer Brieftasche einen schwarzversiegelten Brief, welcher bereits erbrochen war. —

„Ich sagte schon vorher, daß mich etwas Wichtiges herbeigeführt habe, aber Deine gerunzelte Stirn bei meinem Eintritt, Dein Erbeben, als ich Dich ein Kind des Glückes nannte, ließen mich schweigen. Ich kenne jetzt den Grund Deines Trübsinns und entledige mich deshalb ruhig eines halb angenehmen und halb unangenehmen Auftrages. Kossein ist todt! Du bist jetzt Herr dieses Hauses, alleiniger Herr des Hauses und der ganzen Handlung. Kossein ist zu Paris gestorben und hat Dich zum Erben seines ganzen Vermögens, aller seiner Güter eingesetzt. Ich sage Dir meinen Glückwünsch, Du bist Herr einer Million. Die Firma heißt nicht mehr Kossein und Compagnie, die Firma

heißt fortan Lassaly, und bald nennt man Deinen Namen auf allen Börsen und bald weiß man, in Paris wie in ganz Frankreich, daß Lassaly der erste Kaufmann in Lyon ist. Hier ist der Brief, aber lies ihn schnell, denn ich will es sogleich Deinen Dienern und Geschäftsfreunden bekannt machen, und sie sollen alle kommen nach dem großen Saale und Dir, dem Sohne des Glücks, ihre Glückwünsche darbringen."

Jules hatte im Eifer seiner Rede nicht auf Lassaly gesehen, jetzt trat er näher an ihn heran, und legte den Brief vor ihm auf einen Tisch, aber wie erschrack er. Lassaly lag todtenbleich im Lehnstuhl; mit offenen Augen starrte er nach dem Briefe, aber seine Hand war wie gelähmt, er konnte sie nicht bewegen.

„Andree, man übersandte mir den Brief, damit er Dich nicht zu sehr erschüttere. Ich glaubte Dich genug vorbereitet. Ermanne Dich, Andree! Andree, sei ein Mann! Kosseir hat Deiner mit Liebe gedacht. In Andrees Händen liegt Segen und Gedeihen, Saat und Frucht. Der Handel wird blühen unter seiner Hand, und darum sei er mein Erbe. Starre mich nicht so an, Andree. Laß Deinen Trübsinn. Kosseir ist todt, aber Dir breitet das Glück seine Arme entgegen."

Da raffte Andree seine Kräfte zusammen, er sprang vom Stuhle, und wollte nach dem Briefe langen, aber er sank krampfhaft wieder zurück.

„O Jules, das Glück tödtet mich!“

Jules wurde abgerufen; er mußte Lassaly den Händen der Diener überlassen und eilte davon.

3.

Mit stolzem Wohlgefallen blickte Madame Bagnéres auf ihr Kind, dessen blühende, frische Jugendfülle durch den reichen Schmuck noch gehoben wurde.

„Du wirst sehr glücklich sein, mein Kind, Dein Porträt muß ihn entzücken, sein Vermögen könnte eine Königstochter aussteuern, und was ich besitze gebe ich Dir auch noch mit.“

Die Tochter lächelte, zog die goldene schwere Halskette und die Ringe ab und wog Alles in einer Hand. Wenn ich alles Gold, alles Geld, alles Vermögen, was mich beglücken soll, ab-

rechne und arm dastünde, bürgst Du dann noch für mein Glück?“

„Warum nicht, mein Kind? Du bist stets fromm und gut gewesen, Du hast Dein Geld nicht unnütz verschwendet, sondern Vieles den Hilfsbedürftigen zukommen lassen, darum wird Dir auch der Himmel günstig sein.“

Die Mutter trat ans Fenster. „Er könnte aber wirklich schon hier sein; nach den Briefen meines Lyoner Freundes geht mir Alles zu langsam. Mit einem Male fuhr sie erschrocken zurück. „Um Gotteswillen! seh' ich recht, seh' ich recht!“

Claris eilte die Mutter zu unterstützen, denn sie wankte.

„O sieh', sieh'!“ rief Madame Bagneres, „geht dort nicht Charles? Aber wo ist die schöne Gardeuniform? Und Hut und Degen?“

Claris die auch hinabgesehen, entgegnete: „Ja wahrhaftig, das ist mein Cousin, und er trägt die Uniform nicht mehr!“

Der Zorn der alten Dame ward immer heftiger. „O der Bösewicht! Es ist Alles eingetroffen, was ich gefürchtet habe, ausgestoßen aus dem Regiment wegen nichtswürdiger Vergehen.“

Die Tochter küßte bittend die Hände der Mutter. „Theuerste Mutter, wer weiß denn, was geschehen ist; vielleicht thun wir ihm Unrecht

„Nein, nein,“ erwiederte Madame Bagnères, „rede nicht für ihn, Claris, es ist ein gottvergessener Mensch.“

Es schellte; ein Diener trat herein: „Herr Charles Bagnères!“

„Ich will ihn nicht sehen,“ sagte zornig Madame Bagnères, „er soll nicht ohne Uniform vor meine Augen kommen.“ Der Diener ging. Die Mutter wendete sich zu Claris, „lege nur Deinen Schmuck jetzt ab, er wird wohl nicht mehr kommen. O, wenn er die Schmach erfährt, die Charles unserer Familie bereitet.“

Die Tochter blickte auf ein Porträt, welches an der Wand hing. „Welche Weichheit spricht aus seinen Zügen, welches tiefe Gemüth aus seinem Auge, mein Herz sagt es mir, er wird kommen.“

4.

Die Geschäftsfreunde, Commis, Verwandte und Bekannte hatten Lassaly, welchem sie Glück wünschten, verlassen, er selbst saß in einem Lehnstuhle und schaute Jules an, der im Zimmer auf und niederging, und ein Schreiben in der Hand hielt. Plötzlich sprang er auf.

„Jules, mein Trübsinn ist geschwunden, und wie tief ich auch den Tod meines guten Kosseir beklage, so ruft mir dennoch eine Stimme zu, Lassaly, Du bist glücklich! Aber Jules, Du hörst mich ja kaum an! Was läuffst Du so unruhig im Zimmer auf und ab? So lange ich finster war, suchtest Du mich zu erheitern, da ich aber fröhlich werde, wirst Du stumm und ernst.“

Jules entfaltete den Brief.

„Ich glaubte, daß es zu folgendem Bericht einer ernsten Miene bedürfe, aber Deine Worte haben mich ganz herausgebracht. Andree, fast muß ich lachen, wenn ich an Dein Glück denke,

aber lache Du auch, denn beim Himmel, so ist es noch keinem Sterblichen gefolgt.“

Andree horchte hoch auf, doch er sprach kein Wort. Jules faßte seine Hand.

„Kosseir hat in Paris Dein Porträt an den gehörigen Ort befördert. Er hat für sich vor seinem Tode bei Madame Bagnéres um die Hand ihrer Tochter geworben. Ich habe hier ein Schreiben in Händen, welches sagt, das Porträt der jungen schönen Dame, welches dort vor uns hängt, ist Dein.“

Er zog Andree vor das Bild, indem er ihm den Brief überreichte.

Das schönste Mädchen in ganz Paris, das reichste Mädchen Claris Bagnéres ist Dein.“

Lassaly erschrak, doch bald ergriff er freudig das Schreiben, und sah mit leuchtenden Blicken auf das vor ihm hängende Bild.

Wenn es nicht Täuschung ist, Jules, wenn dieser Brief mir verwirklicht, was Du sprichst, dann sage immerhin, Du bist ein Kind des Glückes, mich soll es nicht mehr schrecken. Ich sage Dir, der Besitz dieses Mädchens macht mich überselig. Jules, jetzt rufe noch einmal, Andree, Du bist ein Kind des Glücks!“

Jules stand und betrachtete seinen wonnetrunkenen Freund, der mit gierigen Blicken an

den Zügen des schönen Bildes hing. Er nahm es von der Wand, er küßte es, trat an's Fenster, um es besser betrachten zu können, und schien alles Andere um sich vergessen zu haben. Jules weckte ihn aus seinen Träumen.

„Andree, warum liest Du das Schreiben nicht? Wir wollen das Original bald leibhaftig vor uns sehen. Der Brief bescheidet Dich nach Paris zu Madame Bagnéres. Dein Bild hat dort seinen Eindruck nicht verfehlt und man erwartet Dich. Komm nun, dem schönen Kinde Deine Huldigungen persönlich darzubringen."

Andree küßte noch einmal das Bild, hing es an seinen ersten Platz und sagte, „ich bin bereit, so laß uns eilen!"

„Nein," entgegnete Jules, „ich reise nicht mit. Wer soll hier Alles leiten? Du hast in Paris meinen Bruder, der die ganze Sache eingeleitet hat, zum Führer, er und ich, Beide sind wir ja Deine Freunde."

Andree besann sich. „Du hast recht." Er eilte fort.

In wenig Stunden war er unterwegs, und bald lag er in den Armen François, des Bruders seines Freundes Jules. Der ungeduldige Andree ließ ihn nicht zu Worte kommen.

„Lieber François, mich hat die Reise nicht ermüdet, nicht angestrengt. Die Sehnsucht hat mich hergetrieben, ich ersuche Sie nur, lassen Sie uns hineilen, wo Glück und Bestimmung mir das größte Kleinod aufbewahrt haben.“

François jedoch machte Einwendungen, und so sehr auch Andree drängte, mußte er dennoch seine Sehnsucht bekämpfen und sich in die Pläne des Freundes fügen.

Mutter und Tochter standen am Fenster, und blickten sehnsuchtsvoll hinaus, als eine glänzende, reich mit Silber beschlagene Equipage ihrem Hause zurollte. In der Equipage aber saßen Andree und François, er wunderte sich über die Fröhlichkeit seines Freundes, und wurde selbst ganz lustig; plötzlich aber krauste sich seine Stirn, und er ergriff Andrees Hand.

„Denken Sie nur, was mir in diesem Augenblicke einfällt. Mein Bruder spricht immer, daß Ihnen das Glück mit hundert Beinen nachlaufe, aber was meinen Sie, Andree, wenn ich Sie darum bitte, daß wir augenblicklich umkehren und nach Hause fahren?“

Andree wollte entgegnen, doch François wurde ängstlicher.

„Wir kommen nicht zur guten Stunde zu Madame Bagnéres."

Andree lachte.

François wies mit dem Finger nach der Richtung des Hauses. „Sehen Sie dort einen jungen Mann?"

„Ja wohl, ein sehr schöner Mann, François. Einen ausgezeichneteren Wuchs habe ich nie gesehen. Welche imponirende Haltung, welch ein Gesicht? — Doch warum der plötzliche Ernst in Ihrer Miene?"

François sah starr auf das Haus und den jungen Mann, der vor demselben auf- und niederging.

„Weil wir nicht zur guten Stunde zu Madame Bagnéres kommen. Derjenige, welcher dort auf- und niederwandelt, ist ein böses Omen, lieber Andree."

Andree blickte staunend nach dem Bezeichneten. François fuhr fort.

„Dieser junge Mann von so einnehmenden Wesen führt die tollsten Streiche in Paris aus. Er ist vor einigen Wochen seiner schlechten Aufführung wegen vom Regimente gejagt worden. Es ist kein anderer, als Charles Bagnéres, er

darf aber seines üblen Rufes wegen seiner Tante nicht vor die Augen kommen, und daß er gerade jetzt vor diesem Hause uns begegnen muß, glauben Sie mir, deutet auf nichts Gutes. Kehren wir um, Andree.“

Andree lächelte, inzwischen war der Wagen schon ganz nahe dem Hause.

„Sei ohne Sorgen, lieber François, ich glaube nicht mehr an dergleichen. Uebrigens will ich sorgen, daß er sich mit der Tante aussöhne. Ich will ihm so reichlich geben, daß er mich lieb gewinnen soll, und will versuchen, ob er selbst noch die Liebe Aller sich wiedererwerben wird.“

François schüttelte den Kopf und wandte ihn schnell ab, als er sah, wie Andree den jungen Mann freundlich grüßte, doch vergaß er auch seinen Unmuth, als seine Augen auf die am Fenster stehenden Damen fielen. Auch Andree bemerkte sie jetzt und begrüßte sie, während der Wagen plötzlich hielt, und die Dienerschaft sich beeilte, die beiden Herren hinaufzubegleiten.

Die Tochter hatte sich zitternd an die Mutter gelehnt, als aber der lang ersehnte Lassaly eintrat, da ermannte sie sich und ging ihm einige Schritte entgegen. Während François sich der

Mutter näherte, reichte nach der ersten Begrüßung Andree der jungen Dame seine Hand.

„Unsere Porträts, Fräulein, haben uns schon lange mit einander bekannt gemacht, doch vor dem Original ist mir die Sprache zu arm, um die Gefühle zu schildern, die mich in diesem Augenblicke beseelen.“

Claris senkte die Augen.

„Gewiß haben unsere Porträts statt unser gesprochen! Doch fühle ich jetzt Alles tiefer, als ich es bei dem bloßen Anblick fühlte. Es ist mir, als hätte eine Seele in ihrem Bilde gewohnt, die bereits zu der meinigen gesprochen.“

Die Mutter sagte zu François, „schön, daß sich Beide nicht erst lange zieren. Gefallt Ihr Euch, Kinder? Doch was frage ich noch lange? Eure Augen sprechen für Euer Herz. Und so ist es mir lieb, daß ich nun bald verkündigen kann, daß mein Kind glücklich ist, glücklich an der Hand des ersten Mannes in Lyon.“

Es wurde noch viel hin und her gesprochen, die jungen Leute waren entzückt, Madame Bagnéres und François zufrieden, da fiel ein Blick Andrees hinaus auf Charles Bagnéres, der noch

immer unten stand, und die Augen bald auf die glänzende Equipage, bald auf die Fenster des Saales richtete, in welchem sich die Fremden befanden. Andree hielt es jetzt noch für unpassend, von ihm zu sprechen, doch er kam ihm nicht mehr aus dem Sinn, und noch bevor er mit der Geliebten verlobt wurde, sagte er zu Madame Bagnéres, „das Schicksal Ihres Neffen ist mir bekannt. Sie haben ihm den Zutritt in Ihr Haus versagt, ich möchte nicht einen Unglücklichen unter meinen Verwandten zählen, und bitte, verzeihen Sie ihm."

Madame Bagnéres war verlegen. „Mein Neffe Charles ist nicht unglücklich. Er ist nicht werth, daß Sie ihn zum Gegenstande Ihrer Bitte machen! Ihr Gesicht zeigt mir, wie ernsthaft Sie es meinen; doch muß ich Ihnen bemerken, Geld ist sein Unglück, in welches er auch Andere hineinzieht. Bitten Sie nicht, lieber Andree!"

Andree küßte ihre Hand.

„Wir wollen unsere Heilmittel an ihm versuchen, wollen ihn aus der jetzigen Tiefe seines Unglücks zu uns heraufziehen! Ihre Verzeihung muß ihn bessern, meine Unterstützung aber soll ihn ganz umwandeln. Sie verzeihen!"

„Meine Verzeihung bietet ihm neue Gelegenheit zu Ränken, Ihre Unterstützung gibt ihm neue

Mittel, so schlechte Streiche auszuführen, daß er seine Wohlthäter selbst zu Grunde richtet."

Andree küßte wieder ihre Hand.

„Ich möchte keinen Unglücklichen in meiner Familie haben!"

Da baten Alle mit ihm, auch Claris und François, und Charles erhielt die Anzeige seiner Begnadigung.

5.

Die schöne Claris hatte eben das Bild ihres Verlobten betrachtet und dann aus der Hand gelegt, um ihren Cousin Charles anzuhören, der sie schon einigemal angeredet hatte. Charles hatte kaum bemerkt, daß die Cousine ihm ihre Aufmerksamkeit schenkte, als er sich dicht vor das Sopha hinstellte.

„Cousinchen, das war eine herrliche Verlobung! Die Equipagen von halb Paris waren in Bewegung. Man wird von Euch in ganz Frankreich sprechen. Den Jubel vergesse ich nicht, so lange ich lebe."

Die Cousine lächelte. „Aber es scheint mir, als hätten Sie etwas ganz Anderes auf dem Herzen!"

Charles fuhr fort: „Wohl, liebes Cousinchen, Ihr Verlobter ist ein schöner reicher Mann! Ein sehr reicher Mann, wie es Wenige in Frankreich gibt, aber mir fällt immer etwas ein, wenn ich an ihn denke. Ihr Verlobter, liebes Cousinchen, ist ein Kaufmann, ein Kaufmann aber ist ein Mann, der Alles nur für sich zusammenscharrt; hören Sie wohl, Cousinchen, nur für sich. Was hat nun seine Gattin davon?"

Die Cousine wurde ernst. „Sprechen Sie kurz, Charles."

„Nun, ich will kurz sein, liebes Cousinchen! Der Kaufmann Lassaly wird Sie nicht glücklich machen! Er ist ein vortrefflicher lieber Mann, er hat mir viel, sehr viel Gutes gethan, aber er ist nur Kaufmann, und kein Lebemensch, und darum könnten Sie mit ihm nicht glücklich sein! Ich hingegen bin ein lustiger, vergnügter Mann, der nur den Freuden und dem Vergnügen huldigt. Allerdings, Cousinchen, meine Garde-Uniform habe ich zwar abgelegt, aber sagen Sie, wen in Paris kleidet sein Anzug besser, als mich der meinige? Nicht wahr, ich habe nicht Unrecht? Also ganz offen heraus: Lassen Sie den Kaufmann sich in

Lyon eine andere Braut suchen, und nehmen Sie meine Hand, Cousinchen."

Unwillig entgegnete Claris: „Charles, wie können Sie sich aber nur solche Frechheit erlauben, entfernen Sie sich, ich bitte Sie, bevor meine Mutter naht! Welch' eine niedrige Gesinnung! Und Sie stehen noch hier?"

Charles lächelte. „Cousinchen, ich bin kein Kind, das nur so unüberlegt hinplaudert; ich kann nicht aus dem Zimmer gehen, bevor ich Ihr Wort nicht habe."

Die Cousine sprang auf. „Sind Sie wahnsinnig? — Doch Sie treiben nur einen sehr unpassenden Scherz!"

„Bei meiner Uniform! — Nein, ich wollte sagen, bei allen Heiligen, es ist mein Ernst, mein kalter besonnener Ernst! Erschrecken Sie nicht, Cousine, eilen Sie nicht an die Thür, rufen Sie keine Diener, mich Ihrer Mutter zu melden, hören Sie mich an: Ich bin schlecht gewesen, aber ich will gut werden. Ich will an Ihrer Hand ein frommes aber glückliches Leben führen, aber nur an Ihrer Hand! Ich kenne nur diesen einen und einzigen Weg, jeder andere führt mich zu einem Abgrund! Genug, Cousinchen, lassen Sie den Kaufmann in Lyon und nehmen Sie mich, den schönsten jungen Mann in Paris! Warum wollen

Sie mich nicht glücklich machen, warum nicht den Mann ohne Amt und Würde emporheben? Ich will nicht länger im Staube liegen bleiben, ich will durch Ihre Hand glücklich sein, oder der verworfenste Mensch werden."

Die Cousine zog an der Klingel. „Ich habe genug gehört, bald wird die Mutter hier sein! Ich bin nicht im Stande, auf dergleichen zu antworten."

„Ei, die Mutter will ich hier nicht erwarten. Das ist eine stolze Frau, die keine Begriffe hat, wie man einen Armen glücklich machen muß. Die Diener kommen, leben Sie wohl, Cousinchen!" Er eilte schnell nach der Thür, drehte sich aber noch einmal um. „Noch eins: Sorgen Sie, daß die Mutter mir nichts entzieht, und falls Ihr Verlobter anderen Sinnes gegen mich würde, so soll er meiner Rache nicht entgehen!"

Claris starrte ihm sprachlos nach. Als die Mutter kam, theilte sie ihr Alles mit. Diese blieb kalt dabei.

„Mein Kind, er hat sich selbst unglücklich gemacht! Von heute an erhält er nichts mehr von mir, und ich theile Alles gleich unserem Lassaly mit! Einem solchen Bösewicht soll und darf er nichts mehr zufließen lassen."

Claris bat die Mutter, nicht zu streng zu sein, aber diese war nicht zu bewegen, und Charles Bagnères verlor ihre Unterstützung, wie die des Herrn Lassaly.

Kaum aber hatte Charles erfahren, was über ihn verhängt war, kaum waren wirklich die Unterstützungsgelder ausgeblieben, als sein Entschluß auch fest stand, durch eine Betrügerei seine ganze zukünftige Existenz zu begründen, und gleich nach Ausführung seines Schelmenstreichs in's Ausland zu gehen. Er warf sich eines Tages in seine besten Kleider, und trat in das Comptoir eines der bedeutendsten Handelshäuser. Er war durch seine Tante sehr bekannt; durch den Aufwand, welchen er vermittelst der Unterstützungen des Herrn Lassaly in der letzten Zeit machen konnte, war er zu einem gewissen Ansehen gelangt.

Charles begehrte den Prinzipal allein zu sprechen. Bei diesem nahm er einen bedeutungsvollen Ton an: „Ich habe ein bedeutendes Geschäft vor, dessen Gewinn ich jedem Andern außer Ihnen mißgönne, mir selbst aber fehlen die hinreichenden Mittel, es allein zu unternehmen! Kennen Sie dieses Geld?"

Er hatte bei diesen Worten dem Banquier einige Papiere hingereicht, dieser betrachtete sie und sagte:

„Ja wohl, es sind —sche Cassenscheine!"

Charles nahm sie zurück. „Ich reise nach H . . . . . .! Für drei Franken bekomme ich dort zwanzig solcher Scheine, also das Sechzigfache. Sie sehen, daß das Geschäft, mit einer bedeutenden Summe unternommen, unermeßlichen Gewinn bringt. Nehmen Sie hunderttausend Franks mit und lassen Sie uns zusammen nach H . . . . . . reisen! Die Papiere unterzubringen, sei meine Sorge, da sie von den richtigen —schen Cassenscheinen durchaus nicht zu unterscheiden sind."

Der Kaufmann besann sich nicht lange.

„Der Gewinn ist groß, Herr Bagnéres, aber ich kann das redliche Geschäft nicht unternehmen. Ich habe Frau und Kind, und einen ehrlichen Namen; ich will nichts von Ihnen erfahren haben, und Ihr Geheimniß bleibt bei mir verborgen, doch machen Sie mir keinen zweiten Vorschlag dieser Art."

Bagnéres erschrack nicht.

„Sie sind auch mein Mann nicht, denn Sie sind zu furchtsam! Feige Leute bringen es zu nichts! Ihre Anzeige fürchte ich aber nicht, es würde Ihnen wenig Nutzen bringen!"

Er ging, aber seinen Plan gab er nicht auf, sondern freute sich vielmehr, eine List gefunden zu haben, welche ihn schnell zum Ziele führen sollte.

Er verließ das Comptoir, um auf der Stelle in ein zweites zu gehen, dessen Prinzipal mit dem ersten in Feindschaft lebte. Er machte ihm denselben Antrag, und als dieser ebenfalls nicht in sein Begehren willigte, erhob er sich stolz. „Gut, wenn Sie den bedeutenden Gewinn ausschlagen, so wird es der Herr — thun!"

Er griff nach der Thür. In der Brust des Kaufmanns erwachten plötzlich Haß und Mißgunst; er hielt Bagnéres zurück.

„Wann reisen Sie? Ich reise mit; P— soll das Geschäft nicht machen!"

Bagnéres lachte innerlich.

„Ich reise morgen; denn meine Anwesenheit darf hier nicht bemerkt werden!"

Man besprach die Reise, und wirklich befanden sich Charles und der Kaufmann des andern Tages auf dem Wege nach H . . . . . .

6.

Der Antrag ihres Neffen hatte Madame Bagnères nicht nur veranlaßt, diesem ihre Unterstützung zu entziehen, sondern auch die Vermälung ihrer Tochter zu beschleunigen. Keiner war glücklicher als Lassaly, und als er seine schöne junge Frau in die Thore Lyons heimführte, schwand endlich jeder Trübsinn, der ihn wegen seines beständig fortdauernden Glücks gequält hatte. Er glaubte nun selbst an die Worte seines Freundes Jules, er sei ein Kind des Glücks, und fand es billig, sich so nennen zu lassen. So saß er auch einst seelenvergnügt, als Jules eintrat. aber nicht mit der sonst so heitern Miene, auch nicht mit dem bekannten Gruße, sein Blick war getrübt und langsam näherte er sich seinem Freunde. Dieser sprang auf.

„Aber, was ist Dir denn geschehen, Freund Jules? Du siehst ja heute ganz verändert aus.“

Jules blickte ihn ernst an. „Ich glaube, Du bist kein Glückskind mehr; sei gefaßt: die Schiffe, die reichbeladenen Schiffe nach B . . . hat der

Sturm vernichtet, und Deine Habe liegt im Meere! — Wie kannst Du lächeln?"

Lassaly klatschte in die Hände.

„Und das betrübt Dich? so höre: die Schiffe sind in H ...... versichert! Das einzige Unglück ist, daß ich mein geliebtes Weib auf kurze Zeit verlasse, denn ich muß sogleich nach H ....."

Heiter entgegnete Jules: „Bei Gott, Du bist zu beneiden, denn die Trennung von Deiner jungen Frau wird doch nur auf kurze Zeit sein."

Lassaly wurde nachdenkend. „Wie mir doch plötzlich bei dieser Nachricht zu Muthe wird! So Mancher hat ein Glück in Fülle in seiner Heimatstadt verlassen, und hat eine abgebrannte Stelle wiedergefunden. Ich war seit langer Zeit so froher Laune, warum muß die Reise mich so umstimmen!"

„Sei kein Thor!" sprach Jules, „fürchtest Du vielleicht, daß Dir ein Unglück begegnen könnte?'

Lassaly sah vor sich hin: „Ich fürchte nichts, aber mein Weib, mein Haus, mein ganzes Eigenthum übergeb' ich Deiner Aufsicht. Sorge, wenn ich nach kurzer Frist wiederkehre, daß ich Alles wiederfinde, wie ich es verlassen habe."

„Kind des Glücks, was ficht Dich an?"

„Nichts! Aber ich weiß nicht, woher mir der Trübsinn plötzlich kommt! Doch genug, ich muß schleunigst aufbrechen.“

Die Beiden trennten sich und Lassaly schied betrübten Herzens von seiner heißgeliebten Frau.

In H . . . . . . war der Plan des Herrn Charles Bagnéres mißglückt. Als er dort mit jenem Kaufmann angelangt war, trennte er sich von ihm; doch bald kehrte er zu seinem Compagnon zurück und sagte: die Sache ist in Richtigkeit! Für drei Franks bekomme ich zwanzig Cassenscheine. Haben Sie die Güte, mir das Geld zu geben, in einigen Stunden ist das Geschäft abgemacht! Sehen Sie nur, ich habe zur Vorsicht einige dieser Scheine von dort mitgebracht.

Er zeigte dem Kaufmann —sche Kassenscheine, welche den richtigen ganz ähnlich sahen, und erwartete, daß ihm der Kaufmann die mitgebrachte Baarschaft übergeben würde; aber dieser sah zwar auf das Geld und schien völlig zufrieden, doch durchflog ihn plötzlich der Gedanke, wie, wenn Bagnéres mit meiner Baarschaft durchginge? — Wir befinden uns in einer Seestadt, wie, wenn er sich einschiffte?

„Kann ich nicht mit Ihnen gehen?“

Bagnéres erschrack; doch faßte er sich. „Es darf kein Dritter das Geheimniß wissen! Geben

Sie mir nur das Geld; ich bin in zwei Stunden wieder bei Ihnen. Seien Sie indessen lustig und guter Dinge! Sie verdienen eine enorme Summe, und vergnügt reisen wir nach Hause. Ja, Sie können die Cassenscheine sogar hier auf der Stelle umwechseln! Das ist ein Gewinn! Geben Sie mir nur das Geld."

Dem Kaufmann wurde nicht gut zu Muthe, er wollte nicht gern das Geld aus den Händen geben, auch nicht gern den lockenden Gewinn verlieren; doch endlich war er fest.

„Wenn ich nicht mit Ihnen gehen kann, Herr Bagnéres, so kann ich das Geschäft nicht machen. Erklären Sie sich kurz, denn nutzlos mag ich meine Zeit hier nicht zubringen, sondern will von hier direkt nach F** zur Messe reisen, um mit meinem Gelde andere Geschäfte zu machen."

Bagnéres sagte verlegen: „Ei Possen! Geben Sie mir das Geld. Warum wollen Sie denn mitgehen? Und Sie besinnen sich noch?"

Der Kaufmann schüttelte den Kopf; „es bleibt dabei, ich muß mitgehen."

Bagnéres bat, drohte, doch er konnte ihn zu Nichts bewegen. „Reisen Sie denn in Teufels Namen zur Messe. Mitgehen dürfen Sie nicht, und so bleiben Sie, wie Sie sind, ich werde meinen Mann schon finden. Da ist mein Cousin,

der Lassaly aus Lyon, ein anderer Mann als Sie, der hat noch Muth Etwas zu unternehmen, mit dem wird sich etwas machen lassen. So reisen Sie nur zur Messe."

Charles verschwendete umsonst seine Beredsamkeit, der Kaufmann verließ ihn und reiste sogleich ab.

Inzwischen hatte kaum Jener dem Charles den Vorschlag gemacht, und die Abreise auch erfahren, in welcher Gesellschaft er nach H...... gereist sei, als er, sei es aus Rechtlichkeitsgefühl oder aus Haß, Charles Plan der Regierung anzeigte. Sogleich gingen Stafetten nach H...... und nach jenem Orte, den der Kaufmann zur Messe besucht hatte. Charles früherer Reisegefährte wurde eingezogen und gezwungen, Alles zu bekennen. Er erzählte das ganze Sachverhältniß, gestand sein Unrecht, in den Plan des Bagnéres eingewilligt zu haben, doch fürchtete er keine Strafe, weil er das Geschäft später verweigert habe. Näheres konnte man von ihm nicht erfahren, außer daß bei seiner Abreise der Plan des Bagnéres dahin gegangen, mit Herrn Lassaly es zu unternehmen. Dieser war inzwischen auch in H...... angelangt, und hatte bereits die Versicherungsgelder für die verunglückten Schiffe in Empfang genommen. Von der Anwesenheit seines Cousin Charles in H......

hatte er nichts erfahren, auch nicht, daß derselbe plötzlich daselbst festgenommen und nach Paris in Ketten transportirt worden sei.

Kurze Zeit vorher, ehe Lassaly seine Abreise festgestellt hatte, gesellte sich unter mancherlei Vorwänden an öffentlichen Orten ein Unbekannter zu ihm. Er bot ihm, dem Fremden, seine Dienste an, und führte ihn in der Stadt umher, ihm bereitwillig überall Auskunft ertheilend. Plötzlich blieb er stehen, Lassaly bemerkte, daß einige verdächtig aussehende Leute ihnen beständig folgten, plötzlich sprach der Fremde: „Mein Herr, ich bin beauftragt, Sie zu verhaften; widersetzen Sie sich nicht, Sie sind in unserer Gewalt."

Bestürzt entgegnete Lassaly: „Was wollen Sie von mir, ich bin der Kaufmann Lassaly aus Lyon." —

„Das mag sein, wie es will, Sie sind aber ein Falschmünzer. — Kommen Sie nur, man wird Sie dahin bringen, wo Ihr Vermögen und Ihre Papiere sich befinden."

Erbleichend folgte Lassaly dem Polizeiagenten.

Die Ursache seiner Verhaftung war folgende gewesen: Kaum hatte jener Kaufmann geäußert, Charles habe das Geschäft mit Lassaly machen wollen, als sogleich der Befehl nach Lyon abging, bei demselben Hausuntersuchung zu halten. Der

Umstand, daß Lassaly nach H** gereist war, vergrößerte noch den Verdacht und man fing an zu glauben, er verdanke einer so unredlichen Quelle sein ganzes Gut. Schnell hatte das Gerücht durch ganz Lyon sich verbreitet und der gute Name Lassaly's war plötzlich gebrandmarkt. Die Geschäftsfreunde beeilten sich, jede Verbindung mit diesem Hause möglichst abzubrechen, und einsam, ohne Trost, Rath und Hilfe durchlebte die arme Claris eine schreckenvolle Zeit.

Lassaly mußte sich einem strengen Verhör unterwerfen, welches jedoch dazu führte, ihn in Freiheit zu setzen. Er eilte, was er konnte, nach Lyon zu kommen, und schickte Boten nach Paris, um den wahren Verlauf des Ganzen bekannt zu machen.

Madame Bagnéres gerieth ganz außer sich über diese Vorfälle, sie glaubte, ihr Neffe habe absichtlich ihre ganze Familie mit Schande bedecken wollen. Kaum hatte sie erfahren, Charles befinde sich zu Paris im Gefängnisse, so erwirkte sie sich die Erlaubniß aus, ihn besuchen zu dürfen. Sie fand Charles in Fesseln; er erschrack, als die Tante eintrat und zwar in Begleitung einiger seiner Bekannten.

„Tante, was wollen Sie hier?"

Sie ergrimmte noch mehr über diese Frage:

„Ich will Dich fragen, was Dich bewogen hat, meinen Schwiegersohn und meine Tochter in Unglück und Schande zu bringen, Du Bösewicht!"

Charles entgegnete mit niedergeschlagenen Blicken, denn er schämte sich, daß ihn Bekannte in einem solchen Zustande sahen. „Mein Unglück hat mich hierher gebracht! Von Ihrem Schwiegersohn weiß ich nichts. Verlassen Sie mich!"

Madame Bagnéres sah wohl, wie niedergeschlagen ihr Neffe sei, aber sie empfand eine innere Freude darüber. „Warum soll ich gehen? Ich bin hergekommen, um Dir in diesen Kerkerwänden Deine Schändlichkeiten vorzuwerfen! Du hast mich und mein ganzes Haus in's Unglück stürzen wollen! Du Abschaum!"

Charles blickte starr auf die Tante. „Ist es passend, Tante, mich hier zu höhnen? Und noch Andere haben Sie hergebracht, sich an meinem Unglück zu weiden! Ihr Schwiegersohn ist frei, darum verlassen Sie mich, Tante, ehe Ihre Worte mich erinnern, was mich hierher gebracht hat, gehen Sie!"

Madame Bagnéres blieb. „Was, Du heißt mich geh'n? Du lasterhafter, elender Mensch —"

Charles rasselte mit seinen Ketten, eine rasende Lust, Rache zu nehmen, überwältigte ihn: „Tante, man nennt Ihren Schwiegersohn ein Kind des

Glücks! Ich kenne die goldenen Glücksquellen und will ihren Ursprung bald bekannt machen. — Er hielt inne, es fiel ihm ein, wie er damals seiner Cousine gesagt, er werde sich einst noch rächen. Ein Gedanke durchflog ihn, den eigentlich das thörichte Benehmen der Madame Bagnéres erzeugt hatte."

„Sind Sie noch hier, Tante? Bald sollen diese Wände den Herrn Lassaly sehen. Kerkermeister! Ich will zum Minister geführt werden. Ich habe wichtige Dinge zu entdecken!"

Madame Bagnéres lächelte über seine ohnmächtige Wuth und verließ das Gefängniß mit ihren Freunden, um schleunig nach Lyon zu ihrer Tochter zu reisen, die allein und verlassen in großer Angst schweben mußte.

Lassaly kam inzwischen an der Grenze an, er hätte ruhig, als ein Mann, der in ganz Frankreich bekannt war, weiter reisen können, allein er wußte selbst nicht warum, er verfügte sich zu dem Maire des Grenzortes, um seinen Paß vorzuzeigen. Der Maire machte ein überaus freundliches Gesicht.

„Beim Himmel, das freut mich, daß Sie sich aus freien Stücken überliefern, es hätte mir sonst viel Mühe gemacht."

„Was meinen Sie?" fragte Lassaly, „ich verstehe Sie nicht."

Der Maire schwieg und legte ihm einen Befehl des Ministers vor, Lassaly dort zu verhaften. Derselbe sei in M* zwar wieder in Freiheit gesetzt und scheinbar seine Schuldlosigkeit erwiesen worden: Die Aussage eines gewissen Charles Bagnéres vermehre indeß den früher gefaßten Verdacht auf das Stärkste, weshalb es nothwendig sei, seiner Person sich zu versichern.

Lassaly wurde in's Gefängniß geführt, um bald nach Paris gebracht und Charles gegenübergestellt zu werden. Bis hierher war er noch immer ruhig und gefaßt; als er aber erfuhr, daß sein Vermögen inzwischen mit Beschlag belegt worden, seine Güter vom Staate administrirt würden und daß sein Weib aus Gram erkrankt sei, da brach seine ganze Kraft zusammen. „Ich war ein Kind des Glücks," rief er, „um in Schmach und Elend umzukommen." Er schöpfte noch die einzige Hoffnung, gleich nach dem ersten Verhöre befreit zu werden; aber Charles hatte die kränkenden Worte seiner Tante nicht vergessen, eben so wenig als seine verschmähte Liebe, und erklärte ihm frech ins Gesicht, daß er ein Falschmünzer, und nur durch den Umtausch falscher Cassenscheine zu seinem bedeutenden Vermögen gelangt sei.

Allerdings mußten die Untersuchungen endlich das Unwahre seiner Angaben enthüllen; aber

Charles verstand es, ein so schlaues Gewebe von Lügen zu entwickeln, daß immer neue Erörterungen, Nachspürungen für nothwendig erachtet wurden. So verging ein Monat nach dem andern. Der arme Lassaly inzwischen — blieb im Gefängniß. — Aber Charles Festigkeit brach mit der Zeit, und einmal, als er wieder mit Lassaly confrontirt wurde, erschrack er über das jammervolle Aussehen des einst sehr Glücklichen so, daß er offen Alles bekannte. Er gestand, wie es nur seine Absicht gewesen sei, jenen Kaufleuten eine bedeutende Summe zu entlocken und mit dieser nach England oder Amerika zu flüchten.

Lassaly wurde augenblicklich auf freien Fuß gesetzt; aber über ein Jahr hatte dies furchtbare Zwischenspiel seines Lebens gedauert. Wie hatte sich sein blühendes Aeußere umgestaltet! Sein Vermögen war zerrüttet, sein Weib durch Gram einer welken Blume gleich geworden. Zitternd trat Lassaly in ihr Zimmer zu Lyon. Jules, der zugegen war, erschrack heftig bei seinem Anblick.

Lassaly faßte seine Hand: „Jules, wie begrüßest Du mich?"

Jules umarmte ihn weinend: „Kind des Unglücks!"

Lassaly drückte die schluchzende Claris an sein bewegtes Herz. „Als ich abreiste," sprach er weh-

müthig, „wie glücklich verließ ich Alles! Mein gutes Weib! Haus und Hof, mein ganzes Vermögen schwand seitdem — doch Du bist mir geblieben, meine theure Claris, Du mein Jules, mein theurer Freund."

„Danken wir nun Gott, daß Du frei bist," rief Jules; „Alles Andere sei vergessen. Wenn wir uns nur haben, Frohsinn und Vermögen werden bald wiederkehren, nnd bald nenne ich Dich wieder ein Kind des Glückes.

7.

Jules hatte wahr gesprochen.

Noch war kein Jahr verflossen, als das Glück wieder in das Haus Lassaly's eingezogen war, und sich allda dauernd niedergelassen hatte.

Claris hing mit der zärtlichsten und aufopferndsten Liebe an ihrem Gemal, Jules erfüllte die Pflichten eines wahren Freundes. Das Geschäft stand bald wieder in vollster Blüthe und das Glück Lassaly's wurde wieder sprichwörtlich.

Wenn auch manchmal die Rückerinnerung an

die ausgestandenen Leiden die Seele Lassaly's traurig stimmte, die schöne Claris wußte ihm bald wieder die aufsteigende Kummerwolke zu verscheuchen, indem sie ihn mit inniger Zärtlichkeit umschlang und mit heißen Küssen bedeckte.

Und erst als sie ihm eines Tages erröthend ein süßes Geheimniß mittheilte!

An dem Tage aber, an welchem der Urheber so vieler Leiden, der böse Charles auf die Galeeren abgeführt wurde, wiegte Lassaly ein wunderholdes Knäblein auf seinem Schooße, das leibhaftige Ebenbild der guten Claris, die mit verklärten Augen vor ihm stand.

Jules, der getreue Freund, aber stand lächelnd zur Seite und sprach:

„Habe ich es Dir nicht gesagt? Bald nenne ich Dich wieder ein Kind des Glückes!"

Ende.

Inhalt.

Haffner, Karl,

Die Kinder von Neudorf Roman von Carl Haffner

Wien 1871

urn:nbn:de:bvb:12-bsb11016132-0